MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80613-4

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHWANN, MATHIEU

TITLE:

DER SINN DER DEUTSCHEN...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1916

Master Negative #

92-80613-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

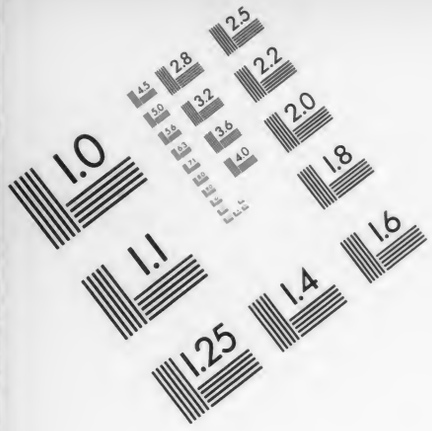
943
Sch94

Schwann, Mathieu, 1859-
Der sinn der deutschen geschichte, von Mathieu Schwann. Berlin, Reimer, 1916.
xiv, 229 p. 23½ cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4-7-93 INITIALS MY
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

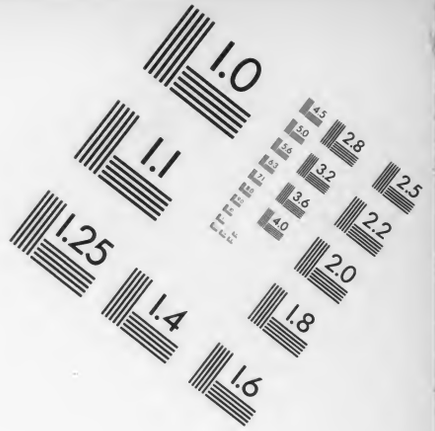


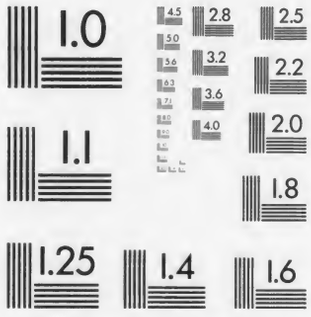
AIIM

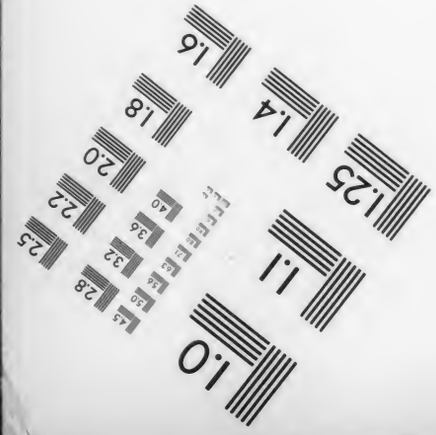
Association for Information and Image Management

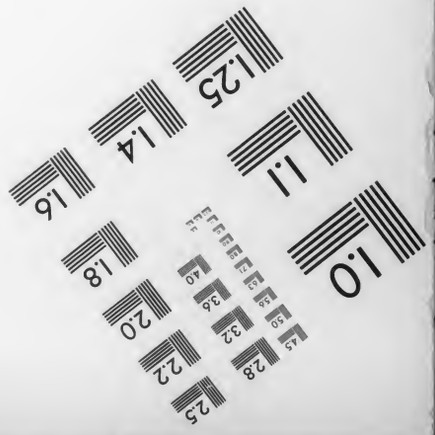
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202









MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Der Sinn der deutschen Geschichte

von

Mathieu Schwann

Berlin 1916
Druck und Verlag von Georg Reimer

943 S..94

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

The
Nathaniel Currier Fund
for the
increase of the Library
Established 1908

9128.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

Der Sinn der deutschen Geschichte

von

Mathieu Schwann

Berlin 1916
Druck und Verlag von Georg Reimer

21-9426

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

943
Sch94

Sept. 14, 1921 - CTW.
O.S.P. Dept. 16/21

Vorwort.

In das Vorwort bringe ich die Erinnerung an eine Erscheinung hinein, der von der Geschichtschreibung bisher nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es ist die Änderung oder vielleicht gar die Spaltung des Weges der europäischen Kultur seit der Erstarkung des westlichen Kontinents. Um das Mittelmeerbecken herum ging die Menschenkultur ihren Weg ungebrochen gegen Norden und Osten bis tief in die slawischen Grenzen hinein. Von der Zeit der Entdeckung Amerikas ab aber spalteten sich die europäischen Interessen. Die Kultur Europas verlor seitdem ihre scharfe Pfeilrichtung zum Osten hin immer mehr, und immer mehr wandten sich die mobil werdenden Kräfte der europäischen Völker von Osten, von Asien ab und dem fernen Westen zu, immer weniger drang kolonisatorische Arbeit von Europa unmittelbar nach dem Osten vor. Die bald folgende Hinwendung Englands nach Südasien und Afrika fällt in ihrer ersten Zeit ganz unbestreitbar unter das Problem des Westens. Später wird sie alsdann zu einer Loslösung Englands von den Gesamtinteressen der europäischen Kultur und zur Wahrnehmung rein britischer Sonder- und Geldinteressen, so daß wir in diesen knappen Ausführungen die englische Frage außer acht lassen können. Sie ist ein besonderes Blatt der Menschengeschichte.

Heute liegt die Sache nun so: Amerika ist selber Kulturland geworden; seine Völker, besonders diejenigen der Union, fühlen sich als Träger der Kultur, als Kulturmacht. Sie begannen von der „anderen Seite“ her, über den Stillen Ozean hinüber, das Problem „Asien“ in Angriff zu nehmen, das immer noch ungelöst

zwischen dem alten Kulturland Europas und dem Neulande Amerikas liegt. Eine Aufgabe — ein Interesse — ein Ziel verbindet letzten Endes beide Kontinente.

Aber in Europa selbst verschob sich die Lage der Dinge. Die am weitesten gegen Osten vorgeschobenen Mächte, die „Zentralmächte" Deutschland und Österreich, haben heute diejenigen europäischen Westmächte, die sich am meisten mit dem Prestige der Kultur und Zivilisation drapierten, nicht mehr hinter sich. Nach einer langen Periode der Lähmung und der Niederhaltung ihrer kolonisatorischen Aufgabe im Osten, traten die Westmächte nun in offener Feindschaft den Zentralmächten entgegen.

Daneben war Amerika selbst, empfangend und gebend, in unmittelbaren Verkehr und Austausch mit den Zentralmächten getreten, ein Verkehr, der einmal auch von den Westmächten hätte vermittelt werden sollen. Die Emanzipation der Vereinigten Staaten von der Herrschaft Englands hatte diesen Plan durchkreuzt. Und ganz offen tritt die Spaltung der europäischen Interessen heute in der Umwerbung Amerikas durch die feindlichen Mächtegruppen zutage. England und Frankreich bedürfen Amerikas — das ist ganz unzweifelhaft — zur Aufrechterhaltung ihres Ansehens und ihrer Macht; Deutschland und Österreich können dieser materiellen Hilfe entraten, aber zum ideellen Zusammenhange mit der Kultur der Menschheit bedürfen sie der westlichen Vermittelung.

Die Lage ist klar: von Westen her drangen zwei Kulturströmungen gegen Osten vor. Einstens war es die eine, dargestellt und vornehmlich gespeist durch das Kulturleben der europäischen Westmächte. Heute trat neben sie die zweite westliche Strömung von dem jungen Kulturstaate Amerikas.

Die Zentralmächte, Deutschland vor allem, müssen zu ihrer Kulturarbeit gegen Osten ihres Rückens im Westen sicher sein. Sie können ihr Ziel nur erreichen entweder durch eigene Machtsicherung gegen Westen, gegen Frankreich und England; diese eigene Machtsicherung aber bedeutet eine teilweise Lähmung ihrer Kräfte gegen Osten. — Oder sie können ihr Ziel dadurch erreichen, daß sich ein anderer Wille hinter den Nichtwillen der

Westmächte stellt, daß also Amerika die Einheit seiner Kulturaufgabe mit derjenigen Deutschlands begreift und erfaßt, daß es mithin die Westmächte aus ihrer selbstsüchtigen Feindschaft gegen Deutschland herausbringt oder diese Feindschaft zum wenigsten vor künftigen Gewaltausbrüchen gegen Deutschland zurückhalten hilft.

Die Frage wäre also: Wird in Zukunft die Kultur der Menschheit, einst in Europa gepflanzt und von Volk zu Volk fortschreitend gepflegt, sich von Amerika aus unmittelbar hinter die deutsche Arbeit gen Osten stellen und wird sie dieser Arbeit auch selber vom „Ostufer" Asiens her entgegenkommen? — Oder wird der alte Kulturstrom von den Westmächten Europas her sich wieder einstellen und sammeln und unter Deutschlands Vermittelung den Osten zu erreichen und zu befruchten suchen?

Das erste würde eine allmähliche Ausschaltung der Westmächte Europas und den Austritt aus ihrer alten Stellung von führenden Kultur- und Weltmächten zur Folge haben. Das zweite würde vielleicht zu einer bewußten Heraus- und Heraufarbeitung der europäischen Kultur und ihres Trägers, des „Europäers", führen. Eine Frage, deren Lösung in einem wesentlichen Teile auch davon abhängt, ob Amerika schon so reif geworden, um aus einseitiger Verfolgung seiner materiellen Interessen an die zielbewußte Mitarbeit an der Kultur der Menschheit heranzutreten? Wird Amerika die ideelle Vertretung auch seiner Kulturinteressen durch Deutschland im Osten erkennen? Oder wird es neutral zwischen feindlichen Mächten nur seine materiellen Interessen verfolgen? Oder wird es gar den Bund der Westmächte begünstigen, die Asien und Afrika zum Kampf gegen Deutschland zu mobilisieren versuchen?

Die deutsche Frage wuchs, wie wir sehen, im letzten Jahrhundert zur Frage der europäischen Kultur heran, sie wuchs in das Herz der Menschheitskultur hinein. Daß dies die Wirklichkeit ist, daß man in Deutschland allerwärts beginnt, sich dieser Wirklichkeit bewußt zu werden, das ist der tiefe Brunnen der Stärke und der ernsten und würdigen Haltung unseres Volkes im gegenwärtigen Weltringen. Ob Sieg oder Untergang — das ist nicht

die Frage, die in Deutschland die tapfersten Herzen am meisten beschwert, sondern dahinter steht die andere Frage, ob die Entscheidung in dem höchsten Zeichen falle, das je am Himmel der Menschheit erschien: in dem Zeichen einer wahrhaft fortschreitenden Menschenkultur, was gerade für uns Deutsche die höchste Bürgschaft unserer Existenzsicherung wäre.

Kant baute die inneren Stufen der Rechtsentwicklung aus: Staatsrecht — Völker-(Staaten-)recht — Weltbürgerrecht. Und das letzte nannte er nicht ein philanthropisches, sondern ein *rechtliches* Prinzip. Das Weltbürgerrecht ist noch nicht geschaffen; das Völkerrecht besteht erst in schwankenden Anfängen. Ideell aber wirken beide schon, wenn auch oft noch so unklär, in die Beziehungen der Menschen und Völker von heute hinein. Wir *müssen* da weiter. Und wir können nur weiter, indem die inneren, die ideellen Stufen der Rechtsentwicklung zu wirklichen und geschichtlichen werden. Die menschliche Gemeinschaft — das ist und bleibt das Ziel über alle tiefen Zwiste hinüber. Aber der Weg dahin? Nur im *Gehen* ist er zu finden, nur die Erfahrung kann ihn uns weisen, niemals eine ideologisch-konstruktive Vorwegnahme.

Seit einem Jahrhundert und mehr haben wir versucht, uns den andern Völkern verständlich zu machen. Die Kulturnationen des Westens haben unser Angebot abgelehnt. Nur mit sich beschäftigt und mit den äußeren Vorteilen einiger Menschenklassen, hatten sie den Hochmut, unser Angebot an Kulturarbeit kaum eines ordentlichen Blickes zu würdigen, obwohl unsere Angebote zum Teil über ihre vielfach stümperhaften Erfahrungen und Theorien — auch auf den Gebieten des Rechtes und der Politik — weit hinausgingen. Die bis heute fortgesetzte und gar verschärfte störrische Ablehnung einer Gemeinschaft mit uns enthebt uns nicht der Pflicht, jene künftige Gemeinschaft dennoch zu suchen. Aber nur noch auf dem Wege können wir sie jetzt suchen, wo wir mit einem nicht vorhandenen *guten* Willen nicht mehr rechnen, sondern wo wir auch gegen den bösen Willen unserer Gegner unser Ziel zu erreichen, unsere weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen vermögen.

Für uns selbst wissen wir den Weg dahin; Bismarck lehrte das Kunststück: Kraft gepaart mit Mäßigung. Unerschütterlich gegenüber dem Notwendigen — maßvoll gegenüber den eigenen Wünschen und Begehrungen. Und ob wir bei Bismarck, Kant und Goethe, ob wir bei Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach anfragen, das Lied von der „fuoge“ und der „masze“ klingt immer wieder auf. Immer wieder, weil es deutsch ist. Die Pflege *unserer* Art wird uns allen helfen, die Pflege *fremder* Art in uns ist allen verderblich und uns zu allermeist.

Oben fragten wir, ob Amerika reif sein wird? Denken wir an „Amerikanismus“ und an dieses deutsche Gebot, so springt der volle Gegensatz auf. Dieser amerikanische Charakter — wenn er es ist — paßt viel eher zur der erstarrenden Selbstsucht Frankreichs, zu der unverblümten Unersättlichkeit Englands, zu der Raubgier Rußlands. Aber in Amerika steckt noch viel Jugend, *und* in Amerika stecken viele alte Keime aus europäischen Niedergängen, womit es noch fertig zu werden hat. Diese Zukunftsentwicklung haben wir zu erwarten. Heute aber liegt für den historischen und politischen Blick die Tatsache offen: Die Entdeckung Amerikas spaltete die Interessen Europas, sie brachte den bisherigen Gang der europäischen Kultur gen Osten zur Verlangsamung, dann zum Stillstand. Portugal, Spanien, Frankreich, England wandten ihre Kräfte gegen Westen und entzogen damit der Kolonisation des Ostens Beihülfe und Rückhalt. Erst die Befreiung der Vereinigten Staaten von englischer Herrschaft brachte diesen Wettlauf der europäischen Mächte gegen Westen allmählich zum Stillstand; erst das Heraufwachsen Amerikas zu eigener Kulturarbeit gab auch auf dem europäischen Kontinent den Antrieb, wieder in die alten Bahnen der Kolonisation des Ostens zurückzulenken. England drang in Südasien vor und sicherte sich den Weg dahin in West-, Süd- und Ostafrika. Frankreich versuchte sich in Ägypten, Syrien, Siam. Seine Kolonisationsarbeit blieb entweder ohne nachhaltigen Erfolg oder seine Vorarbeiten fielen den Engländern zu. Deutschland stellte sich hinter Preußen, die Vormacht Europas gegen das Moskowitertum und, von der Rivalität Österreichs endlich freigeworden, wurde für Deutsch-

land auch die Bahn frei zur Verständigung mit der anderen Kulturwelt des östlichen Mittelmeers, mit dem Islam. Wie seit Jahrhunderten nicht mehr ist heute wieder der Blick der europäischen Völker gegen Osten gerichtet. Die Frage bleibt: wird eine europäische Kultur nun hier die Führung der Einzelvölker übernehmen? Oder werden die Sonderimperialismen der europäischen Völker erhalten bleiben und die Zwistigkeiten Europas mit auf diese neuen Wege hinausschleppen? Wie die Antwort ausfällt, muß man erwarten. Aber sicher umschließt die Beantwortung dieser Frage die anderen: ob Asien an der Kultur Europas erblühen wird oder ob Europa an Asien zugrunde geht? Denn auf die Dauer ist kein einzelnes europäisches Volk stark genug, im Gegensatz zu allen anderen europäischen Völkern diese ungeheure Aufgabe „Asien" im Sinne der Menschenkultur von sich aus allein zu lösen. Die Frage erweitert sich dahin: wird, wenn sich die europäischen Westnationen dem deutschen Willen zu einer einheitlichen und gemeinsamen Handlung versagen, ihr Nichtwille durch den anderen Strom menschheitlicher Kultur von Westen, von Amerika her ersetzt werden?

Indem ich hier in aller Kürze versuchte, aus den Fragen heraus, die uns heute alle beschäftigen, den Blick auf die Vergangenheit zu richten, könnte ich damit das Vorwort schließen. Nur zwei Dinge möchte ich noch erwähnen, um einer Frage des Lesers vorzubeugen.

Wenn ich mich im folgenden an einzelnen Stellen ausführlicher mit Meinecke auseinandersetzen mußte, so soll in dieser Polemik gegen einzelne seiner Gedankengänge durchaus kein Werturteil über seine ganze große Arbeit abgegeben werden. Diese Arbeit erscheint mir im Gegenteil hoch verdienstlich, und ich habe die größte Achtung vor seinem Fleiße, seiner Ausdauer und seiner tiefgreifenden Kunst der Erklärung. Um so mehr drängte es mich, auch im einzelnen, wo ich ihm glaubte widersprechen zu müssen, den Boden einer vielleicht möglichen Verständigung zu suchen.

Und das andere — fast Einfältige! Warum nennt dieser deutsche Mann sich Mathieu? Mehr als ein dutzendmal bin ich

dies seit dem Kriege gefragt worden. Nun, wie soll ich mich denn nennen? Mathieu — so hieß mein Großvater; meine Mutter nannte und rief mich so, alle meine Streiche habe ich unter diesem Namen gemacht und einiges Gute hoffentlich doch auch auf dem Gebiete der Literatur und der Wissenschaft darunter ausgerichtet.

Bergisch-Gladbach,
am 8. Geburtstage meiner Hiltrud.

Mathieu Schwann.

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung ..... 1—15

Der Begriff der Existenzsicherung. — Die Notwendigkeit zum deutschen Staate. — Allgemeiner Rückblick. — Werden des deutschen Geistes. — Das Romanentum. — Nationalbewußtsein und Individualismus. — Luther. — Die türkische Gefahr. — Die russische Gefahr. — Schweden. — Preußens Vorbereitung zur deutschen Führung. — Die deutsche Literatur. — Ihr nationaler Gehalt. — Friedrich der Große. — Goethe.

II. Zwischen Revolution und Reaktion ..... 15—32

Der westliche Radikalismus als neue Gefahr. — Stärkung des deutschen Wesens. — Die deutsche Freiheit. — Preußen zwischen Ost und West. — Verfall der alten Existenzsicherung. — Die preußische Reform. — Die allgemeine Wehrpflicht. — Altpreußische Beschränkung — nationaldeutscher Wille. — Die Heilige Allianz. — Die preußische Aufgabe in Deutschland. — Österreich versagt vor der deutschen Zukunft. — Der Bund. — Preußen — Österreich — Rußland. — Absolutismus und Orthodoxie in Preußen. — Die Reaktion. — Die russische Gefahr wird drohend. — Die alten Mächte. — Das neue Werden. — Bismarck. — Der Zollverein: wirtschaftliche Grundlegung der deutschen Einheit. — 1848. — Ausblick.

III. Von Friedrich Wilhelm I. zu Kant und Fichte .. 33—49

Der preußische Partikularismus als Existenzsicherung. — Rußland. — Zarismus und Nihilismus. — Tolstoj. — Die Meeresfrage. — Österreich. — Falsche Haltung. — Haydn, Mozart, Beethoven, vom Stein. — Humboldt. — Einheit von Staat und Geist. — Der Boden des Protestantismus. — Friedrich Wilhelm I. — Friedrich II. — Kant. — Fichte. — Das deutsche Nationalbewußtsein. — Notwendigkeit Preußens zur Freiheit. — Die Pole der Menschenentwicklung. — Fichte zur deutschen Existenzsicherung. — Der Bundesgedanke — Machiavelli und Fichte. — Der Nationalismus. — Nationalstaat und Menschheit. — Einheit von menschlichem und nationalem Bewußtsein im aufsteigenden Volke. — Die Kernfrage des politischen Denkens.

IV. Von Fichte zu Haller ..... 49—73

Der Bundesgedanke. — Fichte und Adam Müller. — Die Gesetze geschichtlichen Werdens. — Adam Müller, der katholische Kosmopolit. — Steins nationales Bewußtsein. — Von kosmopolitischer Idee zu internationaler Möglichkeit. — — Wilhelm von Humboldt. — Die Einheit von nationalem und universalem Denken im deutschen Geiste. — Undeutscher Charakter der reinen Machtpolitik. — Der Deutsche Bund. — Die Verneinung deutscher Entwicklung. — Heeren. — Welcker. — Luden. — Niebuhr. — Preußische Selbstzucht gegen realegoistisches Interesse. — Preußen und das deutsche Volk. — Staatsfeindschaft der Romantik. — Haller. — Dynastisches Interesse und Volkswille. — Romanischer Absolutismus. — Haller und Nietzsche. — Nationalstaat und Kulturfeindschaft. — Geistliche Staaten. — Schwächung der Existenzsicherung. — Robert von Mohl gegen Haller. — Wirklichkeit gegen Romantik. — Existenzsicherung und geistiger Rückgang.

V. Friedrich List ..... 73—96

Stahl gegen Haller. — Die innere Notwendigkeit. — Biologische Bedeutung des Individuums. — Individuum und Menschheit. — Der Staat als Mittel und als Zweck. — Steigende Menschheitsentwicklung durch die Hochentwicklung von Individuen und Völkern. — Friedrich List. — Der Irrtum der romantischen Demokratie. — Führerschaft und und Herrschaft. — Preußen und Rußland. — Die Lehre von den produktiven Kräften. — Die politische Natur des Schutzzolls. — Schutzzoll als Mittel der Existenzsicherung. — England und Frankreich zur deutschen Einheit. — Der Beruf des Politikers. — Vorhersage der englischen Zukunft. — Vertrauen auf Preußen. — Über Frankreich und Rußland. — Der Bund zwischen Deutschland und England. — Weltkrieg und Deutschlands Wiedergeburt. — Die Logik der europäischen Entwicklung.

VI. Die Romantik in Geschichte und Politik ..... 96—118

List und die Bureaukratie. — England gegen die Existenzsicherung Deutschlands. — Nationalgötter und Christentum. — Der Völkerkampf und die Kirche. — Züchtung und Erziehung. — Stahls politische Dialektik. — Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Forderung. — Hegel. — Seine Anhänger und Widersacher. — Seine Geschichtsphilosophie. — Der Gedanke des „auserwählten Volkes". — Weltgeist und Nationalgottheit. — Einerleiwerden und Einigwerden. — Die Altersstufen im Entwicklungsleben der Völker.

VII. Zwischen Fremdbewußtsein und Eigensinn ... 118—143

Leopold Ranke. — Selbsterhaltung, Selbstbehauptung. — Die Existenzsicherung bei Ranke. — Ranke und Wilhelm von Humboldt. — Masse und Individuum. — Ranke, kein Politiker. — Die eine Linie: Individuum, Volk, Menschheit. — Nationale Selbstbestimmung. — Egoismus, Selbstsucht, Selbstliebe. — Rankes Nationalstaat und die europäische Gemeinschaft. — Europa. — Der deutsche und der ultramontane Gedanke der Allgemeinheit. — Nachwellen der Revolution oder Wehen einer neuen Zeit? — Die Berufung Preußens. — Das Bundesproblem. — Notwendigkeit einer starken Vormacht. — Liberal-doktrinäre Staatskonstruktionen. — Süddeutsche Liberale und preußische Konservative. — Ultramontanismus und nationaler Staat. — Das deutsche Wesen und der Ultramontanismus. — Die Notwendigkeit der deutschen Selbstbesinnung.

VIII. Von deutscher Staatshoheit, von Fürst und Volk 144—162

Politischer Fremdwörterspuk. — Von Staatshoheit und Staatsverfassung. — Ranke-Zitate. — Manteuffel. — Der Begriff der Volkssouveränität. — Ranke und die Kaiserkrone. — Allgemeines Stimmrecht und staatsbürgerliche Erziehung. — Preußen und Frankfurt. — Von der „Oktroyierung". — Souveränität und Parlament. — Staatshoheit und Tagung. — Im Banne der Theorien. — Droysen. — Die romantisierenden Politiker. — Dahlmann. — Gagern. — Stahl. — Mangel an Geschichtskenntnis. — Bürgertum. — Arbeiterschaft. — Wirtschaftliche Existenzsicherungen.

IX. Ludolf Camphausen und Bismarck ..... 162—199

Bismarcks erstes Hervortreten. — Der Blick nach dem Auslande. — Skepsis und Glaube. — Aus Bismarcks Werdezeit. — Staat und Geist. — Die Grundkraft des Protestantismus. — Der deutsche Gedanke. — Bismarcks Frommsein. — Bismarck und die Demokratie. — Humanität. — Die Judenfrage. — Geschichtskenntnis und preußische Politik. — Der Antrag Camphausens vom 11. August 1849. — Das preußische Selbstbewußtsein. — Bismarck gegen Camphausen. — Der alte Preußengeist gegen den neuen. — Bismarcks Preußenrede. — Sein Übermut. — Der „verlorene Sohn". — Der werdende Staatsmann. — Bismarck und Gerlach. — Die deutsche und die preußische Notwendigkeit. — Die Notzeit der deutschen Einigung. — Umklammerung Preußens durch Deutschland.

X. Das neue Reich und das neue Ziel ..... 199—226

Preußische und westdeutsche Traditionen. — Rückblick auf das Werden der deutschen Einheit. — König Wilhelm und Bismarck. — Die Kaiserin Augusta. — Vereinigung der beiden Strömungen. — Schutzzoll. — Sozialpolitik. — Die inneren Kämpfe und die neuen Aufgaben. — Ideelle Forderungen — materielles Wachstum. — Von der „Sättigung".—Das Reich und die Parteien.—Die innere Einigung. — Die nationale Überpartei. — Ahnung des Koalitionskrieges. — Das Zentrum. — Der deutschfeindliche Katholizismus des Auslandes. — Die innere Einheit des Volkes. — Kraftquellen deutschen Lebens. — Bismarck und das Parlament. — Die deutsche „Hegemonie". — Der Panslawismus. — Das Reich und Rußland. — Frankreich und die „Rheingrenze". — Friedrich List über die französische Unzulänglichkeit; über Rußland; über das französisch-russische Bündnis. — Troeltsch über Frankreich. — Der westliche Liberalismus und die deutsche Freiheit. — Deutsche Vorbildungen zur Freiheit. — Rückblick. — Die heutige weltpolitische Lage. — Schlußbetrachtung. — List über England. — An der Spitze aller Völker des europäischen Kontinents.—Kaiser Wilhelm II. — Das Goethewort: „innerlich grenzenlos — äußerlich begrenzt".

I. Einleitung.

Der Begriff der Existenzsicherung. — Die Notwendigkeit zum deutschen Staate. — Allgemeiner Rückblick. — Werden des deutschen Geistes. — Das Romanentum. — Nationalbewußtsein und Individualismus. — Luther. — Die türkische Gefahr. — Die russische Gefahr. — Schweden. — Preußens Vorbereitung zur deutschen Führung. — Die deutsche Literatur. — Ihr nationaler Gehalt. — Friedrich der Große. — Goethe.

Unsere Zeit verlangt Verständigung, Verständnis, Einigung der Willen und Zielsicherheit. Sie läßt nicht die Muße, tiefgründige Studien zu machen und deren Ergebnis mit Zahlen, Daten und einer Unmenge gelehrter Noten in dicken Bänden mitzuteilen.

Möge man es darum hinnehmen, was aus einem Leben von Arbeiten, Forschen, Denken herausspringt, und man möge mir glauben, daß Klarwerden über Leben und Welt, vor allem über unser deutsches Leben von Anfang an Ziel meiner Arbeit war. Einen andern Willen kannte ich nicht und kenne ihn bis heute nicht.

Wenn hier nun kühn vom Sinne der deutschen Geschichte die Rede sein soll, so ist damit keineswegs ein Sinn gemeint, den ich mir etwa in abstrakter Ideologie zurechtgezimmert hätte, sondern ich sah Tatsachen, dort eine, hier mehrere, alle hatten eine bestimmte Ursache, sie übten bestimmte Wirkungen aus. Viele Wirkungen ganz anderer Art, als sie in der Absicht der Täter lagen, andere wieder erschienen in viel weiterem Zusammenhange, als er im Bewußtsein der Tatvollbringer obwaltete, als er selbst in der Auffassung mancher Darsteller widerstrahlte. Die Logik dieser Tatsachen und Geschehnisse zu erfassen, war, wenn man es so nennen darf, meine besondere Leidenschaft. Und so stellte sich in dieser Logik des Geschehens rückblickend ein Sinn der Geschichte dar, der wie die Summe des Sinnes der einzelnen Geschehnisse erscheint und aus ihnen gleichsam nur abgelesen wurde.

So lehrte die Geschichte selbst, daß alles und jedes menschliche Tun im letzten Ende einen Zweck hatte: den Zweck der Existenzsicherung. Ob die Menschen ein Haferfeld bauen oder eine Kirche gründen, ob eine Frau zum Studium greift oder Krupp eine Kanone gießt, ob man in einen Kegelverein eintritt oder Jurisprudenz studiert, — die Existenzsicherung ist in irgendeiner Form dabei immer im Spiele.

Wenn aber Karl Marx behauptete, die Produktionsweise des materiellen Lebens bedinge den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt, so hat er unrecht. Denn das Leben umfaßt weit mehr als bloß den materiellen Prozeß, und dieses Mehr kann nie und nimmer als eine bloße Funktion des materiellen ökonomischen Prozesses angesprochen werden. Gewiß gab und gibt es Menschen, deren Daseinsproblem mit dem Problem der Magenfrage gelöst erscheint. Aber zu diesen Menschen gehören unsere deutschen Arbeiter ganz sicher nicht oder nur zum kleinsten Teil. Fragt man aber einmal einen denkenden Arbeiter, was er vom Leben eigentlich verlange, so wird man sehr bald eine Antwort erhalten, die umschlossen ist mit dem Satze: Das ganze Leben! Außer Brot und Hungerstillung umfaßt dieses ganze Leben für ihn wie für uns alle: Gesundheit, keine Lebensverkürzung, Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten, ein behagliches Heim, die Möglichkeit, mit seiner Arbeit seine Kinder zu ganzen Menschen heranzubilden usw. In dieser Forderung der Möglichkeit der eigenen Ausbildung wie derjenigen seiner Kinder klingt nun ein Unterton mit; nicht das Individuum, der einzelne Mensch spricht hier zu uns, sondern mit ihm hören wir die Sprache der Art. Der einzelne, der zu uns spricht, verlangt die Möglichkeit der Entwicklung seines menschlichen Wesens, und diese Entwicklung umschließt nicht nur ihn, sondern mit ihm seine Kinder und Nachkommen, denen er sein Wesen mitteilte. Das klingt nach Metaphysik. Aber da mir und meiner Anschauung alles Natur ist, auch das, was heute noch rätsel- und geheimnisvoll seine dunklen Augen auf uns richtet, so gibt es für mich wohl eine Natur, die hinter ihrer einzelnen Erscheinung steht, aber nicht eine Natur, die hinter der Natur steht.

Fassen wir nun den einzelnen Menschen in seinem Willen, in

dem Denkbilde, das er sich von sich selber macht, auf, etwa als ganzen Menschen, so wird oder kann der uns wohl auch gelegentlich mit der Forderung kommen: Gebt mir Brot; mit der gleichen Kraft aber wird er außer der Stillung seines leiblichen Hungers die Stillung seines geistigen Hungers von uns begehren, dann, wenn er — um es populär auszudrücken — an seiner Seele notleidet, wenn er die Existenz seines „inneren Menschen" gesichert sehen will. Die eine Forderung ist so elementar wie die andere, kann es sein; sie kann darum nicht als Nebenerscheinung aufgefaßt werden, sondern muß als elementare Erscheinung des Menschenwesens in seiner Entwicklung anerkannt und begriffen werden.

Hat sich z. B. eine Anzahl von Menschen auf einen bestimmten Kreis von Glaubenslehren geeinigt, so taten sie das nur, weil ihnen auf dieser Grundlage eine Entfaltung ihres geistigen Lebens gesichert erschien. So wird es ihre Sorge, dieses Credo fest und unangetastet auch ihren Kindern und Nachkommen zu übermitteln, damit die Sicherung Dauer gewinne. Und wie die Tradition einer besten Art, das Brot zu backen, von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitet, so auch die Tradition einer Heilslehre. Lebenssicherung spielt in alledem mit, denn auch die Freude, die ein Kegelspiel gewährt, gehört mit zu den Bedürfnissen, die das Leben gesichert sehen will.

Marx baute sodann Stockwerke. Auf dem Fundament der „ökonomischen Verhältnisse" ließ er die juristischen, politischen, geistigen, religiösen Überbauten ruhen. Hätte er nicht so abstrakt theoretisiert, sondern geschichtlich und natürlich geschaut, so würde er erkannt haben, daß das Leben sich nicht in Stockwerken einkapselt, sondern über Stufen emporstrebt. Ganz und gar ist im Leben des Kindes der Sinn auf die körperliche Entwicklung eingestellt. Die „materiellen" Bestrebungen nehmen daher hier auch einen sehr breiten Raum ein, und wenn das Kind ein Verständnis der Dinge besäße, so würde es unfehlbar an seinen Vater die Aufforderung richten: Du, sorge mir vor allem dafür, daß meine ökonomischen Verhältnisse in bester Ordnung sind. Ebenso sicher und natürlich, wie infolge der Notwendigkeit der Körperentfaltung und Sinnesentwicklung diese Tatsache im Kindesalter erscheint, gibt es bei gesunder Entwicklung des Menschen einmal

eine Zeit, wo diese materiellen Neigungen hinter den geistigen zurücktreten: der Mensch will etwas können und lernen; er fühlt sich als Kind nicht ganz; er will Antwort auf die Fragen haben, die ihm die Sinne stellen, kurz, das Leben in ihm verlangt nach geistiger Sicherung. Und um diese zu erreichen, stört es sich an die ökonomischen Verhältnisse manchmal blutwenig, sondern schreitet über sie und ihre Trümmer fort zu dem neuen Ziele, das ihm winkt.

Die Frage verwickelt sich nun nach einer andern Seite. Der einzelne Mensch ist ein Ganzes oder kann doch ein Ganzes sein. Aber so sehr er auch seinen eigenen Kopf hat und ihn durchzusetzen sucht, ebensosehr zeigt es sich, daß er ja doch kein Einzelwesen ist, sondern durch Familie, Geschlecht, Stamm, Volk, Gesellschaft, Kirche, Vereine usw. Teil eines ihn Umfassenden, Organ eines größeren Organismus ist. *Existenzsicherung gilt es.* Da sagt ihm nun sein Kopf: ich will das und das, und dagegen sagt ihm die Gesellschaft: du sollst aber das und das. Zu meiner Existenzsicherung gehört meine Freiheit. Ich muß sie haben und behaupten, denn ohne sie höre ich auf, Ich zu sein. Gesellschaften aber, Völker, Vereine schlossen sich zusammen, um die Freiheit ihrer Mitglieder zu schützen. Indes: mit dem Zusammenschluß mehrerer Menschen entstand ein neues Wesen, und dieses neue Wesen untersteht dem gleichen Gesetze wie alle andern. Geschaffen, um das Leben seiner Mitglieder sichern zu helfen, tritt neben diesen Zweck nun ein zweiter: Sicherung der eigenen Existenz als Gesellschaft, Volk, Kirche usw. Da kann es nun dazu kommen, daß man z. B. Zünfte einrichtete, um das Leben der Meister zu sichern, und hintennach bestehen wohl die Zünfte, aber die Meister sind keine Meister mehr, sondern Stümper, und ihr Leben ist so wenig gesichert, daß sie uns vielmehr als arme heruntergekommene Schlucker erscheinen. Und ebenso kann es dazu kommen, daß man Kirchen stiftete, um das Leben und die geistige Entfaltung der Christen zu sichern, und hinterher gibt es wohl Kirchen und Kirchenangehörige, aber die lebendigen Christen verschwanden, und von geistiger Entfaltung sieht man nichts.

Es ist leicht einzusehen, daß dem Volke oder dem im Staate

organisierten Volke die gleiche Gefahr droht, schließlich als Staat dazusein mit einer Unmasse von Staatsangehörigen und mit keinem einzigen wirklich lebendigen Staatsbürger. Wo diese aber, die aktiven, selbständigen und selbstbewußten Staatsbürger fehlen und durch Nummern ersetzt sind, da ist das Leben des Staates so wenig gesichert, als das Leben des von ihm umschlossenen „Volkes". Das lehrt die Geschichte. Und ebenso ist es sehr gut zu begreifen, daß weniger lebendige und von ihrer Kraft und ihrem Willen durchdrungene Menschen den allzu straff organisierten Staat fürchten und fürchten müssen, da er ihr Leben und ihre Entwicklung nicht sichert, sondern bedroht und womöglich auslöscht. Die Abneigung der Süddeutschen gegen Preußen und seine absolutistische Uniformierungstendenz vor 1848 war durchaus nicht so unnatürlich und nicht so unberechtigt, als es mancher Geschichtschreiber heute darstellen möchte. Vor allem auch fürchteten die preußischen Katholiken eine schwere Beeinträchtigung ihrer geistigen Lebenssicherung von der Herrschaft dieser protestantischen Macht.

Wenn nun aber von jedem Verbande, von jedem Zusammenschluß dem einzelnen Menschen die gleiche Gefahr droht, anstatt zu einer Verstärkung seiner eigenen Lebenssicherung zu gelangen, diese vielmehr einzubüßen und schließlich vollends zu verlieren; und wenn auf der andern Seite dennoch Zusammenschluß absolute Notwendigkeit geworden ist, so erhebt sich ganz von selbst die Frage: *muß* denn jeder Zusammenschluß mit andern schließlich zum Verluste meiner Freiheit und damit zum Untergange meines besonderen Lebens führen? Oder gibt es eine Möglichkeit, dieser Gefahr auch im Verbande selbst zu begegnen? Es ist die Antwort auf diese Frage schon halb im Obigen gegeben worden, da, wo darauf hingewiesen wurde, daß ein Verband seine Lebenssicherung verliert, wenn er seine Angehörigen zu leblosen Verbandsnummern herabsinken läßt oder gar herabdrückt. Jene Möglichkeit ist vorhanden, weil ein Verband — oder sagen wir jetzt rund heraus Staat —, weil also der Staat mit jedem einzelnen seiner Staatsbürger im letzten Grunde das gleiche Interesse hat und haben sollte. Die Lebenssicherung des Staates kann letzten Endes nur auf der Tüchtigkeit seiner Bürger beruhen. Also hat er das Interesse, diese Tüchtigkeit zu erhalten und zu pflegen. Die Lebens-

sicherung des einzelnen hinwieder wird erhöht durch einen Zusammenschluß, durch einen Verband, der stark und lebenskräftig in sich ist und der Art des einzelnen und ihrer Entfaltung Vorschub zu leisten vermag. Wie demnach der einzelne, der Staatsbürger, auf die Stärke seines Staates nicht verzichten kann, so der Staat nicht auf die Selbständigkeit, auf das Mittun seiner Staatsbürger. Ist Tüchtigkeit die Sehnsucht jedes starken und lebensfähigen Menschen, und erwächst die aktive Tüchtigkeit nur auf dem Boden der persönlichen Freiheit, so ist Tüchtigkeit seiner Bürger die Notwendigkeit jedes Staates, und damit wird ebenso notwendig die Pflege dieser Tüchtigkeit und die möglichste Erhaltung der persönlichen Freiheit. Die Herstellung einer Harmonie zwischen persönlicher Freiheit und staatlicher Gebundenheit ist das Kunststück, das von Staat und Bürger seine Vollendung erwartet. Im Prinzip aber war diese Notwendigkeit zum ersten Male offen von Luther in Deutschland verkündigt, als er das Wort vom Allpriestertum der Christen und von der Freiheit des Christenmenschen sprach. Hier trat die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit dem kirchlichen hierarchischen Mechanismus entgegen, der von einer Mündigkeit des reifen Menschen nichts wissen wollte, sondern ihn unter steter geistiger Vormundschaft hielt.

Da traf es sich nun so, daß Luthers Tat zu einer Tat im Geiste des deutschen Lebens wurde. Vornehmlich auf der Entwicklung des geistigen Wesens der romanischen Völker war die Lehre der alten Kirche erwachsen. Sie war stark und elastisch genug geblieben, fast alle Anregungen, die ihr aus dem geistigen Leben dieser Völker geboten wurden, in eigenes zu verwandeln. Es sei nur an die Anerkennung der Orden von Citeaux und Prémontré, des Franziskus und Dominikus erinnert. Und zuletzt noch hatte die kirchliche theologische Wissenschaft in der Summa des Thomas von Aquino ihren Gipfel gewissermaßen erreicht. Hinter den Romanen aber standen noch andere Völker, die ihre Eigenart von der kirchlichen Entwicklung berücksichtigt sehen wollten. Vor allem die Deutschen. Als aber ihr Geist sich selbständig zu regen begann, war das Leben der Kirche schon so sehr romanisch durchtränkt und in dieser Art erstarrt, daß jede Fortentwicklung des deutschen Geistes mit ihrer Lehre in Widerspruch geraten mußte. Die

deutsche Geistesentwicklung blieb von der Kirche ausgeschlossen. Nur im Gegensatz, in der Verneinung dieses deutschen Geistes fand sie von nun an ihre Lebenssicherung, was natürlich umgekehrt zur Folge hatte, daß die deutsche Entwicklung die Kirche verneinte. Die Lage war so, daß überall dort, wo deutsches Denken Aufnahme fand, die Kirche verneint wurde, da die deutsche Entwicklung ihrerseits nur eine Sicherung finden konnte, wenn sie sich bejahte und ihre Gegnerin verneinte.

Seit der Reformation stehen sich diese beiden Mächte als Todfeinde gegenüber, und am Ende des aus dieser Gegnerschaft erwachsenen Dreißigjährigen Krieges war das deutsche Leben auf allen Gebieten gezwungen, seine Sicherung zu suchen. In seiner südlichen Ostmark war der romanisch-absolutistische Geist Herr geblieben. Er konnte das, weil hier eine noch nähere und größere Gefahr drohte: der Türke. Ihm gegenüber galt es zunächst nur, sich selber zu behaupten und zu erhalten. Ein durchaus konservativer Geist erfüllte die habsburgisch-österreichische Entwicklung seitdem, ein Geist, der sie um so mehr dem deutschen Leben entfremden mußte, als jene äußere Gefahr zurücktrat. Mit dem Zurücktreten dieser äußeren Gefahr wurde die Erhaltung des habsburgischen Kaisertums für das deutsche Empfinden immer weniger gleichbedeutend mit der Sicherung des eigenen Lebens. Dieses war vielmehr auf Fortentwicklung und Entfaltung und nicht nur auf Erhaltung angewiesen. So tastete es in allen Sonderstaaten der Territorialfürstentümer herum, bis die Not es dem Wandel und der Willkür entriß und in feste und bestimmte Bahnen führte. Die Not aber kam und mußte kommen von außen, denn nie noch fand seit Hermanns, des Cheruskers, Tagen der Eigensinn des Deutschen anders den Weg zum Zusammenhalten, als durch die äußere Not, durch die unmittelbare Bedrohung seiner Existenz.

Der deutsche Eigensinn — war das nun etwa gar Nationalbewußtsein? Mit nichten! Dieser Eigensinn besagte nichts anderes, als daß man sich als Preußen, Sachsen, Bayern, Schwaben, als Berliner, Stuttgarter, Rheinländer, Kölner fühlte. Dieses Besondere, im Schatten des eigenen Kirchturms Erwachsene war man; das wollte man vor allem bleiben, dazu konnte man etwa

sagen, man sei auch Deutscher, da es ein Deutschland gar nicht gab in geschlossen nationalem und politischem Sinne, dieses Auchsagen also zu gar nichts verpflichtete. Nein, das deutsche Nationalbewußtsein lag noch im Unbewußten, da, wo der Naturforscher von Selbsterhaltungstrieb spricht. So bestand selbst noch in der Zeit Fichtes das Wort zu Recht: „Der Charakter der Deutschen liegt in der Zukunft; jetzt besteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geschichte." Und als den Anfang derselben erkannte er: „daß sie sich selbst mit Bewußtsein machen!"

Der Anfang war gemacht. Aber wo und wie? Im Zeitalter der Reformation „suchte die Nation mit dem Kompaß des Evangeliums sich einen neuen Glauben und in ihm den Halt eines neuen geistigen, gesellschaftlichen Daseins", sagt Lamprecht. Und „indem die Geschlossenheit der mittelalterlichen Standesbildung gelockert ward, erschien der einzelne ohne weiteres mehr als bisher auf den nationalen Einheitsstaat als obersten Hort angewiesen". — Das ist die Anschauung des Protestanten. Aber die Geschlossenheit und Gebundenheit der mittelalterlichen Bildung blieb für einen großen Teil unseres Volkes bestehen. Für diesen Teil bestand das Verlangen nach einem nationalen Einheitsstaate überhaupt noch nicht oder in viel geringerem Maße; denn seinen obersten Hirt und Halt fand hier der einzelne in der Kirche. Trotzdem war ein Anfang vorhanden, und dieser Anfang blieb erhalten in dem zuerst positiv, dann nur noch durch die Not und Verfolgung defensiv gestalteten Zusammengehörigkeitsgefühl der Protestanten. Auf dem Boden des deutschen Protestantismus ist unser neues Nationalbewußtsein erwachsen, auf ihm wurde es zunächst wieder positiv gestaltet durch die Großtaten des deutschen Geistes auf den Gebieten der Musik, der Literatur, der Wissenschaft und Philosophie. Es kam darauf an, daß dieses Werden auch einen politischen Einschlag erhielt. Aber woher sollte der kommen?

Da war das Land der Reformation — Sachsen. Seine Macht betrachtete man als die Vormacht des Protestantismus. Das sächsische Fürstenhaus errang die polnische Königskrone und wurde — katholisch. Damit wurde die sächsische Herrschaft in Polen zu einer Fürstensache. Eine deutsche Sache war sie nicht

mehr, seitdem unser vornehmstes protestantisches Fürstenhaus wieder in den Romanismus zurückfiel und die Entfaltung des deutschen Wesens sich selbst überließ.

Die Wittelsbacher waren in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges als die Widersacher des Protestantismus hervorgetreten. Unter Max Emanuel strebten sie nach dem Besitz der ehemals spanischen Niederlande. Aber war das eine deutsche Sache oder eine Fürstensache? Und wären uns die Wittelsbacher in diesem halbwelschen Lande nicht gar vollends verwelscht?

Ein anderer Zweig der Wittelsbacher hatte den schwedischen Königsthron gewonnen. Gustav Adolf hatte den Schweden trotz aller späteren Entartung den Ruf errungen, Schützer des Protestantismus zu sein; zum ersten Mal war in diesem germanischen Heldenkopfe wieder der Gedanke an ein einiges germanisches Königreich entsprungen. Sein Schwager, der erste Wittelsbacher auf dem schwedischen Thron, wies der schwedischen Politik den Weg. In Rußland erkannte er Schwedens gefährlichsten Gegner. Der Mann wußte, was er wollte. Und sein Enkel, Karl XII., der letzte Wittelsbacher in Schweden, greift alles zusammen: in Polen entthront er den Sachsen, den Kaiser zwingt er zur Achtung der Rechte der Protestanten, bei Narwa besiegt er die Russen und, von ihnen später geschlagen, sucht er bei den Türken Hilfe gegen den Erzfeind — Rußland. Aber — war das nicht deutsche Politik, die er trieb? Wie hätte das kleine Schweden je gegen alle diese Mächte sich siegreich behaupten können? Übersieht man diese Politik Schwedens während dreier kurzer Generationen, so hat man die Empfindung der Atemlosigkeit. Zu groß waren ihre Ziele, zu klein die vorhandene Macht, zu kurz die Zeit der Vorbereitung, die zur Erreichung dieser Ziele notwendig gewesen wäre. Wie in heiliger Zornesflut steigt nordgermanisches, protestantisches Denken hier empor, und sehen wir die Gegner, so wissen wir auch, welcher Art Lebenssicherung sie entgegenstrebten: Zar Peter und König August von Polen im Bunde gegen Schweden und „zu ihren Gunsten erhob sich die ganze Macht des Katholizismus".

Und die Hohenzollern in Brandenburg? Waren Schwedens Feinde nicht auch die ihren? Gewiß! Aber die deutschen Ostsee-

ufer waren in schwedischem Besitz. Und Brandenburg bedurfte ihrer zu seiner eigenen Sicherung. Scharf und unablässig überwachte der Kurfürst Friedrich Wilhelm den Rivalen im Norden, Karl X. von Schweden, der Hohenzoller den Wittelsbacher. Und als gar nach dessen Tode (1660) die Vormünder des jungen Königs sich von Frankreich gegen Brandenburg gewinnen ließen, trieb preußische Heeresmacht die Schweden aus Pommern hinaus. Der Sieg des Großen Kurfürsten bei Fehrbellin (1675) wurde als eine deutsche Tat empfunden. Selbst im heutigen Urteil mischt sich in alle Bewunderung kriegerischer Großtaten, die Schweden von Gustav Adolf bis zu Karl XII. vollbrachte, ein leises Wehgefühl, sobald wir den Deutschen in uns befragen. Frei von allem Neide oder Hasse gar findet diese Beimischung ihren Ausdruck in den Worten: „Es waren doch keine Deutschen, die diese Taten vollbrachten." Aus diesem Urteil aber spricht ein anderes: Deutsche hätten diese Taten vollbringen müssen, denn die Lebenssicherung Deutschlands konnte nur von Deutschen, nie vom Auslande her kommen. Und hier liegt auch der Grund, warum die Nachricht von Friedrich Wilhelms Sieg bei Fehrbellin wie eine Fanfare über Deutschland dahinklang. Sie kündigte an: es gibt in Deutschland eine Macht, die der unbesiegbaren Macht Schwedens gewachsen ist.

Und diese gleiche Macht legitimierte sich zehn Jahre später auch noch in anderer Weise: der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. setzte der Hohenzoller im Jahre 1685 sein Edikt von Potsdam zugunsten der französischen Protestanten entgegen. Lag hier eine Hoffnung? Eine Zukunft? — Ja, wenn diese Macht stark genug wurde, dem Ausdruck des deutschen Wesens nicht nur eine Heimat, sondern ein Wachstum zu bieten. Wir wissen es, aus dem Individualismus allein kann der staatliche Nationalgedanke geboren werden.

Die Preußenmacht aber wurde stark. Des Großen Kurfürsten Sohn errang sich die Königswürde. Das sah nach Spielerei und Äffischkeit aus. Aber die Königskrone gab dem Staate die Souveränität. Der zweite Preußenkönig sah sein Land an wie eine königliche Domäne. So bewirtschaftete er es. Eine großartige Kolonisation in Preußen setzte ein. Das ehedem halbfruchtbare

Land wurde tragfähig. Und es trug dem König eine starke Armee. So stark, daß ihm von den lieben Nachbarn keiner an sein Gut zu rühren wagte. Der störrische Adel wurde gefügiger. In Verwaltung und Heer übte er seine Kräfte, und das preußische Staatsbewußtsein begann zu keimen. Die baltische Frage stand zur Lösung bereit. Wenn Preußen sich als deutsche Macht erweisen wollte, so durfte es diese Lösung nicht den Russen, Dänen, Schweden oder Polen überlassen. In Pommern durfte die schwedische Herrschaft nicht durch eine russische, dänische oder polnische abgelöst werden. Und Friedrich Wilhelm I. empfand deutsch. Dem Angriffe Karls XII. von Schweden begegnete er mit seinem Heere im Jahre 1715. „Mit dem Falle von Stralsund war an Stelle eines überseeischen Staates das deutsche Preußen die Macht geworden, die politisch und militärisch in Norddeutschland den Ausschlag gab."

Der feste Unterbau, den Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte, ermöglichte es dem Nachfolger, hinaus- und hinaufzusehen. Sein Denken durchzieht „die Sache des Volkes — die Freiheit Deutschlands und des Protestantismus". Die Bedingungen der Lebenssicherung Deutschlands und des deutschen Wesens erfaßt er mehr und mehr. Frankreich will keine starke Zentralmacht in Deutschland. Friedrich will Deutschland sicherstellen gegen Frankreichs und Österreichs Übermacht. Er wolle nicht, wie er sagte, die Übermacht von Österreich in Deutschland brechen, um französische Ketten zu schmieden. — „Die Staatseinkünfte müssen heilig sein und als in Friedenszeiten einzig und allein für den Vorteil der Bürger bestimmt betrachtet werden, sei es, um das Land urbar zu machen, sei es, um den Städten die Manufakturen zu geben, die ihnen fehlen, sei es schließlich, um alle diese Anlagen solider und die Privatleute, vom Edelmanne bis zum Bauern, zufriedener und wohlhabender zu machen." So schrieb und dachte er nach einer mehr als vierzigjährigen Regierungszeit. Aber greift man 40 Jahre zurück, so begegnet man den gleichen Gedanken. Und gleich zu Anfang seiner Regierung verkündet er Religionsfreiheit für seine Länder. Was bedeutet das? Er wußte es, daß es auch eine Sicherung des geistigen Lebens galt, daß sie notwendig war wie das liebe Brot. Und alle seine Spöttereien,

seine radikalen Verwerfungen des Aberglaubens, jeglichen Aberglaubens und Fanatismus, entspringen dem ungeheuren, stählernen Pflichtbewußtsein des Souveräns, dessen „Wille unumgänglich nötig ist", neben Aufklärung und Philosophie, neben der Arbeit aufgeklärter Minister, die Macht der Frömmlinge und ihres Anhanges niederzuschlagen. Es wußte, daß es mit der Zeit dahin kommen würde, aber auch, daß er selbst „diese so sehr erwünschten Augenblicke nicht erleben wird".

Schon gleich nach dem Tode Kaiser Karls VI. waren in Deutschland Stimmen laut geworden, den jungen Preußenkönig zum Kaiser zu wählen. Wohl ein Zeichen dafür, daß eine Ahnung davon, was die preußische Macht für Deutschland bedeuten würde, zu dämmern begann. Aber auch Friedrich selbst hatte die Idee Deutschlands erfaßt. Koser hat uns von der Absicht des Königs Kunde gegeben, die Reichskreise selbst zur Bewaffnung zu treiben. An die Spitze wollte dann der König mit dem Titel eines immerwährenden Generalleutnants der Reichstruppen treten, den er vom Kaiser begehrte. „Wäre der Besieger des österreichischen Heeres, wie er es verlangte, an die Spitze der Reichstruppen getreten, so hätte damit das Reich die Anerkennung der militärischen Hegemonie Preußens in Deutschland ausgesprochen; es wäre ein erblicher Majordomat im Reiche geschaffen worden, neben welchem das abgelebte Wahlkaisertum in den tiefsten Schatten getreten wäre. Aber wie hätten die Zeitgenossen blöden Blickes und trägen Herzens die kühne prophetische Formel des Preußenkönigs verstanden, das künftige Zauberwort der deutschen Auferstehung!"

So leicht sollte es Preußen wahrlich nicht gemacht werden. War seine Macht unter dem zweiten Könige zur ausschlaggebenden in Norddeutschland geworden, so mußte sie nun erst beweisen, was sie in Deutschland, in Europa vermochte. Und sie bestand die furchtbare Feuerprobe eines Siebenjährigen Krieges. Friedrich besiegte die Österreicher, die Russen, die Franzosen. Preußen ging aus dem Kriege als europäische Großmacht hervor.

Man hat das Goethesche Wort, daß sie alle fritzisch gesinnt gewesen, mit der angehängten Frage: Aber was ging uns Preußen an? — gar oftmals zitiert und doch selten verstanden. Denn in der Frage liegt zugleich ein feiner Hohn über die Enge des eigenen

Gesichtskreises. Was ging denn die Söhne einer freien Reichsstadt Frankfurt Preußen an? Aber Goethe hat auch anderes gesprochen. Was der deutschen Poesie fehlte, das war nach seiner Meinung „ein Gehalt, und zwar ein nationaler". Und: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ernsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten. — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können." —

Die Poesie — die Literatur gewannen diesen Gehalt und Schatz. Auch das Leben? Ja, auch das Leben, wenn vielfach auch erst durch die Vermittlung der Poesie und Literatur. Aber zunächst gewann diesen Gehalt das protestantische Leben in Deutschland. Große preußische Dichtungen sind nicht allzu viele in unserer Literatur zu nennen. Aber daß unsere klassische Literatur protestantischen Geistes war, ist nicht nur nicht zu verkennen, sondern wird auch von der „Gegenpartei" offen bis heute zugestanden. Der protestantische Geist, der eigenste Ausdruck deutschen Wesens, hatte durch des großen Königs Taten eine mächtige Förderung und Stärkung erfahren, und mehr und mehr stellten sich in ganz Deutschland die unverfälscht deutschen Elemente an die Seite Preußens. Aber dieser Protestantismus, wie Friedrich ihn verstand, hatte mit orthodoxem Luthertum nichts gemein. „Der große Reformator" — so nannte er ihn — hätte weiter gehen sollen; von dem hochmütigen Parteigeist, der sich unter dem Namen der Sache Gottes breit machte, wollte er nichts wissen, und wie Lessing fand er aus eigenem Erleben und Bedürfen den schlichtesten Ausdruck des Notwendigen: „aufrichtig die Wahrheit suchen". Und nicht nur in einem einmaligen Schreiben an die Herzogin von Sachsen-Gotha finden wir diesen königlichen „Gottsucher" an seinem Werke, sondern hundertfach begegnet uns in seinen Schriften der gleiche hohe Geist. Nicht nur hin und wieder einmal bewegen „die letzten Dinge des Menschen" Friedrichs Geist und Gemüt, sondern, von einer inneren Gewißheit getragen,

daß dieses Dasein einen Sinn hat, daß seine Lasten und Leiden nicht vergeblich seien, ergreift er die Pflicht in heldenhafter Art als die Zentralsonne seines Wollens und Schaffens, seines Denkens, Handelns und Duldens. Mit ätzendem Spott aber weist er jene Heilsquacksalber zurück, die „das Alphabet nicht kennen und über die Orthographie entscheiden wollen".

Die deutsche Entwicklung führte uns zu einem Phänomen. Friedrich ist nicht nur König, nicht nur Politiker, nicht nur Feldherr, sondern auch einer der großen Geister Deutschlands. Mit ihm erreicht Deutschlands Genius abermals den Gipfel des Menschentums, und damit wurde sein Werk eine Berufung Deutschlands, das Wesen dieses Geistes in der Welt auszuwirken und es der Menschheit zu vermitteln.

Das Werk Friedrichs deutsch? — So höre ich fragen. Dieses Mannes, der nur Französisch sprach und schrieb und von deutscher Literatur nichts wissen wollte? — Und dennoch deutsch im innersten Kern. Was an seinem Französisch schlecht war, war deutsch; was er bei Männern wie Voltaire, d'Alembert u. a. ablehnte, war die Ablehnung eines undeutschen Elementes, undeutscher Gedankengänge. Es wäre nicht schwer und wäre zugleich eine interessante Studie, die Widersprüche gegen die Meinungen seiner französischen Literaturfreunde einmal auf diesen Inhalt zu prüfen. Und was die Ablehnung der deutschen Literatur betrifft, so fand Goethe im Hinblick auf die vorklassische Literatur in Deutschland das erklärende Wort für Friedrich: „Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?" — Und hinsichtlich der kommenden Literatur in Deutschland fand Friedrich das Wort selbst: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum andern verbreitet. ... Ich bin wie Moses: von ferne schaue ich das gelobte Land, aber werde es nicht betreten."

Die klassische Literatur der Deutschen kam. Sie kam eher und schneller, als Friedrich II. es selber ahnen mochte. Das ging alles im deutschen Leben aufwärts in einer starken und geraden Linie. Und dennoch wurde diese Linie gebrochen. Wie kam das? Zunächst sieht man nur äußerlich, was dazwischen lag, die Revolution, die Erklärung der Menschenrechte, die Romantik der Demokratie und die Ideologie des Sozialismus, der Rückfall in den Romanismus und ein Versagen in Preußen, wo die Junker noch einmal durchbrachen und die Existenzsicherheit des Staates aufs äußerste gefährdet wurde. Gibt es da ursächliche Zusammenhänge? Welche? — Hier heißt es, die Dinge selber schärfer ins Auge fassen.

II. Zwischen Revolution und Reaktion.

Der westliche Radikalismus als neue Gefahr. — Stärkung des deutschen Wesens. — Die deutsche Freiheit. — Preußen zwischen West und Ost. — Seine Reform. — Die allgemeine Wehrpflicht. — Altpreußische Beschränkung — nationaldeutscher Wille. — Die Heilige Allianz. — Österreich versagt vor der deutschen Zukunft. — Gegen Preußen. — Absolutismus und Orthodoxie in Preußen. — Die russische Gefahr wird drohend. — Bismarck. — Der Zollverein: wirtschaftliche Grundlegung der deutschen Einheit. — 1848. — Ausblick.

Zunächst ist es wohl sicher, daß die ausschweifende Entwicklung der französischen Revolution die damalige Welt vor ein Problem stellte, dessen Lösung nicht so ohne weiteres auf der Hand lag. Die Sicherheit alles Bestehenden schien erschüttert und die abstrakte Anrufung der Rechte des Menschen, so viel edler und schöner Idealismus auch damit einherging, zeigte ihre Ungeschichtlichkeit erst recht, wenn man dieses politische Geschehen mit der voraufgegangenen Aufklärungslehre, vor allem mit der Lehre Rousseaus, in Zusammenhang bringen und nach solchem literarischen Muster gleichsam die Welt umbilden wollte.

„La nature a fait l'homme heureux et bon, la société le déprave et le fait misérable." Wenn man Rousseaus Worte übersetzen könnte mit: „Auch den von Natur guten und glücklich

veranlagten Menschen hat die damalige französische Gesellschaft verdorben und elend gemacht" — so entspräche das ungefähr der geschichtlichen Wahrheit. Aber wörtlich übersetzt als Sentenz, gab es keine andere Schlußfolgerung als: Also nieder mit der Gesellschaft und zurück zur Natur! Diese radikale, in Rousseaus Lehre nicht begründete Schlußfolgerung schickte man sich an, „voll und ganz" zu ziehen. Man geht durch bis zum letzten, bis zum hellen Wahnsinn: „Das Bedürfnis ist", nach Brissot, „unser einziger Titel des Eigentums. ... Zwei Hauptbedürfnisse sind die Folge der tierischen Natur: la nutrition et l'évacuation. ... Können sich die Menschen mit ihresgleichen ernähren? Ja, denn die Wesen haben das Recht, sich mit jedem Stoffe zu ernähren, der geeignet ist, ihr Bedürfnis zu stillen." — Damit wurde die Menschenfresserei in ein philosophisches System gebracht. Alles historisch Gewordene entstammt nicht mehr der Erfahrung, die das Bessere und Notwendige auswählte, was jeweilig zur Lebenssicherung diente, sondern es ist nur Zufalls- und Willkürwerk, das man abtun kann und abtun muß, will man zur reinen Natur zurück. Und an erster Stelle steht da das Christentum, die katholische Kirche. Alles wird äußerste Feindschaft gegen sie. Denn „unter dem Titel der Religion des Staates behauptet das Christentum seine Stelle, übt die Zensur über den freien Gedanken, läßt die Schriften verbrennen, schickt die Autoren in die Verbannung, kerkert sie ein oder beunruhigt sie und erweist sich überall als natürlichen und offiziellen Gegner. Andrerseits, unter dem Titel der asketischen Religion, verdammt das Christentum nicht nur die frohen und freien Sitten, die die neue Philosophie gestattet, sondern auch die natürlichen Neigungen, die sie autorisiert, und die Versprechungen von irdischem Glück, das sie vor allen Augen erglänzen läßt. Gegen das Christentum also sind Herz und Geist einig."

Was ist das und was bedeutet das? Wie das Romanentum ehedem die Kirche und den Staat zu absoluten Herren hatte werden lassen, wie es auch hier nicht Maß noch Ziel kannte, so verwarf es nun ebenso maß- und ziellos die alten Götter und setzte die nackte Natur auf ihren Thron. Aber für sich hätten die Leute machen und versuchen können, was ihnen einfiel, wenn nicht mit

ihrem Tun und mit der Offenbarung eines rein ideologischen, aller und jeder Erfahrung und Wirklichkeit hohnsprechenden Denkens der Kulturwelt plötzlich eine andere Gefahr aufgestiegen wäre, als wir sie ehedem im Südosten (der Türke) und dann im Nordosten (Rußland) kennen lernten. Dort im Osten eine Fremd- und eine Unkultur — und nun plötzlich hier im Westen eine neue, eine viel größere und augenblicklich drohende Gefahr, die Gefahr einer überspannten Natursehnsucht, die zum Weltkanon werden wollte. Da wandten sich die Blicke aller gen Westen. Und das bedeutete eine geschichtliche Ablenkung der Entwicklung, die auch politisch nicht ohne Folge bleiben konnte. Zunächst also sehen wir die neue Gefahr, die aller Lebenssicherung droht: Denn: „Mißtrauet jedem, der eine Ordnung schaffen will. Ordnen wollen, das heißt immer, sich zum Meister von anderen machen wollen, indem man sie geniert." (Diderot.) Der Wille zur Vernichtung der Gesellschaft, jeder Gesellschaft war ausgesprochen, und die Revolution ging daran, die Gesellschaft zu vernichten.

Wie anders klingt da doch das deutsche Lied der Freiheit, das uns Luther sang! Die Freiheit des Christenmenschen — das war: Schaffe die Ordnung in dir, und dann erst wird es dir möglich sein, Freiheit zu erringen und zu behaupten. Und klingt die Freiheitslehre Kants etwa anders? Freiheit auf dem Grunde des kategorischen Imperativs und nur auf diesem Grunde — so hieß es hier. Und dieser Imperativ war kein Befehl, der von außen kam, sondern ein Selbstbefehl, den der einzelne sich gab, ein Befehl, erzeugt und erwachsen auf der vernunftmäßigen inneren Bildung und Erziehung, die er sich errungen.

Schopenhauer, der Pessimist, zweifelte ja an der Möglichkeit der Verwirklichung dieses Ideals, da „reine Moralität, d. h. Rechthandeln aus moralischen Gründen, nicht zu erwarten ist". Aber über Schopenhauer war schon die Welle der Romantik hinübergegangen, und sein Empfinden war seiner pessimistischen Natur zufolge für die Anschauungsweise des Romanismus sehr empfänglich geworden. Ist Rechthandeln aus moralischen Gründen noch nicht zu erwarten, so doch um so mehr zu erstreben, und diese Grundstimmung des Willens durchleuchtet die Meisterwerke unserer klassischen Literatur, sie war mit der protestantischen

Entfaltung als Ausdruck des deutschen Wesens in die Welt getreten.

Wie sehr aber auch bei Leugnung solcher Grundanschauung, daß der Mensch vervollkommnungsfähig sei, daß er einmal imstande sein werde, aus sich heraus und durch die Erziehung seines Willens ein ganzer Mensch zu sein, alle und jede deutsche Anschauung in ihr Gegenteil verkehrt wird, und wie man da zu Auschauungen gelangt, die unmittelbar aus dem Menschenreiche hinaus in dasjenige des Untermenschlichen führen, möge man an einem Beispiel erkennen. Nach Diderot ist die dauernde Ehe ein Mißbrauch. Die Tyrannei des Mannes habe den Besitz der Frau zum Eigentum umgeschaffen. Im Naturzustande komme man zusammen, wie es sich finde. Die Ehe dauere einen Monat, oft nur einen Tag, manchmal nur eine Viertelstunde. Und eine solche „Ehe" soll etwa der Frau ihre „Freiheit" verbürgen? Nun, diese Erfahrung hatte die Menschheit doch einigermaßen schon hinter sich gebracht. Sie hatte erkannt, daß nur auf dem Boden der zur Sitte gewordenen Einehe die Frau zum Individuum, zu einem Unteilbaren, einem Ganzen zu werden vermöge, während sie bei der Polyandrie und Polygamie ein Ding bleibt, das man nimmt und fahren läßt, wie die Laune es gebietet. Gilt es die Lebenssicherung der Frau nach allen Seiten, so ist solche für sie nur auf diesem Wege zu erreichen, und nicht sowohl die Tyrannei des Mannes, als der rechte Instinkt der Frau, der Erzeugerin und Pflegerin der Sitte, führte auf diesen Weg.

Die Gefahr drohte vom Westen. Und sie griff an die Verzweigungen unseres Wesens und zerrte und schüttelte daran mit allen ihren vier Winden, dem Radikalismus und der Diktatur, der Romantik und dem Romanismus, dem Sozialismus und Anarchismus. Und doch war der Sinn immer der gleiche, er ist es bis heute, und, in einen Satz gefaßt, heißt er einfach: Du, lieber Michel, willst du nicht gegen dein eigenes Wesen endlich untreu werden? Der Deutsche sah sich auch alles recht gründlich an, auch die verführerischen Reize einer schürzelosen Freiheit. Aber dann meinte er schließlich doch: „Es ist nichts leichter und — dümmer, als radikal sein; alle Kinder und Narren sind es zumeist. Und nichts Schwereres, als aus dem eigenen Wesen, der Plage

der Zeit und der Lockung der Zukunft eine Harmonie gestalten, die dir selber Freude und andern Mut macht. Das Schwerere aber ist das Anständigere, und das Schwerste allein ist würdig der deutschen Manneskraft." Anstatt von seinem Wesen zu lassen, befestigte sich der Deutsche darin. Das war seine Existenzsicherung gegen Westen, und damit bot er zugleich dem Preußentum den nötigen Rückhalt gegen die Gefahr im Osten.

Das deutsche Volk hat eine lange Geschichte hinter sich. Aber politisch charakterisiert sich diese Geschichte als die Geschichte der Goten, Franken, Burgunder, Longobarden, der Merowinger, Karolinger und Sachsen, der Franken und Staufer, des römischen Reiches deutscher Nation, der Luxemburger und Habsburger. Diese große Linie verläuft nun an dem Ausgange des 18. Jahrhunderts ins Reinmenschliche. Man fühlt den Niedergang der alten Kaiserherrlichkeit; eine Vergeistigung des geschichtlichen Werdens setzte ein und trieb in der universalen Idee des Menschentums gleichsam eine letzte erhabene Blüte empor. Reich und Nation traten auseinander. Seinem Erdboden entrissen, versteigt sich der nationale Geist ins Menschliche. Nur eine politische Bildung auf deutschem Boden hält die drohende Gefahr auf der Erde fest: den jungen preußischen Staat. Hier setzte, seitdem Preußen unter seinem großen Könige das Land deutscher Einwanderung, der Einwanderung der mobilen und starken Geister, geworden war, ein neues Ringen nach nationalem Bewußtsein ein. Aber in seiner partikularistischen Isolierung ist Preußen nicht stark genug, alle gebrochenen politischen Hoffnungen in Deutschland wieder aufzurichten. Als die Flutwelle der französischen Revolution über Deutschland hereinbrach, fiel der alte politische Organismus des Reiches zusammen. Und als dann gar der Korse ganz Westeuropa zusammenballte zu einem großen politischen Mechanismus, da sank auch der Staat Friedrichs des Großen dahin. Es zeigte sich, daß die alte Existenzsicherung nicht mehr ausreichte der ungeheuren Macht gegenüber, die im Westen erstanden war. Es zeigte sich aber auch, daß Preußen eine neue Existenzsicherung nur gewinnen konnte, wenn es ihm gelang, einen größeren Teil der deutschen Volkskräfte mit sich zu gleichem Ziele zu vereinen. Die unter Friedrich II. eingewanderten und noch in seiner straffen politi-

schen Schule gebildeten deutschen Elemente, an ihrer Spitze der Freiherr vom Stein, begriffen die Lage und gaben ihr Ausdruck. Die starken Kräfte des altpreußischen Staates traten an ihre Seite. Aber die volle Meinung der nationalen Elemente Deutschlands vermochte Preußen erst durch eine preußische Tat zu gewinnen. Und es mußte eine Tat sein, die nicht nur für Preußen, sondern auch für Deutschland geschah. Hier heißt es nun schärfer zusehen: da schreitet ein Staat nicht nur vor zur Vorbereitung der Freiheitskriege, sondern zugleich erweist sich die Notwendigkeit, den „liberalen Ideen", die vom Westen kamen, zur eigenen Lebenssicherung Raum zu geben. Also „äußerlich" wendet man sich gegen Westen, „innerlich" nimmt man ihn auf.

So sieht's aus, aber war es wirklich so? Nein, nicht ganz. Gewiß kommen mit der sogenannten Stein-Hardenbergischen Reform eine ganze Reihe Anregungen und Maßregeln in Aufnahme, die im Westen vorgebildet waren. Aber für Preußen bedeutete das eigentlich keine Aufnahme fremder Wesenselemente, sondern ein Besinnen auf sich selbst, auf das Grundwesen des Protestantismus, dessen Schützer dieser Staat gewesen.

Und wenn z. B. Sombart die Erscheinung betont, daß das Aufkommen der liberalen Ideen dem Individuum alle wirtschaftliche Aktion überlassen habe, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß der Sieg der liberalen Ideen über die absolutistischen Lebensformen ebensogut als eine Überwindung fremder Lebensformen — denn der Absolutismus war fremde Einfuhr — durch deutsch-protestantische oder kurzweg durch deutsche Ideen angesehen werden kann. Und wenn Sombart anführt, daß Hardenberg von oben dasselbe habe machen wollen, was die Franzosen von unten her gemacht hatten, so berührt das die Hauptfrage nicht, sondern stellt gewissermaßen nur die Orte des beiderseitigen Geschehens fest. Von oben — von unten — darauf kommt eigentlich wenig an, sondern die Frage ist, warum überhaupt etwas geschieht. Von oben schafft vorausschauende Vernunft, von unten treibt die Not. Beidemal gilt es eine Notwendigkeit. Und die Notwendigkeit hier war, daß es nun eine Volkswirtschaft geben sollte und mußte, die es bisher nicht gegeben hatte. Damit stand zugleich die Frage auf: Wer soll das Subjekt der Volkswirtschaft sein?

Natürlich nur das Volk — so hatte man darauf in Frankreich geantwortet. Aber das „Volk" zerstörte viel mehr, als daß es aufbaute. Das sah man doch. Damit erreichte man eine Existenzsicherung, die man wollte, nicht. Diese aber galt es im Auge zu behalten und dazu nun für das Volk die führenden, alle Volkskräfte zueinander in Beziehung setzenden Individuen zu finden. Aller Wahrscheinlichkeit nach fanden sich solche Leute nicht in den etwa gelehrt oder musikalisch oder politisch vorgebildeten Kreisen, sondern in den wirtschaftlich vorgebildeten. So lockerte man die gesetzlichen Fesseln so weit, daß sie sich zeigen und ihre größere Wirksamkeit entfalten konnten. Aber bisher nur „privatwirtschaftlich" vorgebildet, trugen sie ihre engere Bildung nun ins Volksleben hinaus und schufen hier auf breiterem Boden die ersten großen Organisationen der wirtschaftlichen Kräfte, wie sie mußten und wie sie es allein konnten. Eine Entstehungsgeschichte der „kapitalistischen" Betriebsform soll hier jedoch nicht geschrieben werden. Klar ist nur, daß kam, was kommen mußte und allein kommen konnte, denn die Neunmalweisen, die heute binnen sechs Wochen die Lebensformen eines Volkes sich umzugießen getrauen, waren damals noch nicht geboren. Wohl aber scheint man damals die Geschichte und die Möglichkeiten des Geschehens besser gekannt zu haben.

Eins steht fest: Preußen gewann eine neue Existenzsicherung. Und zwar zuerst in der Richtung, wo die Not am nächsten drohte: auf dem Gebiete seines Heerwesens. Die große militärische Macht, die Preußen niedergeworfen hatte, rief die Gegenwirkung auf militärischem Gebiete hervor. Und wieder rief man dazu nicht etwa Maler und Musiker herbei, sondern militärische Fachleute. Die Scharnhorst und Gneisenau, die „von auswärts" in preußischen Dienst getreten waren, fanden nun die Bahn offen. Und nicht zufällig traten in all diesen Reformen des Preußischen Staates die eingewanderten Elemente stärker hervor, sondern sie waren nach Preußen gekommen, weil in ihnen schon ein beweglicherer Geist waltete, der sich von dem Ruhm und der Tatkraft des aufstrebenden Volkes angezogen fühlte; und jetzt, in der Zeit der Not, war dieser von keiner starren Tradition beschwerte Geist besser imstande, das Nötige zu erkennen. Wollte man der unter

Napoleon geeinten Macht widerstehen, so mußte man bei der großen Beschränkung des preußischen Staates und der Verminderung seiner Volkszahl an den letzten Mann appellieren. Also allgemeine Wehrpflicht — Bildung des Landsturms — Bewaffnung des ganzen Volkes. Mit Scharnhorst und Boyen trat Gneisenau für diesen Gedanken ein. Hinter Preußen aber sollten dann die Mächte Europas treten: Österreich, England, Schweden, Rußland. Sie sollten helfen, Europa von Napoleons Herrschaft zu befreien. Europa und das Herz Europas: Deutschland!

Preußen brachte nach der Niederlage Rußlands die Vereinigung der Mächte zustande; Preußen setzte selbst sein Alles und Bestes ein; Preußen brachte den mit Frankreich im Bunde stehenden Rheinbund der süd- und westdeutschen Fürsten zur Auflösung, und vor allem seinen herrlichen Waffentaten war die Erreichung des Zieles zu danken. Preußen hatte geleistet, was man nicht von ihm erwartet hatte. So schlug es selbst die Brücke zu Deutschland hinüber: ein preußisch-deutsches Nationalbewußtsein wurde möglich.

Daß nach Beseitigung der größten Gefahr die alten Machthaber in und außerhalb Preußen wieder in die alten Bahnen zurückdrängten, war nicht unnatürlich. Denn war die Gefahr nur eine augenblickliche gewesen, so konnte man nach ihrer glücklichen Beseitigung ja ruhig die alten Zustände wiederherstellen. Und aller Egoismus ist kurzsichtig. Diese Kurzsichtigkeit verhinderte auch hier die Erkenntnis, daß die Gefahr eben nicht nur eine augenblickliche, nur mit der Person Napoleons verknüpfte gewesen war.

Die Gefahr blieb. Wie sollte man ihr begegnen? Wie die Sicherung der Existenz gewinnen, wonach man gestrebt hatte? — Preußen behielt zunächst einmal sein Heer. Es hielt an den Reformen fest, die die Notzeit geschaffen hatte. Schon dieser Umstand allein verhinderte, daß man die eingeführten wirtschaftlichen und sozialen Reformen wieder hätte rückgängig machen können. Aber ein Stillstand trat ein. Dagegen war etwas anders geworden im Preußischen Staate. Er hatte mit der vollen Einverleibung der beiden Provinzen Rheinland und Westfalen eine große Verstärkung seiner westdeutschen Elemente erfahren; diese, von einem

andern Geiste erfüllt und von andern Interessen geleitet, als die altpreußischen Volksteile, waren zudem in viel höherem Grade städtische Bevölkerungselemente, als Preußen sie bisher umschlossen hatte. Man braucht sich nur das Bild des Rheines als Stromgebiet und damit als Verkehrsvermittler vorzustellen, um zu erfassen, daß hier ganz neue und weitverzweigte Aufgaben an Preußen herantraten; daß hier der Rhein selbst und seine größeren Nebenflüsse Lippe, Ruhr, Sieg, Mosel, Nahe, Main, Neckar wie Lebensadern dieses neue Preußen im Westen mit Deutschland verbanden und damit das alte Preußen zwangen, aus seiner selbstgenügsamen, agrarischen Vereinzelung herauszutreten; man braucht nur daran zu erinnern, daß mit dieser Land- und Bevölkerungszunahme im Westen der agrarische Grundcharakter des ehemaligen Preußischen Staates schon gleich zu Anfang in Frage gestellt wurde; und man wird eine Ahnung von der Größe und dem Umfange der Veränderungen erhalten, die hier stattgefunden hatten.

Es war keineswegs nur so, daß man die Hut der deutschen Westgrenze gegen Frankreich der stärksten Militärmacht übertrug, sondern diese äußerliche Maßnahme hatte innere Folgen für die Entwicklung Preußens und Deutschlands, die sich zu Anfang keineswegs in ihrer Größe und Bedeutung übersehen ließen.

Daß man militärisch zusammenstehen müsse, das hatte die Not dargetan. Daß man wirtschaftlich zusammenstehe, war angesichts der großen nationalen Wirtschaftskörper, die sich um Deutschland herum zusammengeschlossen hatten, eine Notwendigkeit, deren Bewußtsein auch nach der Beseitigung der akuten politischen Gefahr gerade in den wirtschaftlich beweglichen Kreisen lebendig blieb. Friedrich List gründete im Jahre 1819 zu Frankfurt den Deutschen Handels- und Gewerbeverein, nachdem ein Jahr zuvor Preußen mit seinem Zollgesetz eine erste wirtschaftliche und finanztechnische Zusammenfassung seiner Provinzen im Osten und Westen eingeleitet hatte. Von beiden Seiten, der preußischen und der deutsch-wirtschaftlichen, wollte man zusammen. Man sah und empfand die Notwendigkeit, aber noch suchte man die Wege. Gebaut war noch keiner.

Die Überwindung der Gefahr, die der wirtschaftlichen

Lebenssicherung drohte, ließ eine andere Notwendigkeit als dringend erscheinen: daß man in allen geistigen und technischen Betätigungen nicht nur auf der Höhe blieb, sondern die gewonnene Erkenntnis zu pflegen und fortzupflanzen gezwungen sei. Und auf diesem Gebiete der „Kulturfrage" kam es zu den ersten großen und heftigen Zusammenstößen Preußens mit Deutschland. Denn die Revolution war nicht geschlossen. Überall in Europa drohten neue Ausbrüche. Aus ihrem Schoße bezog die Lehre von den sogenannten Menschenidealen dauernde Nahrung. Vor allem im außerpreußischen Deutschland hatte diese Lehre Boden und Bestand gewonnen. In Preußen selbst hatte man die Revolution als politische Gefahr erkannt und empfunden. Unter dieser Suggestion stand man noch. So kam es, daß man sich abermals gerüstet hielt: gegen die politisch-geistige Gefahr im Westen rüstete man sich durch politische und geistige Reaktion, und bei dieser Haltung verlor man für eine lange Zeit die andere Gefahr aus dem Auge, die politisch eigentlich die größere und näherliegende war: die Gefahr im Osten.

Die große westliche Gefahr hatte Preußen mit Rußland und Österreich zusammengeführt, drei Mächte, wovon jede ihren scharf von der andern getrennten Lebenskreis besaß. Preußen hatte unter Friedrich II. auf Tod und Leben mit Österreich um seine Lebenssicherung kämpfen müssen, und in diesem Kampfe war Rußland eine Zeitlang in den Reihen der Feinde Preußens gestanden. Jetzt hatte Preußen an Rußland einen Halt und eine Stütze gefunden. Der Bund gegen die Revolution sollte auch weiter unter den dreien bestehen. Man nannte ihn die Heilige Allianz, und nun kam es zu einem merkwürdigen Stellungswechsel. Preußen hatte sich den Ruf eines Vorkämpfers der europäischen Kultur gegen Osten errungen. Sehen wir von 1815 ab etwa 40 Jahre weiter, so ist von diesem Rufe fast nichts mehr vorhanden, dafür war eine andere Meinung über Preußen in der Öffentlichkeit verbreitet: ein „Vasallenstaat" Rußlands und dessen Vorkämpfer gegen Westen zu sein. Wie war dieser Wechsel gekommen und welche Ursache hatte er?

Nach 1815 war die katholische Macht Österreichs in ihre alten Bahnen zurückgetreten. Wohl gab es jetzt einen Deutschen Bund

an der Stelle des alten Römischen Reiches Deutscher Nation, aber dieser Bund besaß weder eine Heeresmacht noch eine rechtschöpfende Gewalt, noch eine wirtschaftliche Gesamtorganisation. Was die Abwehr feindlicher Mächte betraf, so war der Deutsche Bund auf die Heere und den guten Willen seiner größeren Bundesmitglieder, also vor allem auf die Heere Preußens und Österreichs, angewiesen. Schon dieses einfache Machtverhältnis läßt erkennen, daß ein Bund, an dessen Spitze zwei Rivalen stehen, an sich ohnmächtig ist, daß mit ihm und seinem Fortbestand eine deutsche Existenzsicherung nicht gegeben war. Österreich aber, das damals noch außer seinen heutigen gemischten Volksbestandteilen einen großen Teil der italienischen Halbinsel unter seiner Herrschaft hatte, war zur Sicherung seiner Existenz darauf angewiesen, daß möglichst an das Bestehende nicht gerührt, sondern der Status quo aufrechterhalten bleibe. So war die Reaktion auf allen Gebieten der eigentliche und natürliche Zustand des österreichischen Staates so lange, als nicht eine neue, stärkere Lebensmöglichkeit von ihm erkannt und ergriffen wurde. Das aber war ein falsches Bild, daß die Lebensmöglichkeit und Lebenssicherung des österreichischen Staates mit der Integrität des habsburgischen Herrschaftsgebietes verknüpft sei. Vielmehr war das die Notwendigkeit, daß man die natürliche Stellung begriff, die Österreich innerhalb der europäischen Staaten einnahm oder einzunehmen habe, denn nur aus solcher Stellungnahme konnte ihm neues Leben und neue Kraft ersprießen. Für Aufrechterhaltung seiner alten Macht bedurfte Österreich einer vornehmlichen und zuverlässigen Kraft. Und diese fand es weder bei seinen tschechischen, slawischen, ungarischen noch bei seinen italienischen Volkselementen, sondern Österreich stützte sich auf die Kraft seiner deutschen Elemente. Oder besser gesagt: die Herrschaft der Habsburger über Österreich-Ungarn beruhte auf den Deutschen der habsburgischen Monarchie.

Die deutschen Elemente waren aber durchaus nicht die Mehrheit der Bevölkerung. Daher war es eine ganz natürliche Folge dieses Zustandes, daß Österreich am Deutschen Bunde einen Rückhalt und eine Stärkung seiner deutschen Elemente suchte. Abgesehen von aller habsburgischen Kaisertradition und von allem

österreichischen Herrschaftsgelüste wirkte dieser reale Faktor in seiner deutschen Politik bewußt und unbewußt mit. Daß dieser reale Faktor aber in der damaligen Zeit auf deutscher Seite keine besondere Gegenliebe fand, lag nicht so sehr an seiner „Realität" als an seiner „Unreellität": er war in der österreichischen Meinung etwas gar zu einseitig. Stellt man nur die ganz realistische Frage: Was hatte denn Deutschland davon, daß die Habsburger über alle diese Völkerschaften und Landesteile herrschten? — so wird man erkennen, daß eine Ausgleichung der Interessen damals nicht stattfand, denn von allen diesen Völkern drohte der deutschen Existenzsicherung kaum eine Gefahr.

Ganz und gar anders aber stellt sich die Antwort ein, wenn die Frage und mit ihr die Möglichkeit erscheint: Wie aber, wenn Österreich sich aufrafft und ein moderner Kulturstaat wird? — Wir sehen, welche Dinge letzten Endes die Welt bewegen; wir sehen aber auch, daß für das damalige Österreich bis zum Einschlagen dieses Weges noch eine gute Strecke zu wandern ist, und wir wissen aus der Geschichte: ein Sichaufraffen alter Gebilde ist *fast* eine Unmöglichkeit. Wenn nicht Revolutionen und Katastrophen über solche alten Gebilde bis zum äußersten Notstande dahinrasen, so wird ein Freiwerden und frisches Wirken der etwa noch vorhandenen gesunden Kräfte kaum zu erwarten sein.

Die Betrachtung dieser Seite der Verhältnisse brachte die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß Österreich allein schon seines Bestandes halber nach einer Hegemonie im Deutschen Bunde trachten mußte; ebenso aber, daß der Deutsche Bund einem Werben von dieser Seite vorsichtige Zurückhaltung entgegensetzen mußte, da die Vorherrschaft Österreichs die Existenz Deutschlands nicht sicherte, sondern gefährdete.

Weil Österreich seines Bestandes halber nach einer Stärkung seiner deutschen Elemente streben mußte, mußte es zum Gegner der Macht werden, die aus dem gleichen Grunde *ihrer* Existenzsicherung nach einer Stärkung ihrer Macht in Deutschland streben mußte. Und diese Macht war Preußen.

Die „Existenz" Preußens aber umschloß einen ganz andern Inhalt als der „Bestand" Österreichs. Preußen war nicht nur der alte Gegner Habsburgs, sondern Preußen war eine werdende

Macht. In seinem Werden lag Zukunft und Wachstum. Preußen war obendrein die protestantische Macht in Deutschland, das heißt, wenn es sich auf diesen Charakter besann, die geistige Vormacht Deutschlands und Europas, der Hüter des deutschen Gewissens. Daß sich Österreich nicht mehr darauf besann und besinnen konnte, was es als deutsche Macht Deutschland schuldig war, das macht seinen politischen Hauptfehler aus. Dem Katholizismus verpflichtet, wurde seine Reaktion zur Reaktion gegen den deutschen Geist [1]). Preußen verfeindet, wurde seine Politik zum Helfer Rußlands, zum Helfer aller und jeder Orthodoxie gegen die deutsche Freiheit, zum Helfer des Absolutismus gegen die Mündigwerdung und politische Mitarbeit des deutschen Volkes.

Ganz klar und widerspruchslos ergibt sich die Lage aus dem Briefe Bismarcks an König Ludwig II. von Bayern (Dezember 1879). Man sieht von hier aus zurück, welchen Weg die Entwicklung in der früheren Zeit genommen hatte. Bismarck war der Ansicht, daß Rußland Anspruch auf die Dankbarkeit Preußens hatte für die im Jahre 1813 geleisteten Dienste. Er glaubte diesen Anspruch ausgeglichen durch die preußischen Gegenleistungen im Frieden von Adrianopel (1829) und in dem polnischen Aufstand von 1831. Die alte Rechnung war beglichen. Aber Bismarck blieb der Anschauung — und diese stammt ganz unverkennbar aus dem gleichen Boden, aus dem noch heute die Vorliebe der preußischen Konservativen für Rußland stammt: ihre standesmäßige Existenzsicherung als Großgrundbesitzer, Beamte und Offiziere — also Bismarck blieb der Anschauung, daß wir „auf keine Art von Konkurrenz der politischen Interessen zwischen uns und Rußland" angewiesen seien. Er fügte aber ein Wörtchen ein: „bisher", und außerdem erzählt er, wie sein ehemaliger gönnerhafter Kollege, der Fürst Gortschakow, mißgünstig geworden sei, sobald Bismarck „*selbständig* als Deutscher oder Preuße oder als Rival im euro-

[1]) Dies hat nicht nur Bismarck später empfunden, sondern auch ein Hans Viktor von Unruh z. B. weist mit deutlichen Worten nach, wie deutschfremd Österreich ihm erschien. In Österreich fühlt er sich „im Auslande", und als Ursache nennt er: „der Jahrhunderte hindurch wirksam gewesene despotisch-klerikale Druck und die starke Durchsetzung mit slawischen Elementen". (Erinnerungen S. 187.)

päischen Ansehen und in der geschichtlichen Publistik aufzutreten begann".

Natürlich, nur ein nicht selbständiges Preußen, ein Preußen, das auf Rußlands Gunst und Gnade angewiesen war, war nach russischem Sinn, und so trat die Lage scharf und in ihrem Gipfelpunkte hervor, als Rußland im Jahre 1879 an Bismarck das Ansinnen stellte, zwischen seiner und der österreichischen Freundschaft zu wählen. Den europäischen Frieden hielt Bismarck damals, wie er an König Ludwig schrieb, „durch Rußland für bedroht, und zwar nur durch Rußland — in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft".

Die Lage war damals schon derart, daß Bismarck schrieb: „Die nach unseren Berichten in jüngster Zeit versuchten Ermittlungen, ob Rußland in Frankreich und Italien, wenn es Krieg beginnt, Beistand finden würde, haben freilich ein negatives Resultat ergeben. Italien ist machtlos befunden worden, und Frankreich hat erklärt, daß es jetzt keinen Krieg wolle und im Bunde mit Rußland allein sich für einen Angriffskrieg gegen Deutschland nicht stark genug fühle." Für den Fall also, daß die „Alleinheit" Frankreichs durch weitere Bündnisse aufgehoben wurde, war auf einen Krieg Rußlands und Frankreichs und ihrer Bundesgenossen gegen Deutschland und Österreich zu zählen. Die russische Politik hatte seitdem ihre Zielrichtung empfangen, wenn der russische Kaiser unter dem wachsenden „Drucke der panslawistischen Einflüsse" blieb. Und dieser Druck wuchs seither ins Maßlose, und der Zar blieb darunter.

Die Selbständigkeit nun, die sich Preußen und Deutschland errungen haben, mußten sie im Kampfe gegen Österreich erringen. Österreich war die Macht, die Preußens selbständige Aktivität lahmgelegt und es dahin geführt hatte, dem russischen Einfluß einen allzu großen Spielraum und für allzu lange Zeit zu gewähren. Österreich, ohne deutsches Gewissen, schläferte das Gewissen aller deutschen Partikularisten und Egoisten ein, auch das deutsche Gewissen der preußischen Konservativen. So kam es dazu, daß Preußen die begonnene Agrarreform zum Stillstand brachte. Preußen hielt mit der Erfüllung seines Versprechens einer volkstümlichen Verfassung zurück; Preußen, der Staat

Friedrichs des Großen, stimmte den Knebelungsanschlägen gegen die Denk- und Preßfreiheit zu; Preußen, der Beschützer des Protestantismus, wandte sich mit Polizeigewalt und Spionage gegen die Freiheit des Geistes in Kunst, Wissenschaft und Literatur. Preußen trieb seine sogenannte russische Vorkämpferstellung so weit, bis die Revolution in diesem Lande monarchischer Gesinnung und treuester Gesetzlichkeit Boden und Aufnahme fand. Und warum das alles? — Ja, warum? Weil das deutsche Gewissen in Österreich schlief; weil der Gegensatz gegen Preußen dieses zur Anlehnung gegen Rußland trieb; weil es in Preußen Menschen gab, die sich und andern einredeten, daß Rußland der festeste Halt gegen die Revolution, der letzte Hort der Monarchie sei. Und diese Menschen waren nicht einmal dumm, nur davon hatten sie keine Ahnung, daß, wenn irgendwo in der Welt die Monarchie fest im Volksbewußtsein ruhte, dies in Preußen der Fall war. Diese nicht einmal dummen Menschen nannten sich dazu selber Preußen und waren es auch. Und doch wußten sie nichts von dem geschichtlichen Beruf ihres Landes und nichts von den Bedingungen der Lebenssicherung dieses werdenden Staates. Sie hielten sich für die festesten Stützen des Thrones und trieben ihren Staat und ihren König in die Katastrophe von Jena, trieben ihn weiter in die Abhängigkeit von Rußland, in den Haß Deutschlands, in die Revolution von 1848 und in die Schmach von Olmütz. Die Sicherung der preußischen Existenz, der deutschen, lag nicht auf diesem Wege, es sei denn, daß man Existenz mit „Dasein" übersetzt. Bloß dazusein, das hat weder Sinn noch Zweck, für den einzelnen nicht und nicht für ein Volk oder einen Staat. Und man kann das auch nicht ändern, indem man das Dasein selber als Zweck setzt; denn kommt man über die Zwecksetzung nicht mehr selber hinaus, so kommen andere, das Leben selbst, und setzt solchem überflüssigen Dasein den Zweck, bald nicht mehr dazusein. Wohl aber kann es im Leben des einzelnen und eines Volkes Notzustände geben, wo man sich für eine bestimmte Zeit mit dem bloßen Dasein begnügen muß, wo man warten muß, bis sich Hindernisse, die sich der Zweckerreichung eines Daseins entgegenstellen, zu weichen beginnen. Also kann man den „Kampf ums Dasein" ruhig den Engländern überlassen; in Deutschland und

Preußen wußte man und soll man heute wissen, daß es den Kampf um die höchste Entfaltung des deutschen Wesens, um das edelste Menschengut galt und gilt, und unser Dasein erst mit dem Ringen um die Erfüllung dieses Zweckes einen Wert erhält.

Sieht man nun aber nach der andern Seite, wie dieses Aus- und Zurückweichen Preußens vor seinem Berufe nach Deutschland hinein wirkte, so darf man sich nicht wundern, wenn darüber verschiedene Köpfe nicht nur Ziel und Richtung, sondern schließlich fast sich selber verloren. Jeder Schritt zu Rußland hin und jedes Zurückweichen vor dem damaligen Österreich, dem Österreich Metternichs und auch noch dem Österreich des jungen Franz Josef, ließ die führenden Geister nach einem Gegengewicht suchen; sie suchten es in der Romantik, in den Radikalismen des Westens, in den demokratischen Bodenlosigkeiten eines weit über den Individualismus hinausstürzenden Subjektivismus; sie suchten es in einer Füllung des nationalen Geistes mit allmenschlichen Ideen, die an eine Verwirklichung kaum mehr glauben ließ. So sehr trieb die Wanderung Preußens zum starren Konservatismus, zum bloßen Dasein und seiner Erhaltung die Gegenseite zu einer Wanderung in das andere Extrem einer allmenschlichen Zukunft, daß man hätte glauben können, die Geschichte der kosmopolitischen Ideologen der Gironde und des ersten Sozialismus solle nun in Deutschland-Preußen ihre Fortsetzung erleben. Immer weiter strebten die beiden Schenkel dieses Werdewinkels, des preußischen konservativen und des deutschen nationalen Radikalismus, auseinander, und nur noch die eine Entwicklung schien möglich, daß sich beide einmal mit einem absoluten Nein des einen gegen den andern gegenüberstehen würden. Und dennoch geschah ein anderes: aus der Spitze des Winkels sproß die Diagonale hervor, und als die äußersten Gegensätze auf beiden Seiten erreicht waren, knickte sie die Schenkelpaare ein, das Parallelogramm erschien, und durch seine Mitte zog die Diagonale und verband den Winkelpunkt a, Deutscher Zollverein, mit seinem Gegenpunkte a', Deutsches Reich. Preußens reale Wirtschaftspolitik war zur Retterin geworden, und sie bildete die Grundlage der deutschen Entwicklung.

Nach diesem Rückblick über ein halbes Jahrhundert müssen

wir nun versuchen, den Gang dieses wunderbaren Werdens im einzelnen besser zu erfassen.

Das deutsche Volk suchte nach der Sicherung seiner Existenz. Für dieses Streben gibt es zunächst nur ein einziges Gebiet, wo eine Vereinigung möglich erscheint. Während auf den Gebieten der Politik, der Religion, der gesellschaftlichen Kultur ein Zusammenkommen und Zusammengehen fast unmöglich erscheint, ist auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens und der Wirtschaftspolitik der Wille zur Vereinigung vollkommen lebendig.

Stellen wir nun ganz schematisch die Jahreszahlen auf, Jahre eines bedeutenden Geschehens, nämlich 1818, 1848, 1878, so lassen sich an diesen Daten die in der deutschen Entwicklung wirkenden Kräfte und Gegenkräfte deutlich erkennen.

1818 bis 1848 — das ist zunächst wie ein dreißigjähriger Krieg um den politisch gangbaren Weg. Im Jahre 1818 führt Preußen seine Zollreform durch — ein positiv wirtschaftlicher Schritt von ungeheurer Tragweite. Ebenso gründet Preußen in dem gleichen Jahre die Universität Bonn: die beiden neuen Provinzen im Westen erhalten ihre Pflegstätte des wissenschaftlichen Geistes. Aber in dem gleichen Jahre auch tagte in Aachen der Kongreß der Großmächte; die „Heilige Allianz" gab die Tonart an: gegen die Revolution, das heißt im Sinne entschiedener Reaktion gegen jede freiheitliche Kundgebung. Preußen hielt sich nicht zurück.— Und wieder in dem gleichen Jahre wurde die Allgemeine Deutsche Burschenschaft gegründet, der das von zwölf protestantischen Universitäten beschickte Wartburgfest im Jahre 1817 vorgearbeitet hatte. Die „werdende Einheit des deutschen Vaterlandes" war das Ziel. Die Reaktion gegen, aber auch die Propaganda für den deutschen Geist traten auf den Kampfplatz.

1848: Der Kampf war aus der geistigen in die politische Wirksamkeit hinausgetreten. In Österreich stießen die Gegenbewegungen am härtesten aufeinander. Wohl fällt Metternich, aber die Reaktion siegt dennoch. Robert Blum wird in Wien erschossen, der Abgesandte der deutschen Volksbewegung, und Fürst Schwarzenberg gibt die Erklärung ab, daß Österreich sich der neuen, in Frankfurt beratenen deutschen Verfassung nicht unterwerfen werde. Dazu gewinnen die tschechischen und ungari-

schen Landesteile eine viel größere Selbständigkeit. Der deutsche Charakter der Monarchie wird wesentlich verändert, und Österreich wird damit reif zum Ausscheiden aus Deutschland.

In Preußen dagegen schwankte alles zwischen Reaktion und Revolution. Der König erklärt, Preußen gehe von nun an in Deutschland auf, bei dem starken staatlichen Sondergeiste in Preußen eine ebensolche Unmöglichkeit, als es eine entschiedene Abwendung vom deutschen Gedanken gewesen wäre. Und als man die Unmöglichkeit erkannte, fiel man ins alte Extrem zurück. Die wachsende Reaktion trieb auch die volkstümlichen Parteien in das andere Extrem hinaus. Aber trotz alledem: der preußisch-deutsche Zollverein blieb erhalten; Preußen erhielt eine sogenannte konstitutionelle Verfassung, und Preußen machte seinerseits einen wenn auch fehlschlagenden Versuch zu einer größeren deutschen und politischen Vereinigung. Es bekundete seinen Willen, nachdem es die deutsche Kaiserkrone abgelehnt hatte.

1878: Bismarck entschließt sich zur Revision des Zolltarifs in schutzzöllnerischem Sinne.

1818: Die deutsche Gesinnung ist revolutionär und verdächtig.
1848: Der Preußenkönig bekennt sich zur deutschen Gesinnung.
1878: Der Kanzler des Deutschen Reiches — der erste Minister Preußens — übernimmt die Hut der deutschen Existenzsicherung im wirtschaftlichen Weltkampfe. Dahin hatte der Weg geführt, den man 1818 eingeschlagen hatte, um Preußen mit seinem Zollgesetz im wirtschaftlichen Kampfe der deutschen Mächte zu sichern.

1818 bis 1878 — ein langer Weg! Welches nun waren die Förderungen, welches die Hemmungen auf diesem Wege? Oberflächlich und allgemein traten mehrere davon schon in unseren Gesichtskreis. Nun gilt es, genauer zuzusehen.

III. Von Friedrich Wilhelm I. zu Kant und Fichte.

Der preußische Partikularismus. — Existenzsicherung Preußens. — Rußland. — Zarismus und Nihilismus. — Tolstoj. — Die Meeresfrage. — Österreich. — Falsche Haltung. — Haydn, Mozart, Beethoven, vom Stein. — Humboldt. — Einheit von Staat und Geist. — Der Boden des Protestantismus. — Friedrich Wilhelm I. — Friedrich II. — Kant. — Fichte. — Notwendigkeit Preußens zur Freiheit. — Die Pole der Menschenentwicklung. — Deutscher Nationalcharakter. — Machiavelli und Fichte. — Der Nationalismus. — Nationalstaat und Menschheit. — Einheit von menschlichem und nationalem Bewußtsein im aufsteigenden Volke.

Am Anfange steht hier für uns die Frage nach der Existenzsicherung Preußens. Und da mag man nun staunen ob der Antwort; sie muß doch lauten: Preußens Existenzsicherung lag auch für die Zukunft in dem so verschrienen preußischen Partikularismus. Eine Verständigung erscheint hier geboten: daß Preußen in einem starken Selbstbehauptungsgefühle konservativ war und blieb, das gab dem Staate und dem preußischen Wesen seine letzte Kraft und Stärke und sein hartes Ablehnen des politischen und sozialen Liberalismus.

Erhalten bleiben mußte zuallererst die starke Geschlossenheit des preußischen Staates. Preußen hatte ganz recht in dem Gefühl, daß es, ob mit oder ohne Deutschland, stets wieder die Möglichkeit haben müsse, auf sich selber und seine eigene Machtbeschränkung zurückzukommen. Das lehrte die Erfahrung der preußischen Vergangenheit. Und wenn man Existenzsicherung Preußens wollte, so konnte sie nicht beginnen mit einer Auflösung des strengen Preußenwesens. Darum erschien ein allzu tiefes Eingehen auf westliche Fragen und Probleme bedenklich. Frage war dann nur, ob nicht die Existenzsicherung allmählich zu einer bloßen Daseinssicherung eines beschränktesten Bauernwesens zusammenschrumpfen würde?

Ebenso sicher aber, als der Sinn der Erhaltung notwendig war, ebenso sicher war es auch, daß Preußen seine Sicherung niemals nur in einem Extrem finden konnte, sondern allein in der männlich tapferen Entschlossenheit zu treuem Festhalten an seinem geschichtlichen Berufe. Ihn zu finden und zu erkennen, war, wie wir sahen, im allgemeinen nicht so schwer: Preußen war die deutsche Nordostmark gegenüber der größten, in drohendem

Wachstum begriffenen auswärtigen Gefahr; Preußen war die protestantische Vormacht, als solche der Hüter des deutschen Gewissens, der Schützer der Freiheit der sittlichen Persönlichkeit. Und dennoch: war dieser geschichtliche Beruf auch nicht so schwer zu erkennen, so war doch die genaue Auswägung der widerstrebenden gegenteiligen Kräfte ein ungemein langwieriges und schweres Kunststück.

Nichts war darum schlimmer, als ein Zurückfallen von dem Willen der Erhaltung in den Willen der Reaktion in Preußen;

nichts war schlimmer als die Furcht oder Besorgnis vor der Revolution in Preußen;

nichts war schlimmer als ein Hinabsinken Preußens in die kirchliche Orthodoxie. Alle andern Orthodoxien lebten damit auf und wurden die Gegner Preußens, alle, von der ultramontanen angefangen bis zu dem fanatischen Doktrinarismus eines geschichtslosen Radikalismus. Bedeutete doch ein solches Absinken zur kirchlichen Orthodoxie nichts mehr und nichts weniger als einen Abfall von dem Urgedanken des Protestantismus, ein Zurücktreten aus dem Reiche des positiv schaffenden und wirkenden Geistes in das Reich der Verneinung eines lebendig schaffenden Willens. Diesen Willen verleugnen — das heißt nichts anderes, als die preußische Entwicklung selbst verleugnen, sie in Fesseln schlagen und sie an allen Enden lähmen. Darum ist der Bund der Heiligen Allianz, worin Preußen sich einspinnen ließ, ein so merkwürdiges Ereignis. Was hatte denn Preußen mit Rußland und Österreich gemein? Man könnte fast in einem übertriebenen Wortspiel sagen: nichts, als die Grenzen.

Rußland — das war noch asiatische ungebrochene Wildheit. Die Einfuhr europäischer Kultur war noch so dünn, daß sie am russischen Wesen vollkommen verschwand. Die wenigen lackierten Schichten Westrußlands täuschten Blick und Urteil, und was sie suchten und ihrer Existenz halber suchen mußten: feste politische Grenzen, sichere staatliche Grenzen gegen die wie der Steppensand auseinanderrinnenden Völkerelemente Asiens — das hatte der Preußische Staat für sich längst errungen. Aber auch nach innen suchte Rußland und sucht noch bis heute nach einem einheitlichen Ausdruck seines Wesens. Dieses Völkergemengsel, der sausenden

Gewalt der polizeilichen Knute, der bonzenhaft veräußerlichten Macht und Gewohnheit eines orthodoxen Christentums und der den Willen lähmenden Verderbnis des Schnapses unterworfen —, stand noch so fern jeder staatlichen eigenen Schöpferkraft, daß Preußen sich ihm gegenüber nur als im äußersten Gegensatz hätte empfinden müssen. Und nur eins konnte da eine äußere Gemeinsamkeit vortäuschen: eben jener Wille der herrschenden Schicht nach staatlicher Gestaltung in Rußland. Konnte man in Preußen diesen Willen und sein Wirken gleichsam als Vordamm gegen asiatische Überflutung betrachten und schätzen, so war doch auch die Gefahr nicht zu verkennen, die aus der einheitlichen gewaltsamen Zusammenballung jener Völkermassen bei einer Preußen und dem Westen feindlich gesinnten Führung hervorgehen konnte und mußte. Und gar die Mittel, die in Rußland zur staatlichen Bildung verwendet wurden, hätten jeden einigermaßen aufmerksamen Staatsmann des Westens bedenklich machen müssen. Kulturfeindlich an sich, konnten sie nur Kulturfeindschaft auf der einen Seite und überspannte Sehnsucht nach ihrer Überwindung auf der andern Seite erwecken. Auf diesem Wege barg die Zukunft nichts, als die Entwicklung einer Todfeindschaft Rußlands gegen Preußen und Deutschland, als jener Macht, die dem Zusammenströmen östlicher Willkür und westlicher Anarchie und eines unter dem Namen Freiheit empfohlenen und ausgebreiteten subjektiven Libertinismus einen starken Damm entgegensetzte. Gewiß empfand man in Rußland diese Art Freiheit als ätzendes Auflösungsmittel der erstarrten Orthodoxie; was man aber nach der Auflösung dafür den „befreiten" Völkern hätte Positives bieten sollen, das wußte man nicht. So wandelte sich später folgerecht der anarchistische Gedanke des Westens hier in den nihilistischen, und auch Tolstoj hatte im Grunde nichts zu bieten als schärfste Kritik des Bestehenden und den Aufruf, zum „wahren" Christentum zurückzukehren. In diesem wahren Christentum aber war kein Leuchten von Weltfreudigkeit, wie es Luther dargeboten hatte, sondern Tolstoj, der Schüler Schopenhauers, fand in der Willensentsagung des Pessimisten den passenden Ausdruck der slawischen Seele. Die Geschichte lehrte anderes. Denn nie noch war ein Land und Volk von so ausgesprochen naturhaft Ackerbau treiben-

dem Charakter anders zu einer geschichtlichen Entwicklung gelangt, als durch die Notwendigkeit, Städte zu gründen, hier der Freiheit eine Heimstätte zu bereiten und aus und mit ihr einen Verkehr zu entwickeln, der den Gesichtskreis weitete, die Gemeinsamkeiten erkennen ließ und zum Zusammenschluß führte. In instinktiver Genialität hatte Peter der Große diesen Weg einzuschlagen versucht, aber die einsichtigen Nachfolger hatte Rußland nicht gefunden. Nur einzelne voreilige und weit vorausstürmende Urteile hatte man behalten, so, daß Rußland des Meeres bedürfe. In Holland hatte Peter der Große einst den Einfluß des Meeres auf die Reichtumsbildung und die geistige Beweglichkeit erkannt, und aus dieser Erkenntnis zog er seinen kindlichen Schluß. Aber eine kompakte Ländermasse, wie Rußland sie barg, kann man nicht an eine individualisierte und individualisierende Meeresküste tragen. Anderer Mittel bedarf es da, und darum ist es nicht erstaunlich, daß die Gründung von Petersburg und das Hinandringen Rußlands ans Meer einen so geringen Einfluß auf die Entwicklung seiner Völker gehabt hat. Die individualisierte Kultur Finnlands, anstatt Rußlands Entwicklung zu befruchten, wurde nahezu zur vollen Russifizierung herabgedrückt. Und blickt man gar von der Vollendung dieser ungeheuren Ideologie rückwärts; denkt man sich Rußland an dem geträumten Ziele als Meeresherrscher über den Atlantischen Ozean von der Ostsee und den Dardanellen aus, des Indischen Ozeans von den Dardanellen und dem Persischen Meerbusen aus, des Stillen Ozeans von der ostasiatischen Küste aus: so wäre diese monströse europäisch-asiatische Ländermasse immer noch eine ungegliederte Binnenlandsmacht, der die Meeresküste höchstens an den Rändern einiges Leben erwecken und zuführen könnte, die im übrigen aber aus ihrer starren Kompaktheit weder äußerlich noch innerlich zu einer intensiven Entwicklung der Kultur zu gelangen vermöchte. Über eine gewisse Zone hinaus kann auch die Meeresküste ihre belebende Wirkung nicht mehr ausüben, es sei denn, es käme ihr der Wille zu einem reich und mannigfaltig entwickelten Innenleben entgegen. Dieser Wille ist bekanntlich nicht vorhanden in Rußland, oder er liegt noch gefesselt unter dem schweren Druck der Orthodoxie. Somit könnte er erst zur Entwicklung gelangen, wenn die einzelnen Landes-

und Volksteile zu einer größeren Autonomie emporstiegen, und damit erst würde sich eine Gemeinsamkeit mit Preußen und der Kultur Europas wirklich ergeben. Heute weiß man's und spricht es in den ausschlaggebenden Kreisen der deutschen Politik offen aus, daß der Zarismus der Gegner ist. Und es war ein tiefer, nur durch die bösen Erfahrungen der Revolutionen erweckter und durch die österreichisch-russische Einflüsterung bestärkter Irrtum, daß das preußische Königtum in ideeller Interessengemeinschaft mit diesem Zartume stehe, und daß sich das Mißtrauen gegen die Revolution zu einem Mißtrauen gegen das eigene Volk oder größere Volksteile verdichtete.

Eine fast gleich geringe Interessengemeinschaft hatte das aus den Freiheitskriegen hervorgegangene Preußen mit dem von dem Geiste Metternichs beherrschten Österreich. Wollen wir auch von der Erörterung von Phrasen absehen, die Österreich als „dem Orient zugewendet" charakterisieren, so bleibt doch bestehen, daß Österreich seine deutsche geschichtliche Aufgabe vergessen hatte. Nach der Niederringung der Türkengefahr wandte sich das österreichische Leben für eine kurze Zeit unter Kaiser Josef II. dem Suchen nach einer neuen ideellen Aufgabe zu; damals schien es, als ob die alternde Macht der Habsburger den ehedem abgelehnten Gedanken der Reformation, den Kerngedanken der deutschen Geistesentwicklung, noch erfassen und sich in neuer Form zu eigen machen wollte; dann aber stellte sich das österreichische Staatsleben ganz auf den negativen Willen der Reaktion ein: man suchte zu behalten, was man hatte, und verlor damit die positive Führung auf allen Gebieten. Nur die deutsche Musik der Haydn, Mozart, Beethoven durchklang diese merkwürdige Gebundenheit und stieg wie ein Ruf der Sehnsucht nach einer großbewegten, freudigen Menschenzukunft aus der hedonistischen Unbekümmertheit des österreichischen Aristokraten- und Praterlebens empor. Preußen, die jung und stark emporstrebende Macht, empfand man als Feind, und, sieht man von der Musik ab, so war die Grundstimmung des Lebens in Wien der äußerste Gegensatz zu derjenigen in Berlin, wo damals der Grundehrlichkeit eines Freiherrn vom Stein der Idealismus eines Wilhelm von Humboldt noch im königlichen Ministerium zu folgen vermochte. Diese Tatsachen allein erleuchten

die Zeit wie kaum etwas anderes: Goethe — Minister in Weimar, Stein, Humboldt — Minister in Berlin — Männer, die auch ohne Amt und Titel, widerspruchslos zu den allerersten Vertretern des Geistes, der Kultur, der Kunst und Wissenschaft zählten, zu den höchsten Staatsämtern berufen: das war weder in Frankreich zu der Zeit Voltaires und Rousseaus möglich gewesen, noch in Österreich zur Zeit Mozarts und Beethovens. Möglich war dies nur auf dem Boden des Protestantismus, wo die Entwicklung des Staates selbst eine Einheit bildete mit der Entwicklung des geistigen Lebens, wo die Entwicklung des geistigen Lebens nicht als eine Art Luxus betrachtet wurde, sondern als ein Wesentliches aller staatlichen Wirksamkeit.

Klarheit über sich und seinen geschichtlichen Beruf zu erlangen, das war eine Notwendigkeit dieses werdenden Staatswesens von Anfang an, und so erscheint es natürlich, daß diese geistige Gewissenserforschung ebenso fest von Anfang an neben der staatlichen Entwicklung einhergeht. Um „den höchst deplorablen Zustand des Landvolks in Ansehung alles Wissens und Tuns" zu ändern, verpflichtete der zweite Preußenkönig schon im Jahre 1717 alle Eltern, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Auf der Kanzel wollte Friedrich Wilhelm I. keine Kontroversen und keine politische Agitation. „Ich bin gut reformiert," so schrieb er, „glaube aber, daß ein Lutheraner ebensogut selig werden kann, und der Unterschied nur von den Predigerzänkereien herkomme." Eine „edle Sache" war es für ihn, „wenn die Untertanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen". Ist es ein Wunder, wenn Friedrich der Große dann die Brücke zu schlagen versuchte zur nationalen Einheit, indem er durch die Schaffung des Fürstenbundes „die Entzweiungen der beiden Konfessionen faktisch beseitigte"? daß in Preußen und auf dem Katheder einer preußischen Hochschule ein Kant erschien und möglich blieb, der, anstatt sich mit einer Proklamation der Menschenrechte zu begnügen, das Gewissen der Menschheit prüfte und ihr den Spiegel der Menschenpflichten vorhielt? Und stimmt es nicht abermals zu dieser Entwicklung, wenn in der Zeit der politischen Neuschöpfung Preußens Fichte über ein „Religionsbekenntnis der Deutschen", den „Entwurf zu einer deutschen Zukunftskirche" nachsinnt, die „alle frei Gebildeten" zuerst umfassen und den Staat der leidigen Notwendigkeit entheben sollte, „gerade mit seinen würdigsten Bürgern aus Vorstellungen zu handeln, an die weder sie noch die eigenen Geschäftsträger des Staates glauben"?

Bis zu dieser weiten Forderung konnte sich ein Fichte damals schon vorwagen, er, der über die Unterschiede des Katholizismus und Protestantismus, des romanischen und germanischen Grundcharakters wieder einmal die lebendigsten Worte gesprochen, der es in seiner kühnsten Zeit als das Ziel des Protestantismus erkannt hatte, „mit der allgemeinen Religion", wie er sie sich dachte und kommen sah, „zu verschmelzen". Jesus, Luther und Kant waren ihm in eine Reihe getreten, und Kant erschien ihm als der Vollender des Werkes jener beiden. Die Denkfreiheit ist das Palladium der Menschheit, und den Feind dieses „vom Himmel stammenden Palladiums" erkannte Fichte in der Feigheit.

Warum aber erfaßte er diese Probleme so stark und unerschütterlich? Warum brannten ihm solche Fragen auf dem Herzen? Weil sein lebendiges Empfinden mit dem Leben des deutschen Volkes verknüpft war, weil er hier die letzte und festeste Sicherung dieses Lebens verankert sah.

„Die Volksform selbst ist von Natur oder Gott: eine gewisse hochindividuelle Weise, den Vernunftzweck zu befördern. Völker sind Individualitäten, mit eigenhändiger Begabung und Rolle dafür." — „Eben sich ansehen als ein selbständiges Glied des göttlichen Zweckes, nicht als Anhängsel eines andern" — das war für Fichte die Ehre und Würde. „Mitglied der Klarheit. Dies ist ein sehr großer Gedanke!" — so spricht er es aus. Ein Volk soll nicht zum Anhange eines andern gemacht werden, „wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen". Darum sei es *dazu* fortzubilden, „um seine nationale Existenz zu sichern". Diesen „regelmäßigen Fortschritt" aber erkannte Fichte als Notwendigkeit, als weltgeschichtliche Legitimation gleichsam für den Bestand eines Volkes, und, den Kreis seiner Betrachtung enger ziehend, kam er auf die geschichtliche Notwendigkeit der preußischen Entwicklung zu sprechen: das deutsche Kaisertum steht vor ihm als Ziel der Zukunft. Er fragt nach dem Berufe der Völker dazu, und sein Urteil ist: „Österreich

kann nicht Kaiser sein. — Preußen? ... Es ist ein eigentlich deutscher Staat. ... Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche; nur so kann es fortexistieren. Sonst geht es zugrunde."

Mit bewundernswerter Hellsicht sah Fichte in die Notwendigkeit der kommenden Zeit. Und sofort nachdem er die Bahnen der preußischen Entwicklung erkannt hatte, bog er wieder ein zur Erläuterung der inneren Verfassung. Wie kann Deutschland ein Volk werden, eine Nation? Der Katholizismus steht ihm im Wege. „Das Primat des Papstes hebt alles auf; dieser läßt die Gewissen nicht frei. Es scheint, an diesem Punkte scheitert alle Staatsklugheit: (weil es Prinzip reiner Unvernunft ist!)" So denkt er an eine Art „Überreligion", eine Einigung aller in den höchsten allgemeinen Prinzipien, unter denen das Besondere bestehen, niemals aber den Staat selber beherrschen kann. Erinnert man sich hier der Bestrebungen des „Modernismus", auch des katholischen, so muß man sagen: auch hier erfaßte Fichte den lebendigen Kern, denn die moderne Kultur ist, wie dies Troeltsch klar aussprach, „überall die Bekämpfung der kirchlichen Kultur und deren Ersetzung durch autonom erzeugte Kulturideen, deren Geltung aus ihrer überzeugenden Kraft, aus ihrer immanenten und unmittelbar wirkenden Eindrucksfähigkeit folgt". Den äußersten Gegensatz hatte schon Fichte erkannt: „Es gibt kein drittes; man muß sich entweder in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche werfen, oder man muß entschlossener Freigeist werden." Das waren und sind im Grunde die beiden äußersten Pole, zwischen denen alles Menschenleben hin und her geht, und zu dem einen neigen alle selbständigen, von dem lebendigen Glauben beseelten Naturen, daß der Mensch der steten Vervollkommnung fähig sei, und zu dem andern neigen alle müden Seelen, die an sich und der Menschheit verzweifeln, die behaupten: der Mensch sei fertig, wie er ist, und aus seinem bejammernswerten Zustande könne nicht er selbst sich, sondern nur die göttliche Gnade könne ihn daraus erlösen. „Um den letzten Keim der Selbsttätigkeit im Menschen zu zerdrücken, um ihn bloß passiv zu machen, lasse man seine Meinungen von fremder Autorität abhängen" — das sei, sagte Fichte, der Grundsatz, „auf welchem diese fürchterliche Universalmonarchie — des Papsttums, des Absolutismus, der Unfreiheit des Denkens — aufgeführt war; ein Satz, der so wahr ist, als je der Witz der Hölle einen erfand, ein Satz, mit welchem die unumschränkte Monarchie unausbleiblich entweder steht oder fällt. Wer nicht bestimmen darf, was er glauben will, wird sich nie unterstehen, zu bestimmen, was er tun will; wer aber seinen Verstand freimacht, der wird in kurzem auch seinen Willen befreien". So trat ihm Friedrich der Große in die „ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit". Denn das eben ist Kultur: „Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist." — „Bildung geschieht durch Selbsttätigkeit und zweckt auf Selbsttätigkeit ab."

Ein volles Empfinden der Volksentwicklung und ihrer Bedingungen waltete in diesem erhabenen Geiste. „Das Element aller Gewißheit ist Glaube," und kaum je hat ein Volk von sich einen höheren Glauben gehegt, als ihn dieser Deutsche von seinem Volke hatte. Die Preußen hatten Nationalstolz, wie die Österreicher, aber noch war es „ein versessener Bauernstolz", der mehr als alles andere „die Herzen der Deutschen unter sich entvölkerte". „Föderationen" — „nur durch den Vorteil oder die Übermacht werden sie erhalten, ein nachhaltiger Begriff der Volkseinheit kann nicht aus ihnen hervorgehen." Woher soll nun das deutsche Nationalbewußtsein kommen? „Durch seine geographische Lage kann Deutschland die andern Nationen zum Frieden zwingen; darum kann es die erste dauernde Stätte der Freiheit sein." Aber Deutsche, als Bürger, gab es noch nicht, sondern nur Deutsche „über das Bürgertum hinaus". Und darin erkannte Fichte einen großen Vorzug. Der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre eben „ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung". Gewiß lag darin ein Vorzug, aber auch ein ebenso großer Nachteil. Denn nicht der eigene Wille hatte die politische Ohnmacht der Deutschen erzeugt, sondern die Not. Sie zwang, da es die Sicherung der Existenz galt, zur Entfaltung aller inneren Kräfte, so lange, als alle äußeren Wege der deutschen Entwicklung versperrt waren. Begannen die Deutschen sich als Nation zu empfinden und zu begreifen, und

lag es in ihrem Triebe, ihre Existenz als Nation zu festigen, zu behaupten, zu sichern, so gab es für sie gar keinen andern Weg: sie mußten versuchen, der Menschheit mit einer Gabe zu nahen, die über dasjenige hinauslag, was sie bisher von andern Völkern empfangen hatte. Das aber war zunächst nur möglich durch eigene innere Entwicklung.

Und Fichte erkannte den weiteren Weg: „Überdies will jede Nation das ihr eigentümliche Gute so weit verbreiten, als sie irgend kann und soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben." Auf diesem eingepflanzten Triebe, der, wie leicht zu erkennen, nichts will als eine andere Art der Existenzsicherung, beruhe die gegenseitige Reibung der Völker aneinander und ihre Fortbildung. Und ganz und gar lebendig, erfaßte er auch hier wieder das Notwendige: Ein Privatmann kann wohl sagen: „Ich habe genug und will nichts mehr." Der auf sein Wachstum verzichtende Staat dagegen sage eigentlich: „Ich will gar nichts haben und will auch nicht existieren." Der Staat habe „die ihm sich darbietenden neuen Kräfte zur Verteidigung seines alten Besitztums sich anzueignen".

Darin braucht man durchaus keine pure Annahme macchiavellistischer Grundsätze vorauszusetzen, sondern unter dieser äußeren Anlehnung an Macchiavelli lag bei Fichte ein selbsttätiges Empfinden des Lebens und seiner Gesetze. Denken wir nur daran, daß, um die bewohnbare Erde zu bevölkern, der Idee und der Theorie nach ein Volk, ja eigentlich nur ein Menschenpaar genügt. Viele Völker aber gab und gibt es zu jeder Zeit. Und in dem naiven Empfinden jedes dieser Völker kehrt mit dem Streben nach der Sicherung der eigenen Existenz dieser kindliche Grundgedanke in einer Form wieder: eigentlich sollte ich die ganze Erde, oder wenn das nicht, doch ein möglichst großes Stück der bewohnbaren Erde für mich haben. So sind alle Völker in einer noch frühen Periode ihrer Entwicklung auf Eroberung gestimmt, und dies um so ungebrochener, je tiefer sie noch in der Kultur stehen. Bis der Gedanke bei ihnen Wurzel zu schlagen vermag, daß die Menschheit das „Volk" ist, das die Erde bewohnen soll, und bis sie in ihrem eigenen Werden diesen Umweg zur Menschheit finden — bedarf es einer großen eigenen Reife. Die Voraussetzung aber, die Fichte von Macchiavelli übernahm, daß alle Menschen bösartig sind, und daß sie die innere Bösartigkeit bei der ersten sicheren Gelegenheit auslassen werden, ist nur eine subjektive Umkehrung der Tatsache, daß in jedem Volke der Trieb zur Selbsterhaltung lebt und wach ist, daß dieser Trieb in der Jugend eines Volkes genährt und getragen wird von der natürlichen Kraft der Fortpflanzung und Vermehrung, und im Alter von der Sorge, die derjenigen des Geizhalses ähnelt, einmal nicht mehr „genug zum Leben" zu haben.

Die „Menschheit" aber, die die Erde bewohnen soll, zeigt uns ein doppeltes Gesicht. Erkennen wir in ihr die Masse der Völker, die heute dasind, so tritt die Wirklichkeit an uns heran und stellt ihre Forderung: in irgendeiner Art mußt du suchen, mit mir zurecht und das heißt auch, zu deinem Zwecke, zu deiner Selbstbehauptung zu kommen.

Ist die Menschheit uns aber ein „Denkbild", das alle höchsten Lebenswerte, alles menschlich Beste und Schönste einmal umfassen und verwirklichen soll, so zwingt dieses uns, Umschau und Auslese unter den Völkern zu halten und danach zu fragen, in welchem Volke wohl zu jener späten Erfüllung die Vorbedingungen und Anlagen am meisten vorhanden seien? Da nun jedes Volk sich selbst am besten kennt, da ferner der Wunsch in ihm lebt, jene Zeit der Erfüllung noch mit dem eigenen Dasein zu erreichen; da es obendrein ein merkwürdiges Spiel der Natur gibt, den Kraftlosen und Unkräftigen mit dem Wahn höchster Kraft, den aller menschlichen Schönheit Baren mit dem entgegengesetzten Wahne zu erfüllen, so dürfte man wohl vergeblich unter den Völkern Umschau halten, um ein solches zu finden, das sich nicht, wenn auch tief im geheimen, einmal für das auserwählte Volk gehalten hätte, allein dazu berufen, die Erde zu erfüllen und zu beherrschen.

Fichte aber sah nicht mit den Augen Macchiavellis die Welt, sondern mit den Augen eines von der Idee der Menschheit durchleuchteten Deutschen. Und auf dem Grunde einer Voraussetzung höherer Art, daß die Deutschen das Volk der Wissenschaft seien, erkannte er dem Deutschen allein die Fähigkeit zu: „im Zwecke für seine Nation die gesamte Menschheit zu umfassen". Der

Patriotismus aller andern Nationen müsse „seit dem Eintritt allein des Egoismus in Klarheit, selbstisch, engherzig und feindselig gegen das übrige Menschengeschlecht ausfallen." Ob er recht sah, darüber brauchen wir uns heute bei dem Erscheinen des Chauvinismus, Nationalismus, Imperialismus, Panromanismus, Panslawismus, der Heiligsprechung des Egoismus durch Italiener und Japaner die Köpfe nicht mehr zu zerbrechen. Und hält man uns die „Alldeutschen" entgegen, so lautet das Urteil des deutschen Bewußtseins klar und deutlich dahin: Was sie mit jenen gemein haben, das lehnen wir ab; worin wir sie anerkennen, ist: ihr Wille zur Vereinigung aller deutschen Elemente in der Gesinnung der Feindschaft gegen jene Feinde der Menschheit. So heute, wie vor hundert Jahren! Daran hat sich nichts geändert, nichts als das klare Bewußtsein, daß es mit der ästhetischen Pflege der Idee allein nicht getan ist, sondern daß, soll dieses Denkbild einmal leibhaftiges Leben gewinnen, der Deutsche sich selber behaupten muß, damit der Garten der Menschheit nicht ohne Gärtner bleibe und ins Chaotische verwildere.

In neuerer Zeit hat hinsichtlich der Auffassung Fichtes und seiner Lehre eine Wandlung stattgefunden, die im besonderen auch von F. Meinecke vertreten wird, der überall beizupflichten ich mich nicht entschließen kann. Aus dem Grunde, weil nichts allgemein lehrreicher ist als der Versuch, in schweren Dingen genau zu sehen, und das selbst Gesehene der Ansicht anderer entgegenzustellen, führe ich folgendes an.

Meinecke kam zu der Meinung, Fichte habe vom erhabensten Punkte her, dem der Umwandlung des Wissens, der Vernunft und der Weisheit in Leben und Wirklichkeit, als von einem durchaus unpolitischen und übernationalen, die Forderung politischer Selbständigkeit begründet. Das Wesen des Machtstaates habe ihn auf die Dauer nicht fesseln können. Meinecke hat recht, wenn wir uns ans Wort halten; er hat nicht recht, wenn wir Fichtes Gesamtanschauung zu Rate ziehen. Politische Selbständigkeit und Selbsttätigkeit fordert er für die Nation als sittliche und natürliche Existenzbedingung. Fordert die Erhaltung der politischen Selbständigkeit die Entwicklung der Macht, so ist ihm auch diese Forderung, wie wir oben sahen, eine durchaus natürliche und berechtigte. Aber in dem Dasein allein sah Fichte kein eines Volkes auf die Dauer würdiges Ziel; er suchte nach dem Rechte der Existenz für ein Werdendes und erst zu Schaffendes — die Herausbildung des deutschen Nationalcharakters —; er suchte für dieses sein höchstes Ziel nach einer menschengeschichtlichen Legitimation. So legitimierte er den deutschen Nationalstaat aus der geschichtlichen Notwendigkeit — die Geschichte begriffen als Vernunfterkenntnis der Menschheit. — Und fragen wir uns heute, ob wir an dieser Legitimation vorbei können, ob wir uns begnügen können, nackt und gerade aus unserem Dasein auf das Recht dieses Daseins zu schließen, so dürfte die Antwort bei allen, die über die Weltanschauung eines Krämers oder Metzgers hinauswuchsen, kaum zweifelhaft sein. Was das Wesen des Machtstaates, worin „von einer höheren sittlichen Bestimmung des Menschen keine Ahnung" enthalten ist, für Fichte bedeutete, hat er in seiner prächtigen Porträtskizze Napoleons ohne Wanken ausgesprochen: festester Wille, vollkommene Klarheit — Bestandteile der Menschengröße — ergeben für ihn „ohne irgendeine Anschauung des Geistigen" nur die Grundelemente zu einem großen Verbrecher. Und ließen wir heute bei unserem großen Machtwillen und der fast übermenschlichen Machtentfaltung diese „Anschauung des Geistigen" fahren und als unwesentlich fallen, so würde die gift- und haßerfüllte Zeichnung, die unsere Feinde von uns entwerfen, zu Recht bestehen. Der Welthaß gegen uns würde allgemein sein, wären wir so, wie unsere Feinde uns zeichnen — „ohne irgendeine Anschauung des Geistigen". Der Welthaß wird allgemein sein, wenn wir jemals so werden.

Meinecke meint nun, der „nationale Geist" Fichtes sei eben der „wahrhaft menschliche Geist, das höchste und reinste Kulturideal", also der „Primat universaler Ideen". Eine derartige Auffassung wäre zu abstrakt, denn umgekehrt liegt die Sache. Fichte sah im deutschen Geiste den Träger des bisher höchstentwickelten und entwicklungsfähigen Menschenideals. Er sah, daß das, was der Deutsche glaubte und als Ziel vor die eigene Entwicklung hinstellte, von keiner andern Nation erreicht, geschweige übertroffen wurde. Darum fließt ihm der nationale Geist und der aus dem eigensten deutschen Schaffen erblühte wahrhaft menschliche Geist

in eins zusammen. Aus dieser Einheit holte er sich die Legitimation des nationalen Bewußtseins, aus ihr auch die weltgeschichtliche Berufung des deutschen Volkes. Im übrigen war und ist dies in der Geschichte eines Volkes niemals anders. Mit dem gewonnenen Ausblick auf seine Höhe muß sich jedes Volk als das auserwählte empfinden, und mit vollem Recht, weil die Menschheitshöhe in der jeweiligen Kulturhöhe der einzelnen Völker zum Ausdruck kommt und nach Verwirklichung ringt.

Fichte sagt: „Der eigentliche Unterscheidungsgrund (für das Wesen des Deutschen) liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit ... glaube oder ob man an alles dieses nicht glaube ...“ Ich nannte es die Kernfrage: entweder glaubt man, daß der Mensch fertig ist, wie er ist, und dann wäre aller Katholizismus, aller reaktionäre Konservatismus, alle Orthodoxie und aller Pessimismus das allein Richtige; oder aber man glaubt, daß der Mensch nicht fertig ist, und damit ergibt sich die „Philosophie der Bewegung“, der Glaube an Zukunft und Höhe, der Wille und das Streben zu allem Vorwärts von selbst. — Fichte setzte dann das „deutliche Bewußtsein“ dem „durch Natur gewordenen entgegen“. Aber er sah hierin keinen Riß, sondern eine Fortsetzung, denn wo soll etwa ein Nationalbewußtsein anfangen und einsetzen, wenn nicht in dem Bewußtwerden der mittlerweile — im Laufe der Geschichte — zu einer Sichtbarkeit entwickelten eigenen Art?

Meinecke dagegen glaubt in der Anschauung Fichtes einen Sprung der Entwicklung zu erkennen. Die Anschauung Fichtes aber erscheint mir, eben weil sie Anschauung und keine abstrakte Reflexion ist, lebendiger als die Meinung des deutschen Historikers. Denn: die Entwicklung des römisch-deutschen Kaisertums war zu Ende. In ihrer langen Verfallszeit fand die deutsche Sehnsucht, die sich von der römischen Umklammerung freigemacht hatte, in Kunst, Literatur, Philosophie ein Bewußtsein ihrer eigenen Art. Diese suchte nach ihrer staatlichen Sicherung, nach ihrer politischen Existenz. Und da wuchs ihr aus den Anfängen Preußens, des protestantischen Deutschtums, eine neue Art, eine neue Zeit des nationalen Bewußtseins, ein auch an sich neues

Nationalbewußtsein, eben das preußisch-deutsche, entgegen. Dieses Bewußtsein war da und war wach; es wird und muß darum auch bei der neu zu schaffenden Geschichte irgendwie als positiv schaffender Faktor mitwirken. Und trotz aller „Reaktion“ ist dies denn auch tatsächlich so gekommen. Die Deutschen versuchten es tatsächlich, „sich mit Bewußtsein zu machen“, sich selbst „mit Freiheit zustande zu bringen“. Und darum ist Fichtes „neue Geschichte“ durchaus keine bloße „Vernunftgeschichte“, sein Staat ist „kein Vernunftstaat“, und seine Nation keine „Vernunftnation“, denn er verwechselte die Idee eben nicht mit dem Begriffe. Sondern seine Geschichte vollzieht sich im Lichte des Bewußtwerdens des eigenen Willens, sein Staat erfüllt sich mit dem Bewußtsein der eigenen Volksart, und seine kommende Nation erweist sich als das kraft seines Selbstbewußtseins zur Mündigkeit und eigenen Ordnung strebende deutsche Volk. Daß Fichte vor dieses Werden, das seinem schauenden Geiste zum tiefen Erlebnis wurde, die aus dem eigenen Werden und Erkennen erwachsenen Wünschbarkeiten hinsetzt, ist nichts, was auch nur die Erinnerung an die abstrakten Ideologien der Girondisten hätte wecken sollen, sondern es ist natürlich, weil hier der deutsche Protestant das neue deutsche Wesen verkündet, das sich entfalten will, und dessen Werden sich ihm im eigenen Wunsch und Willen offenbarte. Folgert aber Meinecke, daß die Idee des echten Nationalstaates in der noch geraume Zeit bestehenden engen Blut- und Lebensgemeinschaft von Kosmopolitismus und Nationalität noch nicht voll gedeihen konnte, so muß ihm sowohl vom Boden der Geschichte aus, als demjenigen der Philosophie widersprochen werden; denn Kosmopolitismus und Nationalität in enger Bluts- und Lebensgemeinschaft — das muß geradezu so sein, wenn die Idee des „echten“ Nationalstaates — das heißt doch des seiner Höhe zustrebenden, im Aufsteigen begriffenen Volkslebens, und nicht des zum Niedergang neigenden, in nationalistische Beschränkung hinabsinkenden — gedeihen soll. Liegt doch die Höhe des Nationalbewußtseins eben nicht im Andersfühlen beschlossen, sondern ein „Sich höher fühlen, als es die andern sind“ gehört zu dieser Höhe. Ein Volk muß von sich die Meinung gewinnen, daß es mehr Mensch ist als die andern, daß es helfen

kann, ein höheres Menschentum in der Welt zu begründen, sonst bleibt das Nationalbewußtsein ein passives und unlebendiges Gebilde, es wird zur Phrase, wie jedes Wort, dem die innere Überzeugung, die Begeisterung, wie Fichte sagt, fehlt. Stammt doch das Nationalbewußtsein im letzten Grunde aus dem Gefühl der größeren Kraft. Dieses Gefühl aber war im Protestantismus wie in Preußen vorhanden. Preußen hat Napoleon besiegt. Sein Kraftempfinden bestätigte die Geschichte und erklärte es für berechtigt. Der deutsche Protestantismus war der Boden, aus dem unsere ganze Literatur und Wissenschaft, unser Wirtschaftsleben und unsere Technik emporwuchs. Die Geschichte bestätigte auch hier die Berechtigung einer höheren Kraftempfindung. Wohin aber soll ein Volk sich wenden, wenn es gilt, seine Existenz zu sichern, als an seine eigene Kraft und an die Entwicklung seiner eigenen Tüchtigkeit? Und wiederum klingen hier die nationale Notwendigkeit und das Ideal der Menschheit in einer Harmonie zusammen. Sie sind eben untrennbar. Und noch jedes Volk, das sich von der Menschheit trennte, um ganz nur seinem eigenen Ich zu leben, ließ die Menschheit fallen.

Soll ein Beweis dafür aus dem Gegenteil erbracht werden, so liefert uns die Gegenwart deren ein Dutzend für einen. Man höre doch nur die Sprache der schlechten Gewissen! Man verstehe sie! Wo ertönt das Wort vom Schutz der Menschenfreiheit lauter als in England, das nur noch sich kannte und sich um die Lebensbedingungen anderer Völker nicht kümmerte? Wo klingt die Phrase von Menschlichkeit usw. bombastischer als in Frankreich, das sich zum Lande der Rentner und des Lebensgenusses herabentwickelte und sich lediglich mit sich selbst beschäftigte? Und selbst Italien mit seinen unflätigen Verhöhnungen der Deutschen, womit es seine ältere und höhere Kultur zu behaupten sucht! Stammt die Praxis dieser Kultur nicht etwa aus der Welt der abruzzischen Hinterhalte? Und stammt die Sprache nicht etwa aus der Cloaca maxima des heiligen Rom?

Welche Tragkraft dagegen der deutsche Idealismus der Kant, Schiller, Humboldt, Fichte, Novalis hatte, das zeigt Meinecke deutlich in seinen Erinnerungen an Schlegel und Adam Müller. Beide traten bekanntlich zum Katholizismus über, wie so viele,

deren begeisterter Flügelschlag gebrochen wurde von der Enttäuschung, und deren Seele nicht mannhaft und groß genug war, den Gedanken Luthers und seine schwerwiegende Forderung neu zu erleben und in sich zeitgemäß zu gestalten.

IV. Von Fichte zu Haller.

Der Bundesgedanke. — Fichte und Adam Müller. — Die Gesetze geschichtlichen Werdens. — Adam Müller der katholische Kosmopolit. — Steins nationales Bewußtsein. — Von kosmopolitischer Idee zu internationaler Möglichkeit. — Wilhelm von Humboldt. — Die Einheit von nationalem und universalem Denken im deutschen Geiste. — Undeutscher Charakter der reinen Machtpolitik. — Der Deutsche Bund — Die Verneinung deutscher Entwicklung. — Heeren. — Welcker. — Luden. — Niebuhr. — Preußische Selbstzucht gegen real-egoistisches Interesse. — Staatsfeindschaft der Romantik. — Haller. — Dynastisches Interesse und Volkswille. — Nationalstaat und Kulturfeindschaft. — Geistliche Staaten. — Robert von Mohl. — Existenzsicherung und geistiger Rückgang.

Müller vor allem suchte nach einem Gesetze, „das noch höher ist als die Selbsterhaltung des individuellen Staates", nach einem „Bund gegenseitiger Garantie unter den individuellen Staaten". Auch das hat man mit einigem Erfolge einigemal versucht. Aber man beschwor die Not nicht damit, sondern schob sie nur etwas weiter von sich ab. Der zweite Satz enthielt nämlich gar nicht, wie Müller glaubte, den Ausdruck jenes höheren Gesetzes, sondern die gegenseitige Garantie war auch nur ein Mittel der Selbsterhaltung.

Föderation aber war für Fichte keine Volkssache, sondern nur eine Sache der Regierungen. Wie sie zur Volkssache werden könnte, und wie sie es in Deutschland nachher geworden ist, das zeigte Fichte an einem Schema, das seine lebendige Anschauung, wie kaum etwas anderes, verrät. „Wäre nun aber auch die Föderation nur dauernd und fest genug, um die absolute Unmöglichkeit herbeizuführen, eine verschiedene Geschichte zu haben, das Schicksal des einen deutschen Staates von dem aller andern zu trennen: — so gäbe dies fürs erste ein politisches Band; einerlei Krieg und Frieden, Sieg und Verlust. Treten nun noch weitere Vereini-

gungen hinzu, Handelsverbindungen, Gleichheit des Rechtes und der Gesetze, übereinstimmende Grundsätze der Verwaltung usw.: so entstände aus der Unmöglichkeit, daß mein Wohl sein Wehe sei und umgekehrt, allmählich das innere Band: dies nun wäre ein deutsches Reich, und so wären sie eins." — Der kurzen Skizze aber fügte Fichte die Worte hinzu: „Ich müßte überhaupt da tiefer." Wohl mochte er empfinden, daß es mit der Darstellung einer äußeren Möglichkeit nicht genug sei. Die Erfüllung dieser Möglichkeit gab erst den Weg zur Erhaltung der deutschen Existenz. Zu ihrer Entwicklung bedurfte es eines Mehr.

Und fast schien es, als ob da Adam Müller weiter gesehen hätte. Er stellte das deutsche Volk vor eine universale Aufgabe: „Der große Föderalismus europäischer Völker, welcher dereinst kommen wird, so wahr wir leben, wird auch deutsche Farben tragen; denn alles Große, Gründliche und Ewige in allen europäischen Institutionen ist ja deutsch. ... Wer kann das Deutsche noch herausscheiden und -schneiden aus dem Europäischen?" Aber die Farben, unter denen sich dann diese große Union vollziehen soll, sind durchaus nicht deutsch, sondern unter der Hand werden sie dem Propheten zu den Farben der katholischen Kirche. — Wir erkannten mit ihm das Gesetz der Selbsterhaltung als das erste auch für den Staat an. Aber auch dieses Gesetz widerspricht, lösen wir es vom geschichtlichen Werden ab zu kategorischer Absolutheit, aller Geschichte. Denn auch Staaten vergehen und müssen zugrunde gehen. Die Geschichte verlangt Entwicklung, Höherentwicklung des Menschen und der Menschen. Einmal also kommt für jeden Staat die Zeit, wo sein oberstes Gesetz der Selbsterhaltung in Widerspruch gerät mit dem Gesetze der sittlichen Weltordnung, mit „Gott". Gott — die moralische Weltordnung, keine Person — wie Fichte sagt.

Und aus dieser Gegend fließt das zweite Gesetz, wonach Müller suchte, das er aber nicht fand: reif zu werden, seine Eigenart ganz zu entwickeln, damit sie fruchtbringend ausströmen könne in das Werden der menschlichen Zukunft, damit sie Bestand gewinne im „ewigen Leben" der Menschheit. Auf der Höhe einer nationalen Entwicklung lösen diese beiden Gesetze einander ab; das erste tritt langsam zurück, das zweite allmählich bestimmend

hervor. Daß der Mensch, daß ein Volk sich ihnen unterwerfe, das ist die Frage. Zwei leuchtende Tatsachen weist hier die Geschichte vor allem auf: den Sonnenuntergang der griechischen Kultur in dem Aufsteigen der mazedonischen Geschichte; die Vergeistigung Deutschlands und des alten Deutschen Reiches und die Überflutung des preußischen Aufstieges mit goldenen Wogen. Im jungen preußischen Gestaltungswillen ging die deutsche Traumsehnsucht unter. Fichte sah das, und er wies auf diese Tatsache hin. Und wie immer auch im einzelnen die Dinge liefen: Preußen stand still und schien dem Untergang verfallen, ließ es sich von den alten Mächten in alte Bahnen ziehen; Preußen schritt vorwärts, wenn es dem eigenen geschichtlichen Berufe folgte. Ja, in diesem loyalsten Volke konnte es dahin kommen, daß die Schwäche der Regierung das vorhandene Kraftgefühl nicht zu mindern vermochte, sondern es gegen sich selbst in die Schranken rief. Das war die Zeit, als in Preußen die müde Phrase ertönte: Preußen gehe fortan in Deutschland auf. Auch das war eine katholisch-romantische Suggestion.

Stellte Müller die Frage, woher anders jenes zweite Gesetz zu einem Bunde gegenseitiger Garantie unter den individuellen Staaten fließen solle, und gab er darauf die mittelbare Antwort mit den Worten: „Woher anders könnte dieser Geist zu schöpfen sein als aus der Religion der Gegenseitigkeit?" —, der katholischen Kirche also: so widersprach dem nicht nur alle wirkliche Geschichte, da diese Kirche niemals eine Religion der Gegenseitigkeit, sondern nur absoluter Einseitigkeit gekannt hatte, sondern ihm widersprachen auch alle deutschen Grundgedanken und Grundlehren. Sie setzten über den Staat und den einzelnen die Menschheit und den Menschen, und aus dem Geiste der Menschheit allein wäre jenes Gesetz zu entfalten gewesen. Ja, abstrahiert man vom Christentum seine Geschichte, vor allem seine katholisch-romanische Entartung, so kann man wohl sagen: es trug bereits die Idee des „Übermenschen", der Wandlung zum Empor der Menschennatur in sich. Den Weg dazu aber hatte die Kirche versperrt, und heute sucht der Denkende ihn nicht mehr im Katholizismus, der nur eine Ausbreitung des Bestehenden erstrebt, sondern er sucht ihn in einer möglichen Entwicklung über das heute bestehende

Menschenwesen hinaus, in einem Fortschreiten. Müllers Endidee ist eine reaktionär-konservative: „den Geist einer gewissen sittlichen Gleichheit und christlichen Gegenseitigkeit in allen bürgerlichen Verhältnissen“ möchte er aufrechterhalten — also ein ewiges und darum unfruchtbares Einerlei, eine Wiederholung des Bestehenden in alle Zukunft. Gerade dieser Weg führt aber zu Katastrophen, wie wir sie heute erleben, denn damit wird allem natürlichen Werden Gewalt angetan. Nicht dieses zu verhüten, sondern es zu regeln gilt es. Es gilt, die Menschheit mit dem Willen zu durchbluten, sich selbst in ihrem höchsten Ideale zu erreichen, denn erst nachdem das Ideal in ihr Wirklichkeit wurde und Leben empfing, kann sich die Aussicht zu neuem und schönerem Werden darbieten. Aus den Tälern der Not steigt die Sehnsucht zu sonnleuchtenden Gipfeln; von den Gipfeln erst wird neue Aussicht frei. Der Gipfel aber, der vor uns lag, war der deutsche Mensch im deutschen Staate.

Ein Suchen ist es, eine nie erlahmende Sehnsucht, den Weg zum deutschen Staate zu finden, blicken wir in die Zeit der Stein, Humboldt, Fichte und all der vielen, deren Herz von dieser Sehnsucht erfüllt war. Sahen sie in die damalige Welt, so fanden sie Preußen vor sich und Österreich. Das waren die realen Mächte, womit man zu rechnen hatte. Und wie Stein sich an Preußen versuchte und ihm die deutsche Bahn wieder eröffnete, so hoffte er, auch Österreich wieder zum deutschen Staate machen zu können, obwohl er dessen egoistische Sondertriebe kannte. War das möglich? So fragen wir heute. Nein, so lange nicht, als Österreich die Sicherung seines Daseins nicht an das Dasein Deutschlands gebunden fühlte. Die Schläge, die es von Napoleon erhalten hatte, hielt man nicht für objektive Zeugnisse seiner wankenden Macht, sondern sie erschienen, zumal nach dem Sturze des Korsen, als zufällige, an die Persönlichkeit dieses gewaltigen Menschen gebundene. Heute ist es anders. Heute ist es so, daß Österreich zugrunde gegangen wäre, wenn Deutschland ihm nicht die Treue gehalten hätte. Diese furchtbare Erfahrung war erst zu machen. Und damit tritt ganz von selbst ein anderes Element aktiv und aktuell in die Geschichte ein: das protestantische. Der Geist der freien sittlichen Persönlichkeit hat Preußen groß gemacht. Diesem

Großwerden stemmte sich halb Europa entgegen, Österreich vor allem, dann Frankreich, die vom romanisch-absolutistischen Geiste erfüllten Mächte. Beide wurden besiegt. Und nun erfuhr die eine der besiegten Mächte, daß sie selber dem Untergange geweiht war, wenn die deutsche protestantische Macht sie nicht davor bewahrte, wenn sie selbst nicht wieder lernte, sich im Sinne des deutschen Geistes, nicht aber im Sinne der „Deutschen Österreichs“ auf ihre geschichtliche Aufgabe zu besinnen. Wenn die Deutschen Österreichs nicht als Träger dieses Geistes, sondern als Zahl und aus ertragreicher Gewohnheit die Führung Österreichs behaupten, wenn sie es dulden wollen, daß stets wieder der ultramontane Geist dem deutschen Geiste, für den der Mensch nicht fertig, sondern ein Werdendes ist, in den Rücken fällt, so wird ihnen die Sicherung ihrer Existenz nicht gelingen. Für Stein und seine protestantische Grundanschauung war Deutschland „eine Grenzmark Europas zugleich und eine Provinz im Reiche der sittlichen Freiheit“. Mehr als je hat Deutschland und alles, was mit ihm im Bunde stehen will, heute diesen Beruf, und, sollte es im Westen Europas bei dem erschreckend zutage getretenen Verfalle bleiben, so muß Deutschland die schwere Aufgabe auf sich nehmen, aus der Grenzmark zur Zentralmacht Europas zu werden.

Bei Meinecke wie bei Lehmann, dem Biographen Steins, stoße ich mich an etwas, was klar ausgesprochen werden muß. Es klingt da ganz leise wie ein Vorwurf bei beiden durch, Steins nationale Anschauung sei eben doch noch nicht ganz auf der Höhe gewesen; dieses auch gegen Fichte und andere geäußerte Urteil fällt um so mehr auf, als dabei immer das Zusammengehen ihres nationalen Denkens mit einer Art kosmopolitischen Denkens, mit „Ideen halb universaler Tendenz“ hervorgehoben wird. Dagegen frage ich: War das denn nicht natürlich? War es nicht geschichtlich bedingt? Und vor allem, war es nicht das allein Richtige?

Natürlich war es, weil kein hohes nationales Denken ohne diesen Willen, zur Einheit und Harmonie mit den menschlichen Idealen zu gelangen, bestehen kann. Geschichtlich bedingt war es aus zweierlei Gründen: Alle diese Männer waren im engsten Lebensgefühle mit der europäischen Geistesentwicklung empor-

gewachsen; sie hatten die Ideen der Aufklärung wie diejenigen der französischen Revolution in sich aufgenommen und waren gezwungen worden, als Deutsche dazu Stellung zu nehmen. Sie hatten sodann die Zeit der Universalherrschaft Napoleons erlebt, und aus dieser Erfahrung war ihnen das Urteil erwachsen: Nein, so geht es nicht; eine Universalmonarchie ist nicht nur als französisches Gebilde unmöglich, sondern nicht minder als österreichisches, preußisches, russisches. Die Nationalität läßt sich nicht auslöschen. — So sehen wir, wie in ihnen allen der „internationale" Gedanke den kosmopolitischen zu verdrängen beginnt. Die Grundsätze vom „Gleichgewicht" werden wieder erwogen. Eine menschliche Einheit und Harmonie, die man will, strebt über alle nationalen Besonderheiten empor und begründet sich im rein Geistigen, das wie der Sonne Licht alle individuellen Völkerbildungen überstrahlen und sie zu jener Harmonie und Einheit führen soll.

Aber auch nach einer andern Seite war diese Ideenkonzeption geschichtlich begründet. Denken wir lediglich an Deutschland, noch enger an Preußen. Da steht ein junges Volks- und Staatsgebilde zwischen den europäischen, von der Geschichte gleichsam installierten und legitimierten Großmächten. Dieser junge Staat hat sein eigenes Lebensgefühl, seinen besonderen Willen, seine starke Art. Wie soll er sein Dasein sichern unter diesen Rivalen, die ihn alle nur widerwillig anerkennen und in deren Anerkennung immer zugleich eine Art „von oben herab" mitspielt, die auf die Dauer von einem starken Gemeinwesen und seinen Leitern als unerträglich empfunden werden muß. Friedrich der Große hatte sich die Achtung der Welt errungen. Seinem Volke und Staate auch? — Gewiß, ein Teil dieser persönlichen Achtung ging auf sein Werk über, aber lange nicht so viel, daß nun die andern Mächte der preußischen Macht das Recht auf eine volle und freie Entfaltung zugestanden hätten. Ein preußischer Staatsmann konnte diesem Rechte nicht entsagen. Es mit der ganzen Macht seines Staates in der Welt durchzusetzen, dazu war die damalige Macht Preußens noch nicht stark genug. So trieb die Not der Existenzsicherung ganz von selbst die Gedanken aus der engeren preußisch-nationalen Sphäre in die weitere: Preußen war gezwungen, den

Nachweis zu erbringen, daß sein besonderer Wille eins sei mit dem deutschen Willen, eins und gleich auch mit dem höchsten Willen der Menschheit.

Mit der Feststellung dieser Notwendigkeit haben wir zugleich den Beweis dafür, daß das nationale Denken jener Männer in den allein richtigen Bahnen sich bewegte, daß sie in ihrem reinen Erkenntnisstreben den allein möglichen Weg gefunden hatten, der Preußen-Deutschland zum Ziele führen konnte. Preußens nationaler Wille bedurfte der deutschen, bedurfte der menschheitlichen Legitimation. Sie verschafften sie ihm. Nicht halb und halb war ihre Denkart, halb nationaler, halb universaler Tendenz, sondern sie war eine natürliche, geschichtlich bedingte und geschichtlich gewordene Einheit von fortzeugender Kraft und Größe.

Und ganz hinauf gipfelt sich diese Idee noch einmal, wenn wir sehen, wie ein Humboldt die nationale Sicherung aus den äußeren Maßnahmen ganz ins innere Sein zurückzustellen versucht. Deutschland gegen Frankreich sichern zu wollen, das ist für ihn bei dem Blick auf den künftigen Zustand Deutschlands ein „beschränkter Gesichtspunkt". — „Deutschland muß groß und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbar oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselbe einnimmt, dauernd behaupten zu können." Meinecke nennt diesen Ausspruch Humboldts „eins der großartigsten politischen Worte jener Zeit", und hier treffe ich ganz mit ihm zusammen. Das Wort war ein Ausdruck der großen politischen Gehobenheit Preußens im Jahre 1813. Sie stellte neben das negative Element der Daseinsverteidigung das positive der Daseinsentwicklung; sie stellte ebenso neben das nicht minder negative Element der äußeren Daseinserhaltung das positive und aktive der nationalen Geistespflege. Hier steigt die protestantische Weltanschauung vor uns auf, die Inneres nicht vom Äußeren trennen kann, die eigent-

liche Weltanschauung des Deutschen, dem, wie Troeltsch es ausdrückt, „Staat und Geist zusammengehören“. Und meiner Ansicht nach ist es ein Irrtum der neueren Geschichtschreibung, wenn sie von nationalen und universalen Gedanken als Gegensätzen spricht. Im deutschen Geiste kam diese Einheit zustande, und ein rein formales politisches Machtdenken ist so undeutsch, wie nur möglich.

Es ist eine ganz wundervolle Harmonie und Logik in den Gedankengängen Wilhelms v. Humboldt. Denn als dann im Jahre 1816 von der europäischen Diplomatie der Deutsche Bund geschaffen worden war, ein Institut, das im Hinblick auf Deutschland einen lediglich passiven Zweck der Verteidigung haben sollte, während es im Hinblick auf die Großmächte Europas berufen war, diese vor einer positiven und aktiven Entwicklung Deutschlands zu schützen, entzog Humboldt diesem Gebilde auch konsequent die Befähigung, „als eine zu vielem positiven Einwirken und aus ihm selbst hervorgehender Tätigkeit bestimmte Behörde“ zu gelten; er hielt es für bedenklich, daß die deutsche Nation mit Hilfe dieses Instituts eine „politische Richtung nach außen“ nehme, und wenn Meinecke hierbei von „einem furchtbaren inneren Widerspruch“ und einem „Irrtum“ Humboldts spricht, so müßte man ihm recht geben, wenn keine Macht dagewesen wäre, der Humboldt das dem Bunde Vorenthaltene hätte vorbehalten können; wenn der Bund überhaupt nur aus sich und ihre Kräfte gegenseitig paralysierenden, ohnmächtigen Mitgliedern bestanden hätte. Das aber war nicht der Fall, denn diese Macht war da: Preußen. Ihm behielt der preußische Staatsmann die positive Einwirkung auf die zukünftige nationale deutsche Entwicklung vor, und seine Sorge war es für den Augenblick, Preußen vor allzu großer Hemmung durch diesen Bund zu bewahren und ihm trotz dem Bunde die Bahn zu seiner und zur deutschen Zukunft offen zu halten. War bei der damaligen Konstellation der Mächte nichts anderes als dieser Deutsche Bund zu erreichen, so blieb die Formel, die man ihm gab, ziemlich gleichgültig. Selbst ein Humboldt konnte dann auf eine aller organischen Entwicklung so fremde Idee, wie ein Bundesdirektorium, das sich aus Österreich, Preußen, Hannover und Bayern zusammensetzte, eingehen. Wir aber fragen nicht nach der Formel,

sondern nach der Bedeutung. Welche politische Aufgabe fiel denn in solchem Direktorium Bayern und Hannover zu? Und da lautet, wie man es auch wenden mag, die Antwort kategorisch: gar keine. Denn wirklich positive politische Aufgaben hatten nur Österreich und Preußen. Bayern und Hannover konnten nur mithelfen, den „Bund“ zu verstärken, d. h. durch Verfolgung ihrer Sonderinteressen seine Ohnmacht zu verewigen. Das aber konnten sie auch so — ohne Sitz im Direktorium. Der „Areopag“ Europas hatte für Deutschland sein Divide et impera gesprochen, und dieses Dividieren, dieses Trennen in lauter Sonderinteressen nannte man dann den „Deutschen Bund“. Er erfüllte seinen Zweck, bis die Revolution kam und ihn in Stücke schlug; bis Bismarck kam und den notdürftig verkleisterten endgültig wieder in Scherben brach. Immerhin wollen wir heute diesem Deutschen Bunde nicht mehr allzu gram sein. So lange er bestand, gab er Europa noch eine gewisse Sicherheit in dem Wahn: die deutsche Kraft ist durch den Bund gefesselt; in Deutschland gibt es keine positiv mächtige politische Entwicklung. Und hinter dem Vorhang des Wahnbundes richtete Preußen seinen Zollverein ein, und aus dem Zollverein stieg der Norddeutsche Bund, aus ihm aber das Reich empor. Die positive Einwirkung, die Humboldt Preußen hatte vorbehalten wollen, war zur Wirkung geworden. Preußen-Deutschland war groß und stark geworden, und als „eine auch nach außen hin starke Nation“ hatte es den Geist gewonnen, „aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen“.

Eins aber bleibt von den Gesichten jener Frühseher erhalten: nur der Kulturstaat hat als nationale Existenz Berechtigung. Der Nationalstaat, als reiner Machtstaat, ist der Geschichte, vor allem der deutschen Geschichte, zuwider. Und wollte man ihn heute errichten, so wäre darin ein Rückschritt, kein Fortschritt zu erblicken. Es wäre gleichbedeutend mit der Preisgabe der Erbschaft jener deutschen Geister, die ihre Erkenntnis unserer nationalen Entwicklung mit auf den Weg gaben; es wäre der Verzicht auf das fortzeugende Prinzip unserer nationalen Entwicklung. Schlimm genug, wenn einst das Greisenalter dem deutschen Volke diese zeugende Kraft nimmt, aber vorher darauf verzichten, das wäre ein Verbrechen an unserem Volke und an der Menschheit.

Sehen wir die Bemühungen unserer Feinde von heute, uns als die reinen politischen Machtidioten der Welt darzustellen, so wissen wir, welcher Weg der unsrige war und ist und in Zukunft sein und bleiben muß: der Weg, den unsere Geistesheroen sahen und wiesen, der Weg, den Luther zeigte, als ihm das Ziel der freien sittlichen Persönlichkeit vorschwebte, der Weg, den jeder gehen muß, um zu unserem Volke und mit ihm zur Menschheit zu gelangen. Hier ist ein Weg, eine gerade und aufsteigende Linie, die einzige, und alles, was davon abweicht, ist „Zirkeltanz", der nicht zu uns gehört, wie Fichte sagte.

Die deutsche Sehnsucht nach nationaler Einheit blieb unerfüllt. Es war schließlich gleich, ob ein Napoleon mit seiner gewaltigen Macht sich ihr hemmend in den Weg stellte, oder ob das Hemmnis von anderer Seite kam. So blieb es dabei, daß die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts erfüllt waren von dieser Sehnsucht, daß diese ihren Ausdruck fand in allen möglichen Betrachtungen, Erörterungen und Plänen; daß gar mit dem steigenden Druck, den man allenthalben im Leben empfand, der Eindruck tiefer, der Ausdruck allseitiger wurde. Die nationale Einigung wurde zum Symbol der Existenzsicherung, und während man im Norden mehr die politische Seite des Problems erwog, wurde im Süden Deutschlands das wirtschaftliche Problem akut. Diese Fügung aber führte den Süden abermals dem Norden zu, denn hier stand für Preußen mit seinen neuen Gebietsteilen im Westen die Frage nach der wirtschaftlichen und finanztechnischen Zusammenfassung mit in erster Reihe. Also auch hier mußte man der eigenen staatlichen Ordnung halber der wirtschaftlichen Frage nähertreten, und gerade diese Frage führte Preußen aus seinem agrar-feudalen Sonderdasein mehr und mehr hinaus und machte es empfänglich für die zivilisatorischen Aufgaben des deutschen Gesamtlebens.

Man sah die Fehler, man sah die Notwendigkeiten, man suchte nach dem gangbaren Wege. Aus der aktiven Menschheitsnation, die Fichte ersehnt hatte, war der Deutsche Bund geworden, der „Friedensstaat von Europa", wie Heeren ihn nannte, der die deutsche Nationalkraft „zugunsten" Europas lahmlegte. Eine deutliche Anschauung davon hatte, wie Meinecke in seiner trefflichen

Auslese jener Zeiturteile mitteilt, Gottlieb Welcker; er sah das Auseinandergehen von Fürsten und Völkern in Europa kommen, während Luden die Sehnsucht erschienen war, womit Volk und Staat zur Einheit zusammenstrebten. Der Adjutant Karl Augusts von Weimar gar, Ottokar Thon, sah die deutsche Zukunft: jetzt sei nur ein loser Bund möglich; das alte Reich sei tot für immer; Hoffnung sei nur auf Preußen zu setzen. „Möge dieser Staat sich innerlich kräftigen, dann werde er stark genug sein, um dereinst die undeutschen Mächte Österreich und England aus unserem Lande herauszuschlagen, die Mittelstaaten, Napoleons Gebilde, zu zertrümmern und die gesamte Nation unter seiner Krone zu vereinigen." (Treitschke.)

Und Niebuhr: „Die Gemeinschaft der Nationalität ist höher als die Staatsverhältnisse, welche die verschiedenen Völker eines Stammes vereinigen oder trennen"; und: schwache Gemeinwesen, die sich nicht durch eigene Kraft behaupten können, „hören auf, Staaten zu sein". Ganz und gar stellt er sich zu dem „Rechte der Lebendigen". Mit ihm aber hat sich Meinecke nicht zurechtgefunden. Nicht nur, daß sich seine nackte Ansicht, die Geschichte des Preußischen Staates sei die „Geschichte eines ehrgeizigen, nach Autonomie strebenden Machtstaates gewesen", geschichtlich nicht aufrechterhalten läßt, sondern es sind auch verfehlte Worte, wenn Meinecke gegen Niebuhr behauptet, Preußens Ansprüche hätten doch „nicht nur auf der deutschen Idee und auf der deutschen Mission des Preußischen Staates, sondern vor allem auf dessen eigensten, real-egoistischen Interessen beruht". Um die Abweichung von der rechten Urteilslinie zu erkennen, braucht man dieses „vor allem" Meineckes nur einmal in ein „einzig und allein" zu steigern; man braucht nur einmal die „real-egoistischen Interessen" gänzlich und absolut in den Vordergrund zu schieben, so wird die Frage: Wie weit wäre dann damit Preußen gekommen? sofort klar machen, daß Meineckes Urteil den Ton zu stark auf die eine Seite legte. Selbst bei einem „vor allem" vorwiegenden „real-egoistischen" Interesse jenes „ehrgeizigen, nach Autonomie strebenden Machtstaates" wäre eine Politik des Zuwartens, der Geduld, der Pflege der deutschen Interessen, der Mäßigung und Rücksicht, wie wir sie seit den Tagen

Humboldts und Motz' bis zu den Zeiten Bismarcks in starker Selbstzucht walten sehen, nicht möglich gewesen[1]). Man hätte „vor allem" entweder rein egoistisch im Zollverein, bei den Siegen von 1866 und 1870 das lediglich preußische Interesse verfolgt, oder man hätte nach dem Geschmack der Altkonservativen auf deutsche Ideen, auf Deutschland und das Reich gepfiffen und sich mit einer Vorrußlandkultur begnügt, bei der der preußische Bauer und Junker ein preußischer Bauer und Junker hätte bleiben können, genau so wie der bayrische „Blücher und Fürst" Wrede seinerzeit grob herausgefahren war: Die europäische Macht Bayern habe gar kein persönliches Interesse an dem Deutschen Bunde, sie könne durch Anschluß an Frankreich viel größere Vorteile erlangen.

Nein, Niebuhr sah geschichtlich richtiger, wenn er sagte, daß wenigstens bis 1740 kein Fürstenhaus größere Treue für die allgemeine deutsche Sache geübt habe, als Brandenburg. Und nach 1740 — so fügen wir hinzu — als Preußen mündig und ein eigenes Staatswesen geworden war, war es einem Friedrich II. nur auf Grund dieser Tradition und Vergangenheit, die Preußen zu einer Vorhut Deutschlands im Nordosten, zur Mark an der Grenze des Barbarentums, zum Hüter des deutschen Gedankens gemacht hatte, möglich geworden, sich gegen das erstarrende Österreichertum der deutschen Sache anzunehmen, die deutsche Sache in die preußische Auffassung aufzunehmen und der deutschen Politik und dem deutschen Leben einen neuen staatlichen Inhalt zu geben.

Preußens „eigenstes real-egoistisches Interesse" konnte, das ist gar keine Frage, noch manche andere Wege gehen, als den, den

[1]) Heißt es doch noch wörtlich in der offiziösen Denkschrift über den Nationalverein vom Jahre 1859: „Preußen ist darum noch nicht stark genug, eine durchgreifende Bundesreform ins Werk zu setzen, weil Preußens Vorteil zu sehr mit dem zusammenfällt, was dem Vaterlande nottut. Was Preußen für Deutschland unternimmt, das ist für Preußen selbst so nützlich, daß jedes Unternehmen eigennützig erscheint. Nichts ist verderblicher in vaterländischen Dingen als Egoismus oder auch nur der Schein der Selbstsucht. — Die Nation allein ist imstande, Preußen über jeden Verdacht zu erheben. Wenn sie wirklich einmütig im Norden und Süden das von Preußen fordert, was die Erklärung, d. d. Hannover, den 19. Juli gefordert hat, dann kann Preußen ernstlich wollen, was Deutschland frommt, obschon es auch Preußen wohltut." — Diese geradezu peinlich saubere Haltung Preußens erscheint wohl etwas anständiger, als die Lehre vom sacro egoismo.

die „deutsche Idee" und die „deutsche Mission des preußischen Staates" wies, und nicht nur einmal ist von preußisch beschränkten Kreisen im Laufe des Jahrhunderts wirklich versucht worden, die eigene Sicherung auf solchen andern Wegen zu finden. Aber in den führenden Köpfen war das eigenste real-egoistische Interesse und die deutsche Mission des preußischen Staates zu einer lebensstarken Einheit geworden; hier standen sich nicht mehr die verschiedenen Interessen gegenüber, sondern Preußens alleiniger Alliierter war, wie Bismarck später bekannte, das deutsche Volk geworden. Dieser Bund, eine unzertrennliche Einheit, bildete die Existenzsicherung Preußen-Deutschlands nach innen und außen.

Diesem urmächtigen Drange zur Einheit und nationalen Sicherung des deutschen Gesamtlebens stand nicht nur der romanisch-kirchliche Absolutismus mit seiner Lähmung des Individuallebens, sondern auch der revolutionäre romantische Individualitäts- und Freiheitsbegriff im Wege. Bis heute ist dieser romantische Individualismus staatsfeindlich, oder wenn man, wie Nietzsche, sein abstraktes Denken von historisch-psychologischen Strahlen durchleuchten läßt, so kann man wohl noch das Stich- und Stechwort „vom neuen Götzen" oder, mit Taine, dem deutsch gebildeten Franzosen, vom alles verschlingenden „Untier" bilden, aber man braucht den Staat dennoch, und wäre es auch bloß als Staffel, um über ihn hinaus zum „höchsten Gedanken des Lebens" zu kommen.

Nehmen wir ein Bild aus dem organischen Leben zuhilfe, so will jede einzelne Zelle, die den Körper bilden hilft, auch ganz Zelle, ganz sie selbst, ganz „Individuum" sein. Aber sie sucht dieses Ziel nicht in der Isoliertheit zu erreichen, sondern aus der Gesamtheit der ihren Körper bildenden Mitzellen. Sie ruiniert diesen Körper nicht, sondern baut ihn mit auf und sucht ihn zu erhalten. Stellen wir nun das geistige Leben eines Volkes in Parallele zu dem Gesamtwillen, der den organischen Körper bis zu seiner letzten Zelle durchflutet, so bleibt neben diesem geistigen Zusammenhang immer noch eins zu erreichen und zu erfüllen: denn die organischen Körperzellen begnügen sich nicht nur mit einem Gesamtwillen zum Zusammenhang, sondern sie halten auch zusammen. Die Herstellung des äußeren Zusammen-

haltes — das ist das Ziel des politischen Willens, der politischen Bildung. Da aber Inneres und Äußeres für unsere Anschauung untrennbar bleiben, so muß nicht nur im geistigen Willen der politische mit eingeschlossen sein, sondern dieser muß eine solche Steigerung und Dehnungsfähigkeit besitzen, daß er als politischer Wille den „höchsten Gedanken des Lebens" nicht aus-, sondern einschließt. Kurz, wir müssen die Sicherheit haben, daß wir als politisch geeinte Nation uns den Weg zum höchsten Menschentum nicht verschließen, sondern bauen.

Bei Nietzsche findet sich aber auch die andere Folgerung des romantischen Individualismus: „Wahrlich, wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen: gelobt sei die kleine Armut!" Es ist die alte, logische Schlußfolgerung, wie sie auch in den Anfängen des Mönchswesens mit der Entsagung auf persönlichen Besitz und Erwerb gezogen wurde. Es ist darüber hinaus überhaupt die logische Schlußfolgerung des lediglich auf sich und seine Kraft gestellten Einzelindividuums, das sein Dasein zu sichern sucht, indem es auf die Sammlung eines den Hunger und die Begierde von hunderttausend Feinden anlockenden und reizenden Besitzes verzichtet. Wer nichts hat, dem kann nichts genommen werden. Die Nachklänge dieser Logik haben wir bis zu Schopenhauer und Tolstoj herauf, und wir werden sie in alle Zukunft haben dort, wo zu positiver Daseinssicherung die Macht und die Kraft und der Wille fehlen.

Fast wäre es darum ein Wunder, wenn nicht die Zeit der individualistischen Romantik uns auch einen Theoretiker der kleinen Staaten beschieden hätte, der allen Partikularisten und kleinen Gernegroßen — denn das lag doch im Blute dieser „Sonderinteressenten" — das Wasser über ihre Mühlen trieb. In Karl Ludwig v. Haller steht dieser Mann vor uns. Und er ist weniger seiner Lehre halber als deshalb für uns von Bedeutung, weil er auf die zögernde Entwicklung des Preußischen Staates einen großen Einfluß geübt und gerade diejenigen Kreise in ihrem Wollen bestärkt hat, denen das „Altpreußentum" und die sogenannte Selbstgenügsamkeit die Abneigung vor der nationaldeutschen Entwicklung gleichsam sittlich rechtfertigte, rechtfertigte damit zugleich auch die Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die

so unbequem empfundene geschichtliche Berufung des Preußischen Staates.

Haller war in Bern geboren, der Stadt, die in seiner Jugend und noch lange darüber hinaus die Stadt der freien Schweizer Bauern war, die Stadt, wie wir sie heute noch in dem lieben alten Stadtteile alle kennen, stolz, geschlossen, voll eigener starker Art und voll von eigenem Bewußtsein dieser Art. Haller hat nie eine Universität besucht und sich selber später Glück gewünscht, daß er genötigt worden sei, selbst zu forschen, selbst zu denken und zu arbeiten. Und Haller starb mit 86 Jahren (1854) als frommer Katholik und Besitzer eines Landgutes in Solothurn. Er hatte die Revolution von 1789 erlebt und in Paris die „Freiheit" am Werke gesehen. Das machte ihn zum Gegner der Revolution. Er hat die Revolution von 1848 gesehen und, als er sie kommen sah, schrieb er eine „Staatsrechtliche Prüfung des preußischen vereinigten Landtags, nebst redlichem Rate an den König zur Behauptung seines guten Rechts" (1847). Bern und Ostelbien — das lag und liegt auch heute noch nicht so weit auseinander, als es auf der Landkarte aussieht. Ein starkes, aristokratisches Bauerntum da und dort, protestantisch in konservativem Sinne, und obendrein — was der Berner war, das wollte der Preuße werden: dort der höchste und geschlossenste Ausdruck des Schweizertums, hier der Wille zum stärksten Ausdruck eines neuen Deutschtums. Für dieses Schweizertum hat man in Preußen, für dieses Deutschtum hat man in Bern bis heute Verständnis. In diesen wenigen Angaben liegt eigentlich die Umschreibung der Entwicklung dieser bedeutenden Persönlichkeit. Mit seinen Anfängen reicht Haller noch zurück in die Zeit der Aufklärungsphilosophie, und sein erster staatswissenschaftlicher Grundsatz ist, auch der Staat gehe wie alle menschlichen Verhältnisse aus dem Hilfe- und Schutzbedürfnis einerseits und aus der zur Leistung befähigten Macht andererseits hervor; von einer Vertragstheorie sieht er dabei natürlich im Gegensatze zu Rousseau vollkommen ab. Denn: „Das Herrschen der Starken und das Dienen des Unmächtigen sei ein allgemeines Gesetz der Natur, und somit der Staat keineswegs ein Gegensatz mit dem Naturzustande, sondern vielmehr eine Fortsetzung und eine der Formen derselben." (R. v. Mohl.)

Es bedarf scheinbar keiner allzu großen Wendung, um uns von dem hier vertretenen Standpunkte aus zur Annahme dieses Grundsatzes zu bewegen. Denn hält man „an der zur Leistung befähigten Macht“ fest, so wäre der gewaltigste Machtstaat folgerichtig das eigentliche Ideal von Hallers. Dem ist aber keineswegs so, wie wir sehen werden. Und darum müßte schon in diesem ersten Grundsatz ein Fehlschluß oder Fehlansatz nachzuweisen sein. Er ist es in der Tat. Denn unser Begriff der Existenzsicherung umfaßt mehr als jenes Verhältnis von Schutzbedürftigen und Schutzherren, das sich immer nur auf augenblicklich vorhandene Zustände beziehen könnte, niemals aber auf ein Wachstum und eine Entwicklung, und erst recht nicht auf die Möglichkeit einer geistigen Existenzsicherung. Mit naturalistischer Logik läßt Haller denn auch die Pflicht des Untertanengehorsams da aufhören, wo das Schutzbedürfnis endet. Hallers ganzes System krankte — so meint Meinecke — „an dem inneren Widerspruche, daß die natürliche Pleonexie des Mächtigen, auf die er es doch aufbaute, zugleich die Elemente erzeugte, die es zerstörten“. Glücklicherweise helfen uns die Dinge, die doch etwas einfacher liegen, zu einigem Verständnis dieser gelehrten Sprache. Haller erblickte in der Einführung der Primogeniturordnung in den spätmittelalterlichen Territorialfürstentümern und der Unteilbarkeit der Länder selbst die ersten Anfänge des falschen Systems der Staatsbildung und „jener hohlen Ideen von einer sich über alles erstreckenden Regierungsgewalt“. Den Anfang sah er richtig, aber sowohl er als Meinecke geben ihm eine zu einseitige Deutung, wenn sie ihn auf „rein dynastische Interessen“ zurückführen. Hier liegt nicht ein freier Willkürakt, sondern eine innere und äußere Notwendigkeit vor, kurz, wir stehen an dem Anfange eines biologischen Prozesses. Nur einer der „unabhängigen Grundherren“ und Dynasten braucht aus dem Kreise seiner Standesgenossen an Macht heranzuwachsen, so treibt die Existenzsicherung alle andern, ihm auf seinem Wege zu folgen. Aber auch innerhalb des Machtbereiches des einen zeigt sich manchem seiner Untergebenen die Möglichkeit einer höheren Lebensstufe. Sich auf dieser Stufe zu erhalten, ist der Wunsch. Die Möglichkeit dazu ist nur gegeben, wenn die Grundlage der größeren Macht erhalten bleibt: die Unteilbarkeit

des Landes, die Unteilbarkeit der Bevölkerung. Also die dynastische Willkür und das dynastische Interesse stehen jedenfalls nicht allein. Sie bilden die eine Seite; die andere Seite wird gebildet von dem Wunsche der Volksteile, die einmal an ein freieres, mehr gesichertes und weniger gehemmtes Verkehrsleben gewöhnt wurden, den erreichten Zustand zu erhalten. Nur mit Widerstreben entsagen solche Volksteile der Gewöhnung, und ihnen bleibt der Wunsch und Wille lebendig, zur Einheit zurückzukehren. Mit welcher Wucht aber ein solcher Wille zum Ziele zu dringen versucht, das lehrt schon die mächtige Bewegung vor und während der Reformation, wo ganze Teile des deutschen Volkes über alle Trennungen, Teilungen und Hemmungen hinüber den Kaiser suchten. Das Volk wollte „reichsunmittelbar“ werden. Gegen die trennenden Zwischengewalten ging's; man strebte zur Einheit.

Und war es nicht ebenso in der großen Revolution? Ging nicht der Hauptstoß gegen die sozialen und ständischen Zwischenbauten? Und war nicht das Ziel ein allgemeines, gleiches und freies Staatsbürgertum? — Und Deutschland im 19. Jahrhundert? Ist es nicht wieder die nationale Einheit, die da trotz aller dynastischen und territorialen Hemmungen erstrebt wird? In solchen Prozessen sind Lebenskräfte am Werke, die sich nicht einfach mit „dynastischer Willkür“ und beschränkten Interessen erklären lassen.

Und gar die subjektiv fanatische Anschauung Hallers mußte hier zum Irrtum führen. Gestand er doch, daß ihm die Reformation als „Bild und Vorläufer der heutigen politischen Revolution“ erscheine, und sein „Abscheu vor der letzteren erweckte auch Abscheu und Widerwillen gegen die erstere“. Wohin war doch der aufrechte protestantische Bauernstolz des Berners gesunken, daß er zu solchen Urteilen sich verleiten ließ? Und was war es denn, was er von der Revolution in Paris gesehen hatte? Die Gewalttaten einer absolutistischen Freiheit! Denn so war es doch, daß man gegen den anarchischen Absolutismus die Freiheit zu Hilfe rief. Wohl fiel das Haupt des Monarchen, aber den Absolutismus wurde dieses tief kranke Volksleben nicht los. Unter der Jakobinermütze erschien er wieder, ein Satyrspiel der Vergangenheit, und die Tatsache ward offenbar, daß das Romanentum in ihm erstarrt war und unfähig blieb, ihn von sich aus zu überwinden.

Es nutzt nichts oder doch nicht viel, gegen eine falsche Anschauung als solche zu polemisieren. Ist die Anschauung bedeutend, so mischt sich ihr aus der Wahrheitsforschung des Anschauenden selbst so viel Wahres bei, daß man sich gedrungen fühlt, womöglich Satz für Satz zu korrigieren und das Wahre in seinen organischen Zusammenhängen erscheinen zu lassen. Anders aber wird die Sache, und nicht nur anders, sondern auch fruchtbarer, wenn sich aus gleichen oder ähnlichen Grundstimmungen Analogien des Urteils ergeben, so daß diese nicht mehr als Urteile einer bestimmten Persönlichkeit, sondern als Ergebnis eines bestimmten Zustandes erscheinen.

Wir wiesen oben schon auf eine solche Analogie hin: Nietzsche, der Romantiker, als Staatsfeind. Haller war es nicht minder. Nach Nietzsche „verdankt die Kultur das Allerhöchste den politisch geschwächten Zeiten". Haller erwärmte sich für die kleinen Staaten, nicht nur für ihr Recht, sondern für ihre Ausschließlichkeit. Er ist Staatsfeind, wie wir bei Nietzsche schon früh gegen das „So viel Staat als möglich" der Sozialisten, das „So wenig Staat als möglich" der „Privatperson" erklingen hören. Für Haller war das Wort „Staatszweck" schon ein Greuel; er erklärt sich für die politisch geschwächten Zeiten, und Nietzsche spricht uns von der „großen Politik und ihren Einbußen". Selbst in der Abneigung gegen das Wörtchen „allgemein" treffen sich beide. Und wie sollte es uns heute nicht verführerisch plausibel klingen, wenn Haller fragt: „Was nützt die ebenso widernatürliche als unchristliche Lehre von der unbedingten Einheit, der absoluten Isolierung und Abrundung jedes einzelnen Staates, als um alles einander feindselig gegenüberzustellen." Und sah nicht Nietzsche, wie der Entwicklung des europäischen Kulturmenschen „die Abschließung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten" entgegenwirkte? „Dieser künstliche Nationalismus" sei übrigens so gefährlich, wie der künstliche Katholizismus es gewesen ist; „denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Not- und Belagerungszustand, welcher von wenigen über viele verhängt ist, und benutzt List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten. Nicht das Interesse der vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor allem das Interesse bestimmter Fürstendynastien,

sodann das bestimmter Klassen des Handels und der Gesellschaft, treibt zu diesem Nationalismus."

Auch hier wieder dieses sagenhafte dynastische Interesse. Und auch hier stellen wir ihm aus unserer Anschauung das Wirken lebendiger Volkskräfte entgegen. Nur in vergrößertem Maßstabe vollzieht sich hier vor unsern Augen eine nationalstaatliche Besonderung aus der Notwendigkeit der Existenzsicherung, wie sich ehedem die territoriale Besonderung aus der gleichen Notwendigkeit vollzog. Aber im Kern — steckt nicht doch etwas von Wahrheit in dem Sehen der beiden Romantiker? Das vom Staate gänzlich eingesponnene und ausgelöschte Individuum könnte doch schließlich seine Erlösung nur wieder im individualistisch aufgelösten Dasein finden. Nietzsche sah die moderne Demokratie schon an diesem Werke. Und da ja nicht der Staat der Zweck und das Ziel der Menschenbildung ist, sondern umgekehrt der Staat Mittel zum Zwecke der Menschenbildung sein soll, so kann allerdings die Zeit wieder einmal kommen, wo das Individuum zum Gegner des Staates wird, die Zeit, die dann scheinbar der Lehre Hallers recht gäbe. Aber würde diese Zeit wohl lange dauern? Denken wir uns abstrakt das Individuum, das sich und seine Existenz vor dem Untergang im Staate rettete, würde es und müßte es alsdann nicht aus persönlicher Tüchtigkeit zur Sicherung der gewonnenen Existenz zu neuen Zusammenfassungen und Vereinigungen streben? Schon diese Fragestellung zeigt uns, warum Hallers Anschauung falsch war: weil sie einseitig war, weil er den Gedanken und die Notwendigkeit der Entwicklung nicht kennt, weil er aus einer historischen Zeiterscheinung ein Absolutes und „allgemein" Gültiges machen will. Ganz folgerecht führte ihn darum seine Staatsfeindschaft und seine Unkenntnis des Entwicklungsgesetzes in den Schoß der katholischen Kirche. Der Mensch ist fertig! Wer diesen Grundsatz anerkennt, braucht keinen Staat, keine Entwicklung, keine Wahrheitsforschung; er braucht höchstens eine Art äußerer Polizei, ein Stück Land und einen Rosenkranz. Kurz, der geborene „Agrarier" kommt in solcher Anschauung zum Vorschein.

Ein anderes aber ist es, wodurch Haller besonders unser Interesse erweckt: durch Einreihung der Priesterstaaten, ihres

Rechtes und ihrer Politik in den Kreis seiner Betrachtungen. Auf diesem Wege gelangt überhaupt erst eine Seite der menschlichen Vereinigungen in die Beachtung staatsrechtlicher und staatswissenschaftlicher Kritik, die im allgemeinen hier ausgeschlossen sind. Und wenn wir dem Hallerschen Gedankengange ganz folgen, so gehört die Kirche selbst unter die Kategorie der staatlichen Vereinigungen. Für die rechtliche Grundlage der geistlichen Staaten gilt Haller die Überlegenheit an Geist und Einsicht bei den Führern, das Glaubensbedürfnis bei den Geführten. Die Entstehung der Gewalt kommt hier ebenso von oben herunter, wie dies Haller bei den andern Staatenbildungen annimmt. Und ebenso setzen wir hier unsere Anschauung unmittelbar dagegen: das Recht solcher Bildungen stammt nirgendwo anders her als aus der Notwendigkeit der Existenzsicherung, und zwar hier in erster Linie der geistigen Existenzsicherung. Meint v. Haller nun, daß die geistliche Gewalt die freieste, zwangloseste und wohltätigste von allen sei, so hätte er recht, wenn er hinzugefügt hätte: solange sie ihrem ausschließlichen Machtprinzip, dem geistigen nämlich, treu bleibt. In dem Augenblick aber, wo er den Zweck dieser Bildungen, der nicht Gerechtigkeit noch Glück, sondern die Lehre sei, überschreitet und durch weltliche Macht die einem Oberhaupte samt dem Wohle und der Freiheit aller einzelnen Gläubigen unterworfene Hierarchie zu schützen sucht, wird die weltliche Gewalt zum Zweck der Bildung, und keine Beteuerung, daß die geistliche Gewalt immer die Hauptsache bleibe, kann diese Verkehrung ändern. Besteht die weltliche Gewalt zum Schutze der geistlichen, so entschwindet der Lehre das Element der Entwicklung. Sie verliert ihre eigentliche Daseinszone, die Freiheit, und an die Stelle der Entwicklung der Lehre tritt lediglich deren Erhaltung. Reinheit der Lehre und Erhaltung der Einheit des Glaubens wird vor allem verlangt. Darum Vorbeugung, Verhütung der Verbreitung des Irrtums, Sorgfalt für die Bildung und Anstellung der Lehrer, strenge Disziplin in der Kirche, Durchdringung aller Wissenschaft mit der religiösen Lehre als die notwendigen Mittel — nicht zur Sicherung der geistigen Existenz —, sondern „zur Erhaltung des geistlichen Standes“. Wir erkennen den Aufstieg, wir sehen das Ende. Denn von dem Augenblick an,

wo trotz aller Hemmungen die geistige Entwicklung die Höhe der kirchlichen Lehre übersteigt, ruft sie gegen diese jedes geistige Individuum in die Schranken; der Kampf setzt ein und mit ihm die Vergewaltigung und Gewalttat am geistigen Leben.

Wohl sah Haller, daß die Vereinigung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen größere Herrschermittel erzeuge, als sie irgendeiner andern Staatsart zustehen. Aber was er hier verwarf: die hohle Idee von einer über alles sich erstreckenden Regierungsgewalt, das gestand er nun den geistlichen Staaten — und deren gibt es nach ihm nur einen, den, der auf der wahren Religion beruht, die katholische Kirche — in vollstem Umfange zu. Vor dem Staate, dessen Grundlage die wahre Religion bildet, bricht die Staatswissenschaft Hallers mit all ihren Grundsätzen und Folgerungen ohnmächtig zusammen. Die katholische Kirche ist demnach für ihn der einzige „Staat“, der wirklich einer ist; ihm gebührt daher auch die ganze Fülle von Herrschermitteln und einer über alles erstarkenden Regierungsgewalt, die bei allen andern Staaten „hohle Ideen“ sind und bleiben. Welches Lockmittel eine solche Theorie für alle Herrscher bedeutet, ist kaum zu ermessen, und daß eine solche Theorie, die Vereinigung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen zu erreichen, auf romantische Naturen nicht nur, sondern auch auf konservativ-orthodoxe den nachhaltigsten Eindruck hervorbringen mußte, ist nicht zu verwundern.

Hart und klar aber setzte solchen dekadenten Willensstimmungen schon Robert v. Mohl sein aus Erfahrung und Geschichte geschöpftes Urteil entgegen: „Eine Verlängerung des Reiches des Patrimonialstaates und der Theokratie über die ihnen gesetzte Zeit hinaus“ — und das ist die Zeit, wo „ihre Art des Zusammenlebens einem Volke nicht mehr genügt“ — „oder gar eine gewaltsame Zurückführung, nachdem sie bereits beseitigt waren, ist die größte Versündigung an dem Rechte jedes einzelnen und des ganzen Volkes“. Mohl weist im Anschluß hieran darauf hin, daß es dabei nur zu einem zwiefachen Ausgange kommen könne, der beidemal verderblich sei: entweder ein Gelingen mittels gewaltsamer Abtötung bereits erwachten geistigen Lebens und möglicherweise bleibender Verkümmerung des ganzen Volkes; oder ein Mißlingen unter heftigen Kämpfen, vielleicht mit Herbei-

führung unabsehbarer Umwälzungen. Also weder auf dem einen noch auf dem andern Wege wäre nach diesen Vorschriften und Absichten einer durch und durch romanisch absolutistischen Grundanschauung das Ziel einer Existenzsicherung zu erreichen, sondern beidemal schlüge das Mittel fehl, und eine Existenzschwächung wäre das schließliche Ergebnis. In der Zeit Friedrich Wilhelms IV. fand die Lehre Hallers in den altkonservativen Kreisen Preußens Aufnahme und Pflege, und wirft man einen Blick auf die Regierungszeit dieses Königs, so erkennt man widerspruchslos die Existenzschwächung Preußens in ganz bedrohlichem Maße als das Ergebnis dieser nach Hallers Lehre versuchten Regierungspraxis.

Nach dieser Seite sprach denn auch Mohl schon im Jahre 1856 seine Meinung unverhohlen folgendermaßen aus: „Hallers Lehre hat nämlich, besonders in Deutschland, schon jetzt und tatsächlich redlich das Ihrige beigetragen zu der Spannung zwischen den Lebensanschauungen der Regierenden, noch mehr aber der früher bevorrechteten Klassen und denen der großen Mehrzahl der Bevölkerung, vorab des Mittelstandes, welcher denn doch im Besitze der geistigen Kraft und des größten Teiles des Volksvermögens ist. Sie trägt also mit die Schuld an den unglücklichen Stockungen in unserem Staatsleben, welche keine Zufriedenheit und kein Vertrauen auf die Zukunft aufkommen lassen, und an den endlosen Kämpfen, in welchen sich die besten Kräfte nutzlos aufreiben. Wie aber gar, wenn die von gar vielen und nicht den Schlechtesten im Volke geteilte Besorgnis begründet wäre, daß durch diesen Widerstand gegen die staatliche Richtung der Zeit schließlich nicht nur die Macht der letzteren verstärkt, sondern sie auch immer mehr zur bitteren Leidenschaft gesteigert werden werde; und wenn also in früherer oder späterer Frist nicht ein Sieg des Patrimonialstaates über den Rechtsstaat, sondern vielmehr ein wildes Überfluten der hoch aufgestauten demokratischen Kräfte der Ausgang und die Frucht der auf Hallersche Lehren gestützten Rückführungsversuche wäre? Dann müßte freilich der Stab über Hallers Ansichten und Forderungen ohne weitere mögliche Berufungen gebrochen werden. Es wäre durch die Tat bewiesen, daß er die Wissenschaft vom Staate falsch verstanden, Unmögliches und

somit Unerlaubtes angestrebt, seine Anhänger zur Vernichtung anstatt zum Siege im Leben geführt habe; kurz, daß er ein Irrlehrer und ein Verbrecher gegen die Menschheitsentwicklung gewesen sei."

Dieser Meinung, die ja auch nur bedingt ausgesprochen wurde, vermögen wir ebenso auch nur bedingt beizutreten. Denn erstens haben sich gerade in Preußen und Deutschland die Dinge nicht so radikal entwickelt, wie Mohl es befürchtete; dann aber tritt hier auch das andere Argument Mohls gegen den „Verteidiger fürstlicher Ansprüche in einem konstitutionellen Staate, der sich zur Stützung seiner Ansicht auf die Hallersche Theorie beruft", in umgekehrter Form in Kraft. Mohl nennt ein solches Vorgehen „verkehrt", denn mit der Hallerschen Theorie, „welche ganz andere Staatsarten im Sinne hat, ist hier gar nichts zu beweisen; vielmehr kann eine triftige Beweisführung lediglich nur aus der Lehre von der eigenen Staatsart geführt werden". Mohl hält sich also ausschließlich an die tatsächlich gegebene, historische und durch die Erfahrung gestützte Wirklichkeit. Und sind auch die allermeisten Menschen nicht so wählerisch und so kritisch gebildet, sondern pflücken sie ihre Beweisgründe wie reife Brombeeren, wo sie sie finden, ganz gleich ob in der Lehre von dieser oder von jener Staatsart z. B., so ist doch zu beachten, daß auch die Lehre Hallers ein Erzeugnis der Zeit war. Er rief gegen den Radikalismus des Umsturzes den Radikalismus der Erhaltung um jeden Preis zu den Waffen. Diesen stärkte er damit allerdings, und er stärkte ihn da, wo es wirklich nur noch eine überlebte und äußerlich kraftlos gewordene führende Schicht gab, zur Gewalt und Gewalttat, zum „weißen Schrecken"; da aber, wo von einer Überlebtheit durchaus nicht, sondern eher von einer zurückgebliebenen Kraftstauung die Rede war, reizte solche Lehre zur Machtentfaltung. Kurz, so wenig unser Volk gesonnen war, den demokratischen Lehren und Kräften des Westens die Bahn gänzlich freizugeben, so sehr war es notwendig, den führenden Schichten unseres Volkes den Geist zu stählen und sie zur Ausbildung und Anpassung ihrer Fähigkeiten zu rufen, damit aus ihrer Arbeitsleistung eine Bereicherung des gesamten deutschen Lebens hervorgehen könne.

Darum, als Theorie falsch und in ihrer Absicht verfehlt,

war die Lehre Hallers in Deutschland in ihrer Wirkung durchaus nicht allenthalben verderblich. Sie hatte die Probleme des Staates und der Herrschaft mit ihren Rechten und Pflichten den Kreisen wieder nahe gebracht, die in ihren kleinen Sonderinteressen zu verkümmern drohten, und sie hatte das Gegenbild und Schreckbild des demokratischen Radikalismus in einer Weise gezeichnet, die durch ihre Übertriebenheit wirken mußte. So raffte sich nach und nach eine ganze Gesellschaftsschicht zu neuer Arbeit und zur Sicherung ihrer Existenz auf; ein neuer Wille flammte auf, und er wuchs zusammen, mußte zusammenwachsen mit dem Willen zur Sicherung des Staates. Die Wirkung mußte aber um so sicherer sein, als Haller trotz allem Abscheu vor der Revolution schließlich doch dazu kam, ihre geschichtliche und moralische Berechtigung zuzugestehen. Im äußersten Notfalle dürfen nach seiner Lehre die Untertanen zu bewaffnetem Widerstande schreiten — gegen den Mißbrauch der Macht. Und damit löst sich seine Lehre eigentlich in sich selber auf, mit einer Ausnahme: nachdem er dem Staate alle höheren Funktionen, ja, selbst die eigenen Lebensgesetze und die Möglichkeit genommen hatte, die Mitglieder eines Volkes in einem einheitlichen Organismus zusammenzufassen, bleibt nur ein wirklicher Staat noch übrig: die katholische Kirche. Gegen sie gibt es keinen berechtigten Widerstand. An diesem Ausgange seiner Darlegungen zeigt sich, wie vollkommen die wissenschaftliche Arbeit Hallers im Dienste seines konfessionellen Bekenntnisses stand; ihr wissenschaftlicher Wert bemißt sich danach.

Aber noch in einem Punkte ist namentlich die Kritik Mohls an der Lehre Hallers für unsere Anschauung von Wichtigkeit. Mohl versuchte es, ihm gegenüber in voller Gegenständlichkeit an der Erfahrung und geschichtlichen Wirklichkeit festzuhalten. Dabei tritt bei ihm, wie wir sahen, die „Abtötung bereits erwachten geistigen Lebens“ mit der Möglichkeit einer „bleibenden Verkümmerung des ganzen Volkes“ in ursächlichen Zusammenhang. Die Entwicklung des geistigen Lebens eines Volkes erscheint also auch ihm als ein Element der Existenzsicherung eines Volkstums überhaupt, und wenn wir nun von hier aus das Wort Meineckes vernehmen von „der dumpfen Gefolgschafts- und Clangesinnung

Hallers“ und der „hellen Geistigkeit Fichtes“, so wissen wir, in welcher Richtung wir weiter nach den Elementen der Sicherung des preußisch-deutschen Lebens, nach dem Sinne der deutschen Geschichte zu suchen haben.

V. Friedrich List.

Stahl gegen Haller. — Die innere Notwendigkeit. — Biologische Bedeutung des Individuums. — Individuum und Menschheit. — Der Staat als Mittel und als Zweck. — Steigende Menschheitsentwicklung durch die Hochentwicklung von Individuen und Völkern. — Friedrich List. — Der Irrtum der romantischen Demokratie. — Führerschaft und Herrschaft. — Preußen und Rußland. — Die Lehre von den produktiven Kräften. — Die politische Natur des Schutzzolls. — England und Frankreich zur deutschen Einheit. — Der Beruf des Politikers. — Vorhersage der englischen Zukunft. — Lists Vertrauen auf Preußen. — Frankreich und Rußland. — Der Bund zwischen Deutschland und England. — Weltkrieg und Deutschlands Wiedergeburt. — Die Logik der europäischen Entwicklung.

Haller hatte die Staatsgewalt und die fürstliche Stellung „entheiligt“. Denn, so glaubte er, erhöbe man Fürst und Staat über ihre privatrechtliche Machtstellung hinaus, so bleibe nichts anderes übrig, als die Staatsgewalt als etwas Öffentliches zu betrachten; „dann bestehe sie eben nur für das Volk und durch das Volk und sei vom Willen des Volkes abhängig“. Mit solcher Meinung aber öffnete man dem breiten Strom der revolutionären Lehre alle Schleusen. Die Staatsgewalt, hervorgegangen aus der Übermacht des Stärkeren, blieb ihm darum nur ein Recht des Herrschers für den Herrscher, und sie konnte kein Recht des Volkes für das Volk sein.

Dieser Meinung war schon Stahl entgegengetreten mit dem Hinweise darauf, daß Haller einen völlig irrigen Begriff der Öffentlichkeit voraussetze, denn öffentlich sei in Wahrheit nicht das, was für das Volk und vollends was durch das Volk und nach seinem Willen bestehe, sondern das, was zum Zweck einer höheren Ordnung und kraft eigener innerer Notwendigkeit über dem Volke nicht minder als über dem Fürsten bestehe.

In diesem Satze Stahls wollen wir zunächst einmal die Worte „kraft eigener innerer Notwendigkeit“ dreifach unterstreichen,

denn sie deuten dahin, wo unsere Anschauung ankert: in die Richtung eines Wachstums, einer Wesensentfaltung, einer Entwicklung. Ihre Sicherung gilt es, und an diesen Zweck sind Fürst und Volk gemeinsam gebunden. Das ist die sogenannte „höhere Ordnung", der beide unterworfen sind. Und insofern, als eine äußere Wesensentfaltung gar nicht anders möglich ist, als auf dem Grunde der natürlichen Entwicklungsgesetze und Entwicklungsbedingungen, und eine geistige Wesensentfaltung nicht minder den Entwicklungsgesetzen des Menschengeistes untersteht und sich mit ihnen im Einklang befinden muß: können wir die Ordnung, die über Fürst und Volk steht und die wir Existenzsicherung in umfassendem Sinne nannten, wohl als eine höhere bezeichnen.

Und wie wunderbar weitet sich nun von hier aus der Blick. Je größer ein Volk wird, je mehr Menschen zu einem Organismus zusammenwachsen, um so größer muß die Einsicht sein, solchen Organismus zusammenzuhalten, für seine Entwicklung und Entfaltung die rechten Wege zu suchen und die mannigfachste Erfahrung mit einem einheitlichen Willen zu durchbluten. Wo aber soll und kann sich die geistige Entwicklung, die nun immer notwendiger wird, anders vollziehen als in den Individuen? Die menschliche Entwicklung hat gar keinen andern Ort zu ihrem Gedeihen als eben hier im Individuum. Und sie hat gar kein anderes Mittel als die geistige Entwicklung des Individuums. Hier allein gibt es Gehirne, gibt es jenes wundervolle Instrument, das aller geistigen Entwicklung erst die Möglichkeit bringt. So steht vom einzelnen, vom Individuum über Familie, Stamm, Volk bis zur Menschheit alles in einer geraden Linie. Es gibt keine Menschheitsentwicklung ohne die Entwicklung der von ihr umfaßten Völker; es gibt keine Volksentwicklung ohne die Entwicklung der von ihr umfaßten Individuen. Nur — wie wir oben von dem Willen der Deutschen zur Reichsunmittelbarkeit hörten, von dem Sturm der Revolutionäre gegen die sozialen Ein- und Zwischenbauten, so kann auch das Individuum in Zeiten, wo die Entwicklung seines Volkes auf Hemmnisse stößt und zögernd hintangehalten wird, von dem Willen zur Menschheit unmittelbar erfaßt werden und sich heraussehnen aus der Umklammerung durch ein niedergehendes oder stillstehendes Volksleben. Die

Lehre von dem Allpriestertum der Christen, Luthers Lehre, die Ausschließung des menschlichen Mittlertums ist nichts als die theologische Formel dieses Tatbestandes. Individuum und Menschheit sind die Pole, zwischen denen alle geistige Entwicklung statthat, und mit der geistigen nicht minder die politische, rechtliche und gesellschaftliche Entwicklung. Und Individuum und Menschheit fühlen beide in sich die Kraft, im Notfalle aller Zwischenbauten entbehren und sich einzig allein in- und durcheinander entfalten zu können. Darum hat Humboldt recht, wenn er die Staatseinrichtung nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zur Bildung des Menschen angesehen wissen wollte; und wir hatten ebenso recht, wenn wir diese Meinung annahmen. Aber hier setzen wir nun die andere Hälfte unserer Meinung hinzu. Sie ist sofort zu verstehen, wenn wir den Satz Humboldts in die Frage erweitern: Wie aber, wenn sich ein Staat als solches Mittel erweist und in allen seinen Einrichtungen als solches rechtfertigt, ist er dann auch nur noch Mittel oder wird er zum Zweck der Entwicklung selbst? Vom abstrakten Standpunkte der Menschheit angesehen, bleibt der Staat auch dann natürlich nur Mittel; aber von der Erfahrung und vom Standpunkte des Individuums gesehen, wird ein solcher Staat zum Zweck. Warum und wieso? — Weil wir hier aus der Abstraktion heraustreten in die Zeit und Wirklichkeit.

Zeitlich beschränkt ist das Individuum; mit seinem Leben kann es nie das Leben der Menschheit umfassen. Nur ahnen kann es das künftige Menschheitsbild, nur in der Richtung auf dieses ferne Ziel den Weg seines Lebens suchen und vollenden. Und strömt ihm hier das Bewußtsein einer Harmonie entgegen, so wird sein Leben auch von diesem Bewußtsein den Schimmer der Harmonie empfangen.

Das Volk, der Staat übergreift mit seinem Leben zeitlich die Lebensfrist des Individuums. Das Volk also hat größere Aussicht, seinen Weg an das Endziel „Menschheit" heranzubringen. Darum kann das Individuum sich mit seinem Leben in den Dienst dieses seines Volkslebens stellen, solange die Einheitlichkeit der Entwicklungslinie nicht gebrochen ist. Und sie kann nicht gebrochen werden, solange ein Volk seinen Volksangehörigen, sich selbst und

seinem Wesen und der Menschheit treu bleibt. Ist dies aber der Fall, so gibt es für das Individuum auch keinen kürzeren Weg zum Menschenziele, als er in der Einigkeit und Einheit mit dem Leben seines Volkes gegeben ist. Und weil das der kürzeste Weg ist, fällt dem Individuum die Pflicht zu, an seinem Volke und Staate festzuhalten und dessen Wege nach Kräften zu fördern. Der Weg seines Volkes wird also dem Individuum zu dem Wege zur Menschheit.

Was die Ausschließlichkeit dieses Weges aber noch erhöht, ist folgendes: Die Menschheit, wie sie heute ist, ist Unsinn; sie ist nichts, wofür man sich begeistern, das man mit seiner lebendigen Liebe umfassen könnte. Die Menschheit aber, wie sie einmal sein und werden soll, erscheint dem einzelnen zunächst in den Denkbildern, die sich die Größten der Menschheit und vor allem die Größten seines eigenen Volkes von ihr machten. Kommt die geschichtliche Empfindung hinzu, daß in den Denkbildern der Menschheit, wie sie von den einzelnen Völkern entworfen wurden, ein Fortschritt, eine Entwicklung zu verzeichnen ist, so zwar, daß das antike Menschheitsideal von dem christlichen übertroffen, das christlich-romanische vom christlich-germanischen, dieses wieder von dem humanitären zu größerer Höhe geführt und im Zusammenklange des humanitären mit dem deutschen Denkbilde abermals eine Erhöhung erreicht wurde: so ist dieses letzte Denkbild zugleich auch dasjenige, das, unbeschadet aller noch etwa kommenden und nachfolgenden, dem Zukunftsbilde der Menschheit am nächsten kommt, das mit ihm eins wird und vor allem für den Angehörigen des deutschen Volkes eins mit ihm werden muß. Indem also das Individuum sich seinem Volke verpflichtet, überleuchtet es mit den Strahlen des menschlichen Sternbildes das Leben seines Volkes und sein eigenes Leben, und also dringt ein „Ewigkeitsschimmer" über sein zeitliches kurzes Dasein herein. Das Dasein des Individuums erhält einen höheren Wert durch das Leben und für das Leben seines Volkes, und das Dasein seines Volkes wird ihm, als Einheit mit dem höchstentwickelten Menschentum, zum Zweck und Ziel. Wie aber sollte das Individuum nun nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht erkennen, dieses wertvolle Sein zu erhalten und zu sichern? Jedes Machtmittel, das

es sich erwirbt und dem Leben seines Volkes zuführt, jede Fähigkeit, die es in sich zu einer Tüchtigkeit entwickelt, ist eine Verstärkung dieser Sicherung. Und wenn wir nun den Weg betrachten, den wir bis hierhin mit unsern Gedanken gegangen, so will es uns scheinen: aus der reinen Spekulation, aus der Beleuchtung der geschichtlichen Tatsachen und den Anschauungen, womit andere sie zu deuten versuchten, gelangten wir über einen goldenen Steg zu dem Manne, der in der vordersten Reihe deutscher Männer steht, wenn wir auf die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unsern Blick werfen. Der Mann schrieb uns ein Buch über das Wesen der Tauschwerte und den Wert der produktiven Kräfte und nannte es „das nationale System der politischen Ökonomie".

Et la patrie et l'humanité — so lautet das Motto jenes Buches, und Friedrich List, sein Verfasser, gehört zu den seltenen Männern jener Zeit, die auf den Gedanken von der „Natur der Nationalität" stießen, und er erkannte, wie die Theorie „vor lauter Menschheit, vor lauter Individuen die Nationen nicht gesehen habe". Menschheit und Individuum — wir erkannten die beiden Pole, und die Zeit der Revolution hatte die ganze Folge der Erscheinungen gebracht, die fast unausbleiblich kommen müssen, sobald die beiden ihre Augen ausschließlich ineinander senken: Ansturm der französischen Individuen gegen die sozialen Einbauten und Hemmungen in ihrem Volksleben — Versuch, das Individuum mit den Menschenrechten auszustatten und ihm die Freiheit im Namen der Menschheit zu geben — Erlösung des Menschengeschlechts aus seinen geschichtlich gewordenen Bindungen zur Menschheit — Gleichstellung und Verwechslung des französischen Ideals mit dem menschlichen — Unterwerfung der Menschheit unter die weltbürgerlich genannte, aber durchaus französisch gestaltete Uniformität — Zusammenbruch dieser Art falschen Weltbürgertums und Empörung der Nationen gegen die „Befreier".

Aus dieser Mischung intellektueller und historischer Vorgänge entstand nun das eine große Mißverständnis der romantischen Demokratie. Erinnern wir uns des oben Gesagten, daß die menschliche Entwicklung gar keinen andern Ort als die Entwicklung

in den Individuen hat, so liegt hier der natürliche Grund der demokratischen Theorie. Der Irrtum aber steckt in der Folgerung, die man aus dieser Grundtatsache zog. Denn aus ihr sprießt dem Individuum wohl das Recht und die Pflicht zu, alles an die Entwicklung seiner Tüchtigkeit zu setzen; mithin auch Einfluß auf die öffentliche Ordnung zu gewinnen, um die Bedingungen zur eigenen Entwicklung möglichst günstig zu gestalten. Aber ein Recht auf „Herrschaft" kann aus dieser Grundtatsache um so weniger gefolgert werden, als zunächst eine Entwicklungshöhe bei den einzelnen Menschen noch gar nicht vorliegt, die der Entwicklungshöhe der bestgebildeten Individuen des Volkes entspräche; mit der Erkenntnis jener Tatsache und ihrer Anerkennung wird ja an den wirklich vorhandenen Menschen noch gar nichts geändert, und nur ihre Willensrichtung, die infolge des allenthalben vorhandenen und wirksamen Selbsterhaltungs*triebes* auch schon vorher bestand, wird zur bewußten und zielsicheren. Dann aber tritt hier ein neues Gesetz in Kraft, das wir kurz das Gesetz der Züchtung nennen wollen, und nach welchem es bei den allermeisten vorhandenen Individuen ausgeschlossen erscheint, daß sie selbst und persönlich jene Entwicklungshöhe schon erreichen, sondern daß Generationen der sorgfältigsten Auslese erst die Anlagen zu entwickeln vermögen, die zu jener Höhe hinaufführen, wo nicht nur der Wille zur Herrschaft, sondern auch die Befähigung zur Herrschaft ruht. Wenn daher der Grundsatz der Demokratie und seine Anerkennung etwas anderes besagen soll, als daß in jedem Menschen die Anlage zur höchsten Entwicklung vorhanden und demgemäß auch anzuerkennen und zu pflegen ist, etwa der Aussage ähnlich, daß jeder gemeine Soldat den Feldmarschallstab in seinem Tornister trage, so würde eben jener Grundsatz eine unsinnige Aussage sein. Und die Folge dieses Mißverständnisses könnte nach außen nur in der Verwechslung der Herrschaft mit der Gewalttat erscheinen. Daß hier ein Mißverständnis vorliegt und wirkend wurde, das hat nicht nur die französische Revolution, sondern nach ihr auch jede andere Revolution erwiesen, und selbst noch die wunderbare Vereinigung intellektueller Kräfte, wie sie das Frankfurter Parlament aufwies, ließ den Abstand erkennen, der zwischen der Einsicht in die Bedingungen der Herrschaft und der Fähigkeit zur Herrschaft tatsächlich obwaltet. Nichts anderes kann darum in dem Siege der demokratischen Idee ausgesprochen sein, als daß die Bedürfnisse und Lebensbedingungen des ganzen Volkes, die Salus publica, das oberste Gesetz, die höchste Richtschnur aller Herrschaft bilden sollen fortan. Keineswegs aber kann damit das Recht und die Befähigung des Volkes zur Herrschaft ausgesprochen werden, da das Volk diese Befähigung nicht besitzt, und sofern es sich von dem Wahne verleiten ließe, sie doch zu besitzen und dementsprechend auch auszuüben, dies nicht zur Herrschaft des Volkes, sondern nur zur Gewalttat eines Volksteiles an einem andern Volksteile führen könnte und würde. Aber auch diesen Kampf von „Zellenkomplexen" gegen andere „Zellenkomplexe" innerhalb desselben „Organismus" schließen wir theoretisch nicht aus. Er wird stets wiederkehren da, wo es sich um „Überernährungen" auf der einen und um „Unterernährungen" auf der andern Seite handelt. Ganz gleich, ob wir ihn für moralisch halten oder nicht, wird ein solcher Kampf um den Ausgleich, um die Existenzsicherung stets wiederkehren, wie der Krieg unter den Völkern, die sich dem Vernunftgesetze verschließen. Aber nicht um „Herrschaft" handelt es sich bei solchem Kampf in der Empfindung des „Volkes", sondern um Erringung besserer Lebensbedingungen. Das Herrschaftsgelüst waltet dagegen in der Empfindung und in dem Bewußtsein der Führer ob, und ob ihr Bewußtsein gerechtfertigt ist, das kann keine Theorie a priori, das kann nur die Erfahrung a posteriori beweisen. Das aber beweist die Geschichte, daß die Herrschaft solcher Führer, die kraft einer Revolution zu *ihrem* Ziele gelangten, nur in äußerst seltenen Fällen dem Leben des Volkes wirklich zum Heile gedieh, da die Befähigung zur Führerschaft die Befähigung zur Herrschaft durchaus nicht immer einzuschließen braucht. Herrschaft — das bedeutet auch Beherrschung des eigenen Willens und Begehrens; es bedeutet Maßhaltenkönnen auf der Höhe des Sieges oder des Erfolges, und daß das eine Eigenschaft ist, die auf langer und tiefer sittlicher Zucht und Selbstzucht beruht und nur auf ihr beruhen kann, daß solche Eigenschaft wohl nur in den allerseltensten Fällen dem Boden der Herrsch*sucht* zu entsprießen vermag — so also, daß der Herrschsüchtige noch lange

nicht immer auch der Herrschtüchtige zu sein braucht —, das dürfte einem Zweifel wohl kaum unterliegen. Ein solches Volk von Herrschtüchtigen heranzubilden, das ist das deutsche Ideal, womit es sich bis in die Wurzel von dem Ideal der romanischen Demokratie unterscheidet. Aber fast eines Jahrhunderts der Entwicklung bedurfte es, um den aus dem romanischen Leben bei uns eingedrungenen Theorien die Umwandlung zu geben, die sie für das deutsche Leben und Erkennen erfahren mußten. Heute wissen wir, daß Herrschaft etwas mehr ist als Führerschaft und Betätigung der Herrschsucht; wir wissen, daß Herrschen auch eine Kunst ist, die gelernt und geübt sein will, und daß zu ihrer vollendeten Ausübung nicht nur intellektuelle Fähigkeiten höchsten Grades, sondern nicht minder sittliche Fähigkeiten gleichen Grades erforderlich sind. Woher die Erscheinung kommen mag, daß nicht nur große Herrschernaturen ein seltenes Geschenk in der Geschichte der Völker sind, sondern daß vor allem der Deutsche an den Gestalten seiner großen Herrscher bis heute mit Ehrfurcht und wirklicher Treuempfindung festhält.

Und — hier kommt noch ein anderes hinzu: trotz aller Theorien und dogmatischen Beweisführungen hat sich das Empfinden des deutschen Volkes bis heute nicht dazu überreden lassen und nicht davon überzeugen können, daß der Fürst nicht zum Volke gehöre und von ihm abtrennbar sei. Im Gegenteil, wie der Kopf zum Menschen, so gehört der Herrscher zum Volke, und wie man von jenem verlangt, daß er ein wirklicher Kopf sei, so von diesem, daß er ein wahrer Herrscher sei. Die Sicherung der Existenz scheint am besten gewährleistet, wenn um diesen obersten Platz nicht gestritten wird. Darum verlangte man im Jahre der Revolution von 1848 nicht nach einem Präsidenten, sondern nach einem erblichen deutschen Kaiser in der sicheren Erkenntnis, daß nur so der Ehrgeiz der deutschen Dynastien dauernd auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden könne. Zu diesem inneren Motiv kam das äußere, daß die deutsche Entwicklung zur Einheit die Gegnerschaft jenseits der deutschen Grenzen wachrufen würde, Deutschland also sich auf eine Verteidigung seiner Entwicklung und Existenz werde gefaßt machen müssen.

Gerade die am meisten exponierte deutsche Macht, Preußen,

empfand auch am meisten diese Zwangslage der äußeren Rücksichtnahme auf die außerdeutschen Mächte, vor allem auf Rußland. Hier drohte nicht nur die größte Gefahr, sondern in Rußland hatte man sich daran gewöhnt, in Preußen einen diensteifrigen Vasallen zu sehen, und unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht mußte darum besonders hier die lebhafteste Verstimmung hervorrufen, sobald Rußland selbst den Eigenwillen der neuen Großmacht zu spüren bekam.

Treten wir indes aus den fast rein politischen Erwägungen zurück, so war die Frage: wie sichert Deutschland seine Existenz — zunächst keine rein außenpolitische, sondern eine innerpolitische. Es handelte sich in allererster Linie um eine Sammlung der deutschen Kräfte. Damit ging die Aufgabe Hand in Hand, die Kräfte zu einer Erstarkung zu führen, die allein schon geeignet war, das Widerstreben der Nachbarn in gewissen Grenzen zu halten.

Von der wirtschaftlichen Seite erfaßte Friedrich List diesen Gedanken der Zusammenfassung, und er empfahl zu solchem Zwecke das System des Schutzes der deutschen Arbeit durch Zölle. Das Schutzzollsystem erkannte er als „eine natürliche Folge des Strebens der Nationen nach den Garantien der Fortdauer und Prosperität oder nach überwiegender Macht". Aber so ohne weiteres war ihm auch dieses Streben durchaus kein legitimes, sondern legitim wurde es erst durch die Wirkung, die es ausübte, und durch den Willen, der es beseelte. Die Wirkung durfte der Nation selbst nicht hinderlich, sondern förderlich sein; und der Wille durfte kein „dem höheren Zweck der Menschheit, der künftigen Universalkonföderation, feindlicher" sein.

Und ganz und gar spricht sich nun List im Anschluß an diese programmatische Urteilsabgabe über seine Grundanschauung aus. Diese menschliche Gesellschaft ist unter einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten. Einmal unter „dem kosmopolitischen, welcher die gesamte Menschheit ins Auge faßt", und ferner „unter dem politischen, welcher die besonderen Nationalinteressen und Nationalzustände berücksichtigt". Diese Grundanschauung führte List folgerichtig auch zu einer Ökonomie, die jene beiden Strahlseiten enthielt. Die private wie die Ökonomie der Gesellschaft

hatte einmal die persönlichen, gesellschaftlichen und materiellen Kräfte zu berücksichtigen, wodurch die Reichtümer hervorgebracht wurden, und weiter hatte sie den Tauschwert der materiellen Güter zu berücksichtigen. So trennte er die Ökonomie in eine kosmopolitische, die Theorie der Tauschwerte, und in eine politische, die Theorie der produktiven Kräfte.

Die Erhaltung, Erziehung und Stärkung der produktiven Kräfte war für List gleichbedeutend mit der Existenzsicherung in unserem Sinne. Denn: „die produktiven Kräfte der Völker sind nicht allein durch Fleiß, Sparsamkeit, Moralität und Intelligenz der Individuen oder durch den Besitz von Naturfonds und materiellen Kapitalien bedingt, sondern auch durch die gesellschaftlichen, politischen und bürgerlichen Institutionen und Gesetze, vor allem aber durch die Garantien der Fortdauer, Selbständigkeit und Macht ihrer Nationalität. Wie fleißig, sparsam, erfinderisch, unternehmend, moralisch und intelligent die Individuen seien, ohne Nationaleinheit und ohne nationale Teilung der Arbeit und nationale Konföderation der produktiven Kräfte wird die Nation nie einen hohen Grad von Wohlstand und Macht erlangen oder sich den fortdauernden Besitz ihrer geistigen, gesellschaftlichen und materiellen Güter sichern."

Deutlich wird in diesen wenigen Worten, von wie hohem, gesammeltem Zentralpunkte aus List die Einheit eines nationalen Lebens erfaßte. Äußeres und Inneres, Materielles und Geistiges — alles steht zusammen, ist nicht voneinander zu trennen, und die Grundlage dieses ganzen Aufbaues bleibt ihm die Erhaltung und Stärkung der „produktiven Kräfte". Nicht der Besitz, nicht die äußeren Machtmittel sind ihm die Hauptsache, sondern die Tüchtigkeit, die alle jene zu erwerben und zu erhalten versteht. Mit der materiellen muß die geistige Produktion „im richtigen Verhältnis" stehen, und während der ausschließliche Betrieb des Ackerbaus einen „großen Teil der produktiven Kräfte und der natürlichen Hilfsquellen müßig und unbenutzt läßt", wobei die „intellektuelle und politische Ausbildung" und die „Verteidigungskräfte der Nation beschränkt" bleiben: befördert die „Manufakturkraft Wissenschaft, Kunst und politische Vervollkommnung, vermehrt den Volkswohlstand, die Bevölkerung, das Staatseinkommen und

die Macht der Nation, gewährt ihr die Mittel, ihre Handelsverbindungen auf alle Teile der Erde auszudehnen und Kolonien anzulegen, nährt Fischereien, Schiffahrt und Kriegsmarine. Durch sie allein wird der innere Ackerbau auf eine hohe Stufe der Ausbildung gehoben".

Wie eine Abschrift von dem geschichtlichen Werden in Deutschland erscheinen uns Nachlebenden heute solche Worte des großen Agitators. Und doch waren sie in der Zeit, da er sie schrieb, „reine Theorie", oder setzen wir ein deutsches Wort hierher, so können wir sagen: seine Erkenntnis entstammte dem reinen Schauen: er schaute die Gegenwart und ihre Wirklichkeit, er schaute die Zukunft und ihre Möglichkeit, und also rief er sein Volk auf, diese seine Zukunft zu ergreifen und zu gestalten. Dabei hatte er den männlichen und seltenen Mut, in den fremden Deutungen unserer geheimen Absichten nicht nur Verdächtigungen und scharfmachende Agitationen gegen uns zu sehen, sondern wissend, daß Angst und Abneigung den Blick schärft, holte er sich aus den fremden Darstellungen gerade die Argumente her, die seine eigene An- und Absicht stärken konnten.

In einer kräftigen nationalen Handelspolitik auf Grund einer nationalen Handelseinheit erblickte er den Grundpfeiler der künftigen Sicherheit und Macht Deutschlands. England stand dieser Entwicklung im Wege. Hier fürchtete man die Einigung Deutschlands. Aber List ließ sich nicht abschrecken. Die Einigung des Handels sollte zum Grunde der politischen Einigung werden. Wies man in England mit Besorgnis auf das Wachstum und die schon erreichte Machtstellung des Zollvereins hin, so sagte er ruhig: Ja, gerade das soll der Zollverein aus Deutschland machen, was ihr fürchtet, daß Deutschland werde. „Der Zollverein soll die Deutschen ökonomisch und materiell zu einer Nation verbinden; er soll in dieser Beziehung nach außen die Nation als ein Ganzes kräftigst vertreten, und durch die Wahrung seiner auswärtigen Gesamtinteressen, wie durch Beschützung seiner inneren Gesamtproduktivkräfte die materielle Kraft der Nation stärken; er soll durch Verschmelzung der einzelnen Provinzialinteressen zu einem Nationalinteresse das Nationalgefühl wecken und heben; er soll nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der Nation im Auge

haben; die einzelnen deutschen Provinzen sollten stets des Spruchs eingedenk sein: was hülfe es dir, so du die ganze Welt gewönnest und nähmest doch Schaden an deiner — Nationalität."

Wozu aber das alles? Zunächst nur, um Deutschland gegen die erdrückende Konkurrenz von England zu schützen. Dagegen haben alle minder seemächtigen Nationen ein gemeinschaftliches Interesse; „allen muß daran gelegen sein, daß die überwiegende Manufakturkraft Englands die Brückenköpfe verliere (Holland, Belgien und die Hansastädte), vermittelst welcher England bisher die Nationalmärkte beherrschte". Das war schon seine Meinung, als er uns mit seinem großen Buche beschenkte, dessen viertes Buch der „Politik" und vor allem unserem Verhältnis zur „Insularsuprematie" Englands gewidmet ist. Und es war noch Lists Meinung in seiner Schrift „Die politisch-ökonomische Nationaleinheit der Deutschen", die in seinem Todesjahr (1846) geschrieben wurde und also gleichsam als sein politisches Testament uns gelten kann.

Ganz und gar erfaßte er hier die Frage nach dem Worte Stahls als eine solche, worauf die Antwort nur aus „eigener innerer Notwendigkeit" gegeben werden konnte. „So gewiß als der deutschen Nation wie jeder andern, selbst den Wilden, der Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt ist, so gewiß wird in Sachen des Zollvereins der gesunde Menschenverstand oder das instinktive Gefühl der deutschen Nation über die beschränkten Ansichten der Finanzmänner und die unpraktischen Argumente der Theoretiker den Sieg davontragen." Die Jünger Adam Smiths sahen aber nicht, daß alle das Schutzsystem betreffenden Fragen viel mehr politischer als ökonomischer Natur sind, und „daß es nicht bloß um einzelne Industriezweige, sondern um alle, und nicht bloß um die Industrie, sondern auch um die Stellung Deutschlands dem Ausland gegenüber und um die Nationalschiffahrt sich handelt".

List sah wohl, daß da jedes weitere Aufhalten vergeblich sei, aber er bedauerte auch, daß „durch dieses Anhalten so viel schöne Zeit für Deutschland und so viel Popularität in Deutschland für Preußen verloren gehe". Und doch — wir, die wir heute zurücksehen, müssen sagen: das Aufhalten war nötig. Preußen war noch

nicht fertig, es litt obendrein an einem „kranken Kopfe"; der Zollverein durfte seine Grenzen nicht schließen, bevor nicht alle deutschen Länder beigetreten waren, und so wenig Preußen fertig war, so wenig war es Deutschland. Sieht man auf die bösen dynastischen Ränkespinnereien, wie sie das Revolutionsjahr und dann die nächstfolgenden Jahre brachten, und wobei keiner eine machtvolle Stellung Preußens und damit Deutschlands mehr fürchtete als die mittleren Regentenhöfe; sehen wir, wie hier kraft alter Tradition die eigene Existenzsicherung viel mehr in einer Schwächung Deutschlands als nationaler Einheit, denn in seiner Stärkung gesucht wurde, so müssen wir sagen: Deutschland war nicht fertig, und Preußens Politik wurde gehemmt von innen und von außen.

In England hatte man das deutsche Werden besser begriffen. Da konnte man schon im Jahre 1845 die Meinung hören, daß alle Einzelvorteile den Zollverein nicht hätten schaffen können, wie er geworden, „ohne den gewaltigen Drang des in der ganzen Masse des deutschen Volkes lebendig gewordenen enthusiastischen Wunsches nach einer handgreiflichen Nationalität"; hier mußte man anerkennen, daß die Zollvereinigung „in moralischer und sozialer wie in politischer Beziehung Gutes gewirkt — daß sie mit einem Wort das Mittel einer moralischen Wiedergeburt des ganzen Landes gewesen ist". Hier mußte man anerkennen — und neben der Anerkennung kommt nun auch schon die Mißgunst zum Wort —, daß Preußen, der große Lenker des Ganzen, „unter ostensibel kommerziellen Zwecken" einen großen Zweck verdecke, den der „politischen Regeneration des Vaterlandes". Der von Preußen „realisierte Gewinn an politischem Gewicht sei unermeßlich", er übersteige vielleicht seine kühnsten Hoffnungen.

So sah man von England aus das Werden Deutschlands an; man sah es mit den Augen des Wunsches und der Besorgnis, denn gar bald zeigten sich die „zwei Seelen", die in der Brust des englischen Berichterstatters wohnten. Als offenbar liberaler Politiker konnte er nur wünschen, daß das, was er die moralische Wiedergeburt nannte, in Deutschland zum Siege kam. Das aber gab sich bei uns kund mit der Betonung der so bekannten und beliebten Logik der romantischen Demokratie. Und in all ihren

Darlegungen beriefen sich unsere deutschen Schriftsteller auf das hehre Vorbild Englands. Heute wissen wir, daß dieses „Vorbild Englands" gerade in seinen schönsten und hehrsten Zügen ein Werk der deutschen idealistischen Anschauung war, und wie hätte es einem Engländer einfallen sollen, dieses deutsche Bild zu zerstören? Im Gegenteil, da dieses demokratisch idealisierte Bild Englands nur die schönsten Züge aufwies, konnte der Engländer nicht anders als wünschen, daß das englische Vorbild auch in Deutschland zur Geltung komme. Ganz anders aber stellt sich der englische Wirtschaftspolitiker zu den deutschen Wünschen und Bestrebungen. Da ist das deutsche Volk zur Fabrikation wenig geeignet; ein Prohibitivsystem habe England nicht genützt und werde auch Deutschland nicht nützen; Deutschland verschleudere durch die Fabrikation nur sein Kapital. Kurz, Deutschland als Bauernland — dazu sagte der Engländer ja, aber Deutschland als Land einer aufstrebenden Industrie — dazu sagte der Engländer nein, denn ein industrielles Deutschland erschwerte England nur die eigene Existenzsicherung, wie er glaubte.

Merkwürdigerweise konnte List französische Zeugen anführen, die ganz anders urteilten. Hier wurde es offen ausgesprochen, daß Deutschland, „im Fall es zur politisch-ökonomischen Nationaleinigung und zu einer tüchtigen nationalen Handelspolitik gelangen sollte, alle andern Völker des westlichen Kontinents in Handel und Industrie weit übertreffen würde". Und zugestanden wurde da gar, daß „ein so ausgedehntes, ein so volkreiches und von einer homogenen Volksmasse bewohntes, ein so aufgeklärtes Land von Rechts wegen auf Nationalität, und zwar auf eine große und starke Nationalität, die sich den größten Nationalitäten unserer Zeit zur Seite stellen kann, Anspruch machen dürfe". Hört man solche Worte, so ist man fast geneigt, sie nicht allein mit der damals sicherlich noch stärkeren und gesunderen Haltung der französischen Bevölkerung zu objektiver Erkenntnis zu begründen, sondern es ist auch, als klänge noch der Wille Napoleons nach, die englische Meerherrschaft zu beseitigen.

So sah List die deutsche Sache; so rief er das Ausland zum Zeugen für die Richtigkeit seines Willens an. Und als habe der Tod bereits sein Denken umschwebt und zu voller Hellsicht erhoben,

so scheint es fast, wenn wir sehen, wie ihm und seiner Erkenntnis der Zollverein zum politischen Erzieher der Deutschen wird. Er habe sie die Notwendigkeit und die Nützlichkeit der politischen Ausbildung und Einigung gelehrt; er habe die Nation zum Bewußtsein ihrer Kraft und zu der Einsicht geführt, daß eine politisch-ökonomische Organisation ihr erstes und höchstes Ziel sein müsse, da auf ihr ihre ganze künftige Größe, Unabhängigkeit und Existenz beruhe. Nur „große, auf dem höchsten Grade der Kultur stehende und in jeder Beziehung wohlorganisierte Nationalkörper" hätten in unserer Zeit ihre ganze Zukunft in ihrer Gewalt, und kleinere Staaten trügen die „Garantien ihrer Entwicklung und Existenz nicht in sich selbst". Alle moralischen und physischen Elemente zu einer Nationalität der ersten Größe besitze Deutschland, „mit Ausnahme einer noch mangelhaften politischen und politisch-ökonomischen Ausbildung und Organisation", zu deren Vervollständigung es aber auch bereits „die erforderliche moralische Reife" erlangt habe. Mit einer vor Ungeduld brennenden Sehnsucht schaut der große Politiker in die Zukunft, denn das „ist der hohe Beruf des Politikers in seiner höchsten Bedeutung — nicht des Diplomaten, der bloß in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse die Vorteile des Augenblicks zum Besten seines Landes zu benutzen trachtet — nicht des Gesetzgebers, der nur die Herrschaft des Rechtes und der Ordnung im Innern zu begründen und zu erhalten sucht — noch weniger des bloßen Administrators, dessen Tätigkeit und Umsicht lediglich auf die Besorgung der laufenden Regierungsgeschäfte sich beschränkt — am wenigsten des bloßen Finanzmannes, dessen Aufgabe es nur ist, die Einnahmen mit den Ausgaben des Staates im Gleichgewicht zu erhalten". So wichtig alle diese Funktionen seien, so könne eine Nation dennoch bei der besten Versorgung in all diesen Gebieten dem Untergang entgegengehen, wenn sie keine Staatsmänner besäße, „die hoch genug stehen, um den künftigen Lauf der Weltangelegenheiten vorherzusehen und Richtung und Ziel zu bezeichnen, wohin die Staatsorgane zu steuern haben". Ein kleines und schwaches Vorspiel ward für List alles, was früher geschah, dem Umschwung gegenüber, der sich in allen großen Weltangelegenheiten vorbereitete.

Und dann zeigte er das Kommende. Er war in Amerika gewesen. Mit eigenen Augen hatte er das riesige Wachstum des jungen Staats- und Volkslebens gesehen. Wohin sollte das führen? Was würde davon die Wirkung in Europa sein? Nur ein Volk sah er da, das vermocht hätte, mit diesem jungen Riesen Schritt zu halten: England. England würde zu Anstrengungen getrieben, deren Erfolge dem ganzen europäischen Kontinent den Anstoß zum Fortschritt geben würden. Im gleichen Verhältnis sei England getrieben, selbst zu wachsen. Indien, die englischen Kolonien an der Küste Afrikas und in der Südsee — da war das Mittel und der Weg für England, ihm für seinen Verlust an Einfluß in Amerika Ersatz zu bieten. „Wer aber Hindostan von der See bis an den Himalaya reformiert und nicht allein durch die Schärfe des Schwertes, sondern auch durch die Wohltat der Zivilisation sich unterwirft, der gebietet auch über ganz Mittelasien, Hinterindien, China, Japan und ganz Ozeanien." Soll England dieses Ziel erreichen, so bedarf es der Abkürzung des Weges dahin. „Die Lösung der großen Aufgabe der Stiftung einer asiatisch-ozeanischen Riesenmacht beruht demnach hauptsächlich darauf, daß England alle von dem Nil, dem Euphrat und dem Tigris, von dem Roten Meer und dem Persischen Meerbusen bespülten Länder gänzlich und für immer in seine Gewalt bekomme und sie aufs festeste an sich kette, weil dadurch der Weg nach dem ganzen südlichen Asien und nach Australien dem Mutterlande wenigstens um zwei Dritteile, China aber wenigstens um die Hälfte nähergerückt wird als bisher. Man kann rechnen, daß von London aus Bombay auf dem direkten Wege vermittelst Eisenbahnen und Dampfschiffahrt in etwa 15 Tagen, also in ebenso kurzer Zeit zu erreichen ist wie Boston." Wann England die Brücke herstellen wird, „die über Gibraltar und Ceuta, Iviza und Majorka, Sardinien, Sizilien und Malta, Kandia und Zypern nach Kairo und Suez, nach Damaskus und Bassora führt", könne man nicht sagen, aber keck dürfe man sagen: „Das Menschenkind ist geboren, das alles dies ausgeführt sehen wird."

Erste Notwendigkeit sei die Reform des englischen Handels- und Finanzsystems. England bedürfe des Schutzzolles nicht mehr. Seine Zölle müsse es auf bloße Einkommenszölle reduzieren.

Auf solche Weise könne es ihm gelingen, in seinem Innern den Reichtum mit der Armut zu versöhnen, sich selbst im Innern zu kräftigen und seinen Einfluß nach außen zu stärken. Von Robert Peel und Eduard Gladstone erwartete List die Ausführung dieser Aufgabe, und ganz sicher erscheint es ihm, daß das Inselreich „in weniger als 80 Jahren hundert Millionen Menschen zählen und mittelbar oder unmittelbar über 5—600 Millionen Afrikaner, Asiaten und Ozeanier herrschen werde". Und woher er seine Gewißheit nahm, verriet er nicht minder: aus der „Wissenschaft der Zukunft". Bisher konnte die Politik kaum zehn Schritte weit vorausſehen; „mit Hilfe der reformierten Nationalökonomie könne ihr Blick mindestens zehnmal weiter tragen".

Voll dieser drängenden Zukunft hatte List sich in seinem Todesjahre aufgemacht, um nach England zu reisen, und hier entstanden ihm nun seine kurzen Skizzen zur „Politik der Gegenwart und der Politik der Zukunft". England und Deutschland — das war das Problem, das ihn im Innersten erfaßt hatte: wie sie sich zueinander stellen würden, davon hing ihm nicht nur „das Glück der beiden Nationen, sondern für geraume Zeit das der ganzen Menschheit" ab. England vor allem sah er vor die Entscheidung gestellt, und wie es sich entschied, ob in krämerhaft engherziger oder in weltpolitisch weitsichtiger Weise, entschied zugleich mit über das Schicksal der Welt. Ganz kurz zeichnete er die Lage und Aussichten der einzelnen Mächte. Er sah Frankreichs Schwäche als seefahrende Macht und als Kolonisator; er wies auf die unermeßlichen Fortschritte Deutschlands hin, sah die guten Dienste der Bureaukratie, aber auch ihre Überlebtheit, da „dieser halborientalische Auswuchs gleich einem schlingpflanzenartigen, alles überwuchernden Unkraute sämtliche Glieder des Staates, das monarchische wie das aristokratische und demokratische Element in seinen Banden hält". Trotz alledem müsse der Politiker erkennen, „daß Preußens Existenz und Zukunft auf der politischen Wiedergeburt Deutschlands beruhe".

Hier bot sich für List Aussicht und Zukunft; man fühlt es, und es erschüttert den heute Zurückblickenden bis ins Innerste, wenn er sieht, wie fast fatalistisch da der deutsche Mann sein Hoffen und Wünschen an Preußen, ja, noch viel enger an die Person und

„den hohen Geist des gegenwärtigen Regenten von Preußen", an Friedrich Wilhelm IV., anklammert.

Die Türkei gehe der unvermeidlichen Auflösung entgegen, aber Rußland — vor der großen, der ungeheuern Gefahr, die hier für Europa drohte, verschloß er die Augen nicht. Das aber war die Meinung, daß England allein Ordnung in das Chaos bringen und „eine neue Organisation der Weltmächte" bewirken könne. Jeder Philanthrop müsse sich um der Menschheit willen freuen, „daß dieser hohe Beruf einer Nation zuteil geworden ist, die nicht ihresgleichen auf Erden hat, ob man sie betrachte nach ihrer industriellen und kommerziellen Entwicklung oder nach ihrem Sinn für Recht und Gerechtigkeit, für Freiheit und Aufklärung".

Aber die Zukunft dieser Nation erschien List nicht gesichert. Zur Erfüllung ihrer hohen Aufgabe war die englische Nation an die Erfüllung einer ähnlichen Vorbedingung gebunden wie Preußen. Preußens Existenzsicherung lag in der politischen Wiedergeburt Deutschlands. Preußen mußte Deutschland hinter sich haben, sollte es die im Osten drohende Gefahr beschwören können. Und England mußte zur Erfüllung seiner Weltaufgabe Europas sicher sein; es mußte sich hier auf eine Macht stützen können, die ihm den Rücken sicherte und es vor europäischen Verwicklungen bewahrte. Frankreich aber konnte diese Macht nicht sein. List erkannte die Schwächen Frankreichs; die Erfolge in den grundlegenden Betätigungen zur Existenzsicherung verdankten die Franzosen denjenigen ihrer Provinzen, „wo der germanische Geist vorherrscht: Elsaß, Lothringen, die Normandie und Französisch-Flandern". Die „reiche Quelle der Nationalmacht und des Nationalreichtums — die Selbstregierung" blieb in Frankreich unentdeckt. Ihr Mangel an innerer Kraft trieb die Nation nach außen zur Eroberung. Wir wissen es heute: auf sich beschränkt, stirbt Frankreich ab, und der Niedergang seiner Rasse treibt das Volk unwillkürlich, die Bahnen nach außen zu suchen, die es zu seiner Verjüngung und Kraftserneuerung zu führen versprechen. Frankreichs Existenzsicherung liegt nun einmal entweder auf dem Wege der Entsagung von jeglicher europäischer Herrschaft — und das wird dem stolzen Volke ungemein schwer — oder sie liegt auf der Bahn des auswärtigen — Abenteuers. Vielleicht gelingt

es, Deutschland, England, Österreich so zu schwächen, daß der Schwache unter den dann Schwächeren Herr bleibt. List sah die Eroberungssucht; er sah — doch davon gleich.

Rußland — hier erkannte List die Militärmacht, die, durch Eroberung groß geworden, sich nur durch Eroberung wird erhalten können. Das heißt, in die Sprache unserer heutigen Erkenntnis übersetzt: noch hatten die militärisch zusammengeschmiedeten Völkermassen kein eigenes inneres Lebensziel gefunden; noch war ihre physische Kraft eine lediglich extravagierende; eine Staatenbildung stand erst in den Anfängen, und, von sich aus noch ohne feste Grenzen nach außen, verstand man auch andere Völker nicht in feste staatliche Grenzen zu zwingen. Jeder Versuch dazu führte über kurz oder lang zur Einverleibung, und dieser wieder folgte die Russifizierung. Dazu kam folgendes: „Es ist noch nicht lange her", erzählt uns List, „daß man in politischer Beziehung von einer deutschen, von einer romanischen und von einer slawischen Rasse spricht; allein diese Unterscheidung scheint großen Einfluß auf die praktische Politik der Zukunft üben zu sollen. An der Spitze der drei Rassen stehen England, Frankreich und Rußland."

Indem List nun der germanischen Rasse gemäß ihrer Natur und ihrem Charakter die große Aufgabe zuspricht, „die Weltangelegenheiten zu leiten"; indem er ferner auf die Unzulänglichkeit im Charakter der Franzosen wie der Russen zu solcher Aufgabe hinweist; indem er betont, daß diese Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften nur zu ergänzen sei, wenn Rußland und Frankreich „den Kontinentalanteil der deutschen Rasse in sich aufnehmen": erklärt er die damals schon sich zeigende Entente cordiale zwischen den beiden Völkern und sieht aus ihr das Bündnis hervorgehen, das als erstes Ziel die Unterwerfung Deutschlands im Auge hat und als ferneres, mit Hilfe der Deutschen die englische Suprematie in Europa wie in Asien zu bedrohen.

Des Herrn Thiers Idee war es schon damals, Frankreich durch Kontinentaleroberungen schadlos zu halten, denn Frankreich dünkte sich nicht nur „das Haupt aller romanischen Völker, sondern auch der Vertreter der Liberalen auf dem ganzen Kontinent" zu sein. So schien List die Allianz Frankreichs mit Ruß-

land sicher. Die Kosten hätte vor allem Deutschland zu tragen gehabt.

Wie war nun solchen Plänen und Aussichten zu begegnen? — Allianz Deutschlands mit England — antwortete List. Er sieht die Zeit nahe, wo England im Besitz eines Weltkabels Ostindien von Downingstreet aus regiert. Aber bei allen großen Dingen in Asien und Afrika gebe es für England drei Voraussetzungen: „1. die Gründung eines englischen Mittelreichs, Kleinasien und Ägypten in sich begreifend; 2. eine englische Allianz zwischen England und sämtlichen deutschen Mächten; 3. die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die europäischen Besitzungen der Pforte, so daß den Engländern die schnellste Landkommunikation durch das unmittelbare Aneinanderstoßen der Besitzungen beider Mächte, gegen jede mögliche Störung einer feindlichen Macht für alle Zeiten gesichert wäre."

In diesen Plänen konnte man genau so viel geniale Fernsicht wie Phantasterei erblicken, je nachdem der Standpunkt des Kritikers war. Denn wer die Schwierigkeit zu ermessen vermochte, „sämtliche deutschen Mächte" zu vereinen, der mußte verzagt vor so gewaltigen Absichten die Segel streichen. Und auf diesem verzagenden und versagenden Standpunkte stand damals nicht nur das Österreich Metternichs, sondern auch die preußische Bureaukratie, der es an jeglichem staatsmännischen Genius gebrach. Aber gerade aus dem Grunde mochte List schließen, daß es zunächst viel weniger darauf ankomme, was Deutschland tue, als darauf, wie England sich zu der Sache stellte. Und nicht nur das, sondern List sprach nicht von diesen Dingen in dem Sinne, daß man morgen damit anfangen müsse, solche Pläne ins Werk zu setzen, sondern er sprach von der Zukunft, die diese Entwicklung bringen würde und auf deren Ankunft man gerüstet sein müsse. Zu dieser Rüstung gehörte ihm aber auch an erster Stelle die nationale Organisation Deutschlands. „Eine wirksame Allianz zwischen Deutschland und England setzt voraus, daß Deutschland sich im Besitze derjenigen Nationalkräfte befinde, die ihm nur aus freien Institutionen ... erwachsen können." Also legte er nun den Finger auf die Hauptwundstellen in beiden Ländern: die Lässigkeit der deutschen Bureaukratie in der Befriedigung der politischen und nationalen Wünsche des Volkes und die die Sympathien des deutschen Volkes entfremdende Handelspolitik Englands. Was man auf beiden Seiten einmal blutnötig haben würde, einen lebendigen deutschen Nationalgeist, scheine man von beiden Seiten töten zu wollen. Wie aber, wenn einmal die Zeit kommt, „wo es selbst Engeln, wenn sie auf die Erde herniederstiegen, um diplomatische Stellen zu bekleiden, nicht mehr möglich sein dürfte, den Frieden zu erhalten"?

List setzte in seinen Voranschlag, wie wir sehen, die Auflösung der Türkei als sicheren Faktor ein. War es ein Irrtum? Griechenland, Serbien, Rumänien, Bulgarien erkämpften ihre Freiheit seither; Ägypten ging der Türkei fast verloren, ebenso die „Regentschaft" Tunis; in Bosnien und der Herzegowina setzte sich Österreich fest; Zypern, der nördliche Teil ihrer armenisch-pontischen Besitzungen, wurden zugunsten Englands und Rußlands von ihr getrennt; wieder verlor sie in jüngster Zeit Tripolitanien, die Inseln im Ägäischen Meer und anderes. Man kann daher heute der Meinung sein, daß dieser Prozeß fortschreiten wird; man kann aber auch ebenso schließen, daß die Abstoßung aller fremden Elemente der Türkei eine innere Erstarkung bringen und sie fester und gesunder der Zukunft entgegenführen wird. Wie man auch urteilen mag, darin behält List wiederum recht, daß eine Teilung des türkischen Besitzes keine Aussicht auf Frieden bot. Heute haben wir den Krieg, und in diesem Kriege steht die Türkei an der Seite der Zentralmächte gegen England, Frankreich, Rußland und Italien.

Und wie er für Europa im Anschluß an diese Fragen den Weltkrieg kommen sah, so für Deutschland die Zeit der Wiedergeburt. Zwei Wege schienen ihm dazu möglich: eine innere Bewegung und ein Angriff von außen. Glücklicherweise für Deutschland kam beides: die Revolution von 1848 und die Zurückweisung Deutschlands aus Schleswig-Holstein, die auf Betreiben von England und Rußland erfolgte und die Politik begründete, die in logischer Folge zu den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 um Preußens und Deutschlands staatliche Entwicklung führte. Glücklicherweise kam beides, sagten wir eben; denn schon List sah voraus, daß bei einem größeren Einfluß, den die Massen des Volkes „oder

die Nahrungsstände" auf die Regierung allein durch eine Revolution gewinnen würden, „Deutschland Holland und Belgien erobern, gegen England in Handel, Schiffahrt und Seemacht als Rivale auftreten, seinem gemäßigten Schutzsystem ein Prohibitivsystem substituieren und überhaupt in jeder Beziehung mit den Feinden Englands gemeine Sache machen würde". — Ja, so könnte man heute einwerfen, aber gerade die kaiserliche Regierung und nicht eine Volksregierung in Deutschland führte mit Ausnahme der Eroberung Hollands zu all den Erscheinungen, die List vorhersah. War sein Sehen denn falsch? Keineswegs. Nur ging der eine Wunsch Lists nicht in Erfüllung, daß England in weitsichtiger Art an die Seite Deutschlands trat; daß es nicht in krämerhaft beschränkter Weise sich darauf verlegte, die kontinentalen Mächte gegeneinander auszuspielen, um selber vor ihnen sicher zu sein und seinen Gewinn in die großen Taschen stecken zu können; daß es nicht in kleinlicher Mißgunst stets wieder versuchte, Deutschlands Entwicklung zu hemmen und, wenn möglich, zu verhindern. Je mehr England sich Deutschland zum Gegner machte, um so mehr mußte die deutsche Politik alle jene Folgen zeitigen, die List von einer volksmäßigen Regierung in Deutschland vorhersah, und über alle diese Folgen hinaus brachte sie für Deutschland die höchste und schönste: sie machte die kaiserliche Regierung selber zur volksmäßigen. Sollte und konnte es nicht dazu kommen, daß, wie List es wünschte, „die Kraft Deutschlands die Kraft Englands" sei, so *mußte* es dahin kommen, daß die Kraft Deutschlands die Kraft Englands niederzwang.

Existenzsicherung — das ist der so ausgesprochene Wille in den Schriften Lists. Er sucht sie für Deutschland im Anschluß an England, dessen Vormachtstellung er nicht nur auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und technischen Lebens bewundernd anerkennt. Aber Deutschland unter England zu stellen, kommt ihm dabei so wenig in den Sinn, daß er die Möglichkeit ins Auge faßt, eine Möglichkeit allerdings, die er aufs tiefste beklagen würde, daß in Deutschland der Ruf populär werde: Carthaginem esse delendam.

Dieser Schicksalswendung glaubte er durch die Aufklärung Englands über die Bedeutung Deutschlands vorbeugen zu

können. Und hierbei weist List auf eine Seite unserer inneren Entwicklung hin, die deutlich zeigt, wie schon damals in Deutschland der Gedanke lebendig wurde, Hilfe für sich nur bei sich selber, in der Ertüchtigung seiner Staatsbürger zu suchen. Der äußere Zwang warf die deutsche Entwicklung herum, alle ihre Kräfte zunächst der inneren Entfaltung zuzuführen. Mit dem Mittelstande habe der Adel angefangen, einzusehen, „nur in der Einheit der Nation und in einer vollständigen Organisation liege die Garantie seiner künftigen Existenz". Dieses Mittel „einer vollkommenen politischen und ökonomischen Organisation" wird für ihn Ziel und Zweck, und wir können heute nur sagen: auch hier erfaßte er wie kein zweiter die deutsche Zukunft und ihre Notwendigkeit.

Deutschland hatte angefangen, sich auf sich selber zu besinnen, und angestachelt wurde es auf diesem Wege durch „die Nachwirkung der Thiersschen Demonstrationen von 1840" und die „näher und näher rückende Gefahr, das Opfer der Vergrößerungssucht seiner kontinentalen Nachbarn zu werden". Darum empfand man die Handlungsweise Englands als empörend, um so mehr, als nicht nur das deutsche Schutzsystem jeden neuen industriellen Erfolg zu einer „handgreiflichen und praktischen Demonstration von dem großen Vorteil der nationalen Einheit" mache, der wirtschaftliche Fortschritt demnach durchaus ins Politische wirke und wirken müsse, sondern als auch „der publizistische und parlamentarische Kampf, den die Nation als ein Ganzes zu führen habe", „die Deutschen aus dem ihnen infolge jahrhundertelanger politischer Untätigkeit angewachsenen Phlegma aufzurütteln, sie ihres philisterhaften Partikularismus zu entwöhnen und sie zur Diskussion nationaler Angelegenheiten und zur lebhaften Teilnahme an der Weltpolitik zu gewöhnen" beginne.

Gewiß sprach hier die ganze wunscherfüllte Seele des großen Mannes zum englischen Volke; er wies darauf hin, wie es ein Bestreben der feindlichsten Art sei, wenn England fortfahre, aus Deutschland eine industrielle Provinz machen zu wollen; er fragte, ob es weise sei, „dergestalt gegen eine Nation zu handeln, die in allen übrigen Beziehungen mit England mehr sympathisiert, als jede andere Nation der Welt, deren Sympathien England wün-

schenswerter und wertvoller sein müssen als die jeder andern Nation, und welche gern mit Herz und Hand zu England hielte, wenn nur England sie prosperieren lassen wollte, in dem Grad und auf die Weise, wie die größten Feinde Englands prosperieren".

In England aber verstand man die Sprache des Staatsmannes nicht, der auf die Zukunft beider Völker Rücksicht genommen wissen wollte, der die „moralischen und die höheren politischen Wirkungen" in Erwägung zog und sich die Frage stellte, ob durch die getroffenen Maßregeln Länder, „die durch ihren beiderseitigen Vorteil auf die innigste Allianz angewiesen sind, moralisch entzweit oder vereinigt werden". In England hatte die kurzatmige Nützlichkeitsphilosophie und Augenblickserfolgtheorie angefangen, die Politik zu beherrschen. Blieb diese Politik am Ruder und erstarkte sie, mehrten sich mit ihr die Schäden, die sie schon damals der Krone Preußen in kleinlicher Denkweise zuzufügen begonnen hatte, so sanken die Hoffnungen Lists zu Boden, und aus den Nebelwolken solchen Herbstes mußte, wenn Deutschland auf seinem Wege fortging, der erschreckende, aber unweigerliche Befehl emporsteigen: Carthaginem esse delendam.

VI. Die Romantik in Geschichte und Politik.

List und die Bureaukratie. — England gegen die Existenzsicherung Deutschlands. — Nationalgötter und Christentum. — Der Völkerkampf und die Kirche. — Züchtung — Erziehung. — Stahl. — Politische Dialektik. — Die preußische Forderung. — Friedrich Wilhelm IV. — Hegel. — Seine Anhänger und Widersacher. — Seine Geschichtsphilosophie. — Der Gedanke des „auserwählten Volkes". — Weltgeist und Nationalgottheit. — Einerleiwerden und Einigwerden. — Die Altersstufen und ihre Wirkung im Entwicklungsleben der Völker.

Als Friedrich List das große Bild unserer und der europäischen Zukunft entrollte, als er voll innersten Dranges seinen Weitblick bis zur höchsten Klarheit spannte: erging über ihn in hoher Diplomatenwelt nach Preußen das Urteil, der Mann sei für ein paar Taler zu haben. Ihm selbst brauchte dies Urteil nie zu Ohren zu kommen; nur auf eine derartige Gesinnung zu stoßen, genügte vollkommen, um ihm den Abgrund zwischen dem idealen Gedanken, der seine Lebensarbeit erfüllt hatte, und der Wirklichkeit zu offenbaren. Diese Meinung von ihm und über ihn — als der Ertrag seiner rastlosen Arbeit: wird da nicht der ungeheure Sturz erklärlich, der sein Empfinden aus dem kühnsten Optimismus in die tiefste Verzweiflung hinabwarf? Und sprach er nicht sein eigenes Todesurteil und Schicksal aus mit den fast letzten Worten, die wir von ihm haben und womit er noch einmal dem Feinde seines Lebens — der Bureaukratie — gegenübertrat? „Eine Macht, die, selbst ohne Geist, auf den Nationalgeist keinen Wert legt und wo sie hintritt, alles Gras verdorren macht." Empfand nicht ein größerer als List, Bismarck, diese Macht noch gleich ihm? Und war es nicht etwa die Bureaukratie, die Preußens Entwicklung am Boden, die auch seinen unglücklichen König in Banden hielt und die verschwand, als die gegen sie gerichtete Revolution kam, so daß Volk und König in hartem Anprall aufeinanderstießen? Sieht man da nicht, wie eine Lebensgemeinschaft Fürst und Volk umschlingt, und wie jede besondere und abgesonderte Existenzsicherung, die man dem Fürsten verschaffen möchte, seine Existenz nicht sichert, sondern gefährdet? Fürst und Volk als nationale Einheit — das steht zusammen und kämpft zusammen gegen Tod und Teufel; Fürst und Volk als Zweiheit — das steht gegeneinander und kämpft gegeneinander auf Tod und Teufel. Es ist so und bleibt so, denn keine Weisheit vermag die Notwendigkeit zu ersetzen, daß der Fürst seines Volkes sicher sein muß, daß aber auch das Volk seines Fürsten sicher sein muß, weil ein Argwohn fremder Interessen sein Empfinden entzweit. List hoffte auf Friedrich Wilhelm IV. Aber der König war umstellt, und so oft er seine Minister auch wechselte, die Bureaukratie blieb ihr einziger Lieferant. In ihren Kreisen aber fiel jenes Urteil über ihn. Was hatte er da zu hoffen? Hatte er doch in der größeren Emanzipation von der Bureaukratie die Hauptwirkung des konstitutionellen Lebens erkannt und wußte er doch, daß man in verfassungsmäßigen Staaten die Nationalkraft besser kannte und den Wert des Nationalgeistes höher schätzte. Und noch war es fraglich, ob die preußische Entwicklung den Weg zu diesem Ziele finden würde! Wie weit war da der Weg bis zur Erfüllung seiner ersten Hoffnung, wie weit erst für diesen Mann, dessen Seele

schon seit mehr als 25 Jahren in der heißesten Flamme der Ungeduld brannte!

Noch einen kurzen Blick möchte ich aus unserer heute so furchtbar ringenden Welt auf die Grundgedanken der Listschen Zukunftspolitik zurückwerfen. Wir wissen: England soll die Weltdinge organisieren; dazu muß es das Mittelreich in Ägypten schaffen. Ihm droht Gefahr von zwei Seiten: von Rußland, das mit seinen asiatischen Plänen zu gleichem Ziele drängt: Herrschaft über Kleinasien, Syrien, Persien bis zum indischen Reiche Englands. England soll daher von Deutschland unterstützt werden durch die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die europäischen Siedlungsgebiete der Türkei, also über die Balkanländer. So hätte sich die deutsche Macht zwischen England und Rußland hineingeschoben. Wir wissen, daß heute ähnliche Gedanken im Schwange sind, nur mit dem einen Unterschiede, daß Deutschland nicht im Gegensatze zu den Balkanvölkern und der Türkei, sondern im Bunde mit ihnen die Erweiterung seines Einflußgebietes erstrebt. Es will nicht herrschen, sondern es will seiner Ordnung und seiner Kultur Freunde gewinnen. Und wenn man dabei sagt, vor allem verfolge Deutschland dabei wirtschaftliche Ziele, so ist das nur halb wahr, denn Deutschland verfolgt das Ziel seiner Existenzsicherung. Es ist eine harte Logik und eine unerschütterliche weltgeschichtliche Entwicklung: England stellte sich Deutschland in den Weg, als es auf der Bahn der Kolonisation Unterkunft und Lebensmöglichkeit für seine sogenannte Übervölkerung suchte. Deutschland verzichtete mehr und mehr auf die Ausfuhr von Menschen; diese verlegten sich auf die intensivste Schaffung von Waren; Deutschland schickte sie auf den Weltmarkt, seine Waren eroberten ihn: da rief England die Völker auf, die deutschen Warenanfertiger totzuschlagen. Also weder sollte Deutschland für seine Kinder Land gewinnen draußen in der Welt, noch sollte Deutschland durch Warenexport die Existenzsicherung seiner steigenden Bevölkerung gewinnen. Was hätte demnach Deutschland tun sollen, um England nicht zu mißfallen? Entweder die Lehre des Engländers Malthus befolgen und das Kinderzeugen einstellen oder beschränken — oder seine Kinder als schutzlose Auswanderer in die Fremde schicken, um anderer

Völker Herrschaft damit zu verstärken! Das heißt: Deutschland hätte darauf verzichten sollen, seine Existenz sichern zu wollen; und da Deutschland das nicht konnte und wollte, so ist der Aushungerungsplan Englands nur als die brutale Spitze eines Gedankenganges anzusehen, den England nicht erst seit gestern, auch nicht erst seit Eduard VII., gegen Deutschland hegte. Wie aber der englische Aushungerungskrieg Deutschland zwang, seine Wirtschaft ganz auf sich selber zu stellen und alle inneren Quellen zur eigenen Stärkung zum Fließen zu bringen, so hat schon vorher Englands mißgünstiges Widerstreben gegen die Entwicklung des deutschen Volkes dieses gezwungen, am Widerstande seine Kraft so lange zu stählen, bis sie tüchtig und stark genug wurde, den Widerstand zu überwinden. So war Englands Streben gleich jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; während es an unserer Vernichtung zu arbeiten glaubte, arbeitete es an unserer Erstarkung. Der ungeheure Blutzoll aber, den auch diese Entwicklung wieder von uns forderte, enthebt uns der Dankespflicht gegen England, die zu erfüllen wir seit den Tagen Lists bis in die jüngste Vergangenheit vielleicht allzu bereit waren.

Wie die Dinge heute liegen, das konnte „man" schon im Jahre 1846 sehen, daß sie einmal so liegen würden und müßten. Aber „man" sah es nicht, „man" wollte es auch nicht sehen; nur List sah es, und dieses entsetzliche Nur, diese ungeheure Einsamkeit eines für sein Volk im Tiefsten und Höchsten begeisterten Mannes innerhalb dieses Volkes — das war sein Tod. List mußte sterben. Nicht die englische Mißgunst, sondern der deutsche Stumpfsinn mordete ihn. Wohl niemals in der Geschichte aber hat sich die Mißachtung des eigenen Genius und die Anbetung fremder Götzen grausamer gerächt als in diesem Falle.

Hier müssen wir einen Augenblick Halt machen und uns besinnen. Nicht nur bei Wilhelm v. Humboldt finden wir die für unanfechtbar gehaltene und geltende Meinung, daß im Gegensatz zu den Alten, wo die Religion mit der Staatsverfassung innigst verbunden gewesen, die christliche Religion statt der ehemaligen Partikulargottheiten der Nationen eine allgemeine Gottheit aller Menschen gelehrt habe. Damit habe sie die trennenden Mauern zwischen den Menschenstämmen umgestürzt und den Grund aller

wahren Menschentugend, Menschenentwicklung und Menschenvereinigung gelegt. Diese Meinung gilt so als allgemeine Wahrheit, daß man schon gar nicht mehr fragt, ob denn diese Meinung auch durch die Erfahrung als wahr bestätigt wird. Fragt man aber nach dieser Seite, so stellen sich sehr gewichtige Bedenken gegen die Wahrheit dieser Meinung ein. Und zwar wissen wir heute, daß ohne Individualisierung überhaupt kein Fortschritt möglich ist, auch kein Fortschritt in der Kultur. Wir wissen ferner, und die Geschichte bestätigt es 2000 Jahre lang von Seite zu Seite, daß die „Genien" der Völker und Individuen sich gegen diese „Allgemeingottheit" zur Wehre setzten, und daß sie in diesem Kampfe um ihre „Nationalität", d. h. um ihre Besonderung, bis heute nicht unterlagen.

Ganz abgesehen davon, daß der Kampf für die Lehre der allgemeinen Menschengottheit und für die „Reinheit" dieser Lehre im Laufe der Jahrtausende Millionen blutiger Menschenopfer gefordert hat — der Kampf für eine Gottheit obendrein, die alle blutigen Opfer der Sage nach abgeschafft wissen wollte —, ist auch in diesem letzten und schwersten Menschenringen auf allen Seiten jene Gottheit und ihre Lehre so vollkommen ausgeschaltet, daß bei einigen der kämpfenden Völker die Heiligsprechung des Egoismus auch wörtlich stattgefunden hat, während andere um ihr egoistisches Streben immer noch heuchlerisch den zerfetzten Mantel der „Menschlichkeit" zu decken streben und wiederum die Kirche und ihre Wortführer die allgemeine Verwirrung benutzen, um für sich „im Trüben zu fischen". Einen größeren und allgemeineren Bankerott, als ihn die christliche Kirche jetzt bei all diesen ihr anhängenden Völkern erlebte, hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben. Alle diese Völker widersprechen durch ihr Verhalten und ihre Taten bis ins einzelne der Religion, zu der sie sich bekennen, und diese erlebte ihre vollste Ohnmacht, die nationalen Leidenschaften auch nur in gewissen Schranken zu halten. Bei einer solchen Lage der Dinge, deren Wirklichkeit niemand zu leugnen vermag, der offenen Auges in die Welt sieht, erscheint doch die Frage berechtigt, ob da nicht nur eine Besinnung nottut, oder ob die neue Be-Sinn-ung der Geschichte und der künftigen Entwicklung nicht das erste und oberste Erfordernis ist?

Humboldt wußte es, wie wir alle es wissen, daß der sittliche Mensch gebildet werden muß. Als Mittel der Bildung nannte er das „Anschauen hoher moralischer Vollkommenheit, den Umgang im Leben, das zweckmäßige Studium der Geschichte und endlich das Anschauen der höchsten, idealischen Vollkommenheit im Bilde der Gottheit". Humboldt geht dabei von der Annahme aus, daß „alle Bildung ihren Ursprung allein in dem Innern der Seele hat und durch äußere Veranstaltungen nur veranlaßt, nie hervorgebracht werden könne". — Wir kennen diese Lehre und hielten sie stets derjenigen von der Notwendigkeit äußerer Werkheiligkeit als die ausgesprochen protestantische entgegen. Und dennoch: die Bildung, die da bezweckt wird, ist eine rein innere, und sie wird durch innere Mittel angestrebt. Es kann also aus dieser Art nichts anderes als die Bildung der Gesinnung und des Bewußtseins hervorgehen. Der innerlich gestimmte und der theoretisch gebildete Mensch wäre das nächst zu erwartende Ergebnis. Wo aber bleibt der könnende und handelnde Mensch? — Sicherlich bedarf es da also auch einer Übung zur Tugend und Tüchtigkeit, und aus dieser einfachen Tatsache bezog und bezieht die Lehre von der Askese stets eine Art von Rechtfertigung.

Wenn Humboldt nun gar noch weiter dartut, daß nicht jedermanns Auge zum Anschauen der höchsten Vollkommenheit im Bilde der Gottheit tauge, und daß diese Vorstellungsart nur da wirksam sein könne, „wo sie mehr von selbst aus dem Innern der Seele hervorgeht, als von außen in dieselbe gelegt wird"; und wenn er hieraus folgert, daß die „Wegräumung der Hindernisse, mit Religionsideen vertraut zu werden" und die „Begünstigung des freien Untersuchungsgeistes" die einzigen Mittel seien, deren der Gesetzgeber sich bedienen dürfe, während er, wenn er weitergehe und die Religiosität direkt zu befördern oder zu leiten suche, wenn er gar gewisse bestimmende Ideen in Schutz nehme und statt wahrer Überzeugung Glauben auf Autorität fordere, das Aufstreben des Geistes verhindere und die Entwicklung der Seelenkräfte hemme: so erkennen wir hier nur wiederum, daß Humboldt in dieser frühen Schrift den rein protestantischen, den antikirchlichen Standpunkt rücksichtslos behauptete. Ja, wir möchten die Erkenntnis dieser Seite der Sache noch durch die

Erinnerung daran steigern, daß der Autoritätsglaube die Selbstverantwortlichkeit des Individuums vernichtet, und daß er damit die höchste sittliche Kraft, deren es fähig sein könnte, lähmt.

Vor allem bemerkenswert ist uns jedoch die Betonung der Notwendigkeit der individuellen Erziehung, denn auf die Entfaltung und Förderung der Selbsttätigkeit in Glauben und Urteilen und Handeln hat Humboldt den Blick gerichtet.

Dann aber umschließt seine Meinung von dem ausschließlichen Werte der inneren Bildung und seine Anschauung, daß alle Bildung ihren Ursprung allein in der Seele habe, den Keim eines ganz modernen Gedankens: den Gedanken der Züchtung. Alle spätere Züchtigung und Zucht kann eine verfehlte Züchtung und ihre Wirkung nicht umkehren; die wahre Rechtschaffenheit kann letzten Endes nur aus der Rechtgeschaffenheit hervorgehen: auf diese Anschauung einer späteren Zeit fällt durch die Darlegungen Humboldts ein so schicksalsschwerer Ton, daß wir uns ihnen nicht ohne weiteres entziehen können.

Führte die Bewegung der Reformation schon ganz von selbst zu einer instinktiven Auslese der beweglicheren Volkselemente, und wurde eine solche noch gefestigt durch die Ausschließlichkeit, womit aus eigenem Triebe und durch den Zwang der Not die protestantischen Teile sich von den andern Teilen des Volkes absonderten; so trat nun zu diesem instinktiven Handeln die philosophische Einsicht der Aufklärungszeit und der ihr nachfolgenden Epoche, wo wir, außer bei Humboldt, auch bei andern der Anschauung begegnen, daß die Erziehung und Charakterbildung des Individuums schon vor der Geburt einzusetzen habe, ja, daß in der Zeugung selbst der erste Akt der „Erziehung" liege. Wir wissen, wie die neue Naturwissenschaft diese Erkenntnis sicherte und erweiterte, so sehr, daß uns heute sogar das Problem beschäftigt, untaugliche Individuen zum Wohle des Volkes und seiner Tüchtigkeit von der Fortpflanzung auszuschließen. So erhalten wir auch hier die aufsteigende Reihe vom instinktiven Handeln zu philosophisch-poetischer Ahnung, von ihr hinauf zum wissenschaftlichen Erkennen und zu dem von ihm durchleuchteten Streben, auf das Handeln bildend und bessernd einzuwirken.

Stellte sich Humboldt zu Anfang seiner diesbezüglichen Darlegungen noch auf den traditionellen Standpunkt, und führte er dabei an, das Christentum habe die trennenden Mauern zwischen den Menschenstämmen umgestürzt, während doch die Geschichte beweist, daß das Papsttum mit der Zeit selbst und für eine lange Zeit zum rein italienischen Fürstentum wurde; und das Christentum habe den Grund aller wahren Menschentugend gelegt, wobei diese Menschentugend als etwas Bekanntes nicht näher charakterisiert wird: so nennt er nun, nachdem er sich in seinen eigenen Gedanken durchgerungen, „die erste und einzige Tugend des Menschen" mit Namen, und sie heißt nicht christlich: Glaube, Liebe, Hoffnung, und sie heißt auch nicht universalistisch-romantisch humanité (Menschlichkeit), sondern sie heißt: Energie. „Was des Menschen Energie erhöht, ist mehr wert, als was ihm nur Stoff zur Energie an die Hand gibt[1])." „Alle Varianten in der Erfüllung des Seinsollenden haben ihren Ursprung in dem Kraftwerte des Individuums", sagt Ratzenhofer, „wonach es sich aus dem gesunden oder kranken Keim, je nach den äußeren Einflüssen, zu einer gesunden oder kranken Individualität entwickelt."

An diesen scheinbar fern hergeholten Einflechtungen erkennen wir, wie sehr das staatliche und nationale Werden in Deutschland nach der ethischen Seite hin belastet war. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" — das war schnell gesagt; es war gleichsam eine Trikolore, die man fanfarisierend und fanatisierend in der Luft schwang. In Deutschland dagegen hatte Kant das Pflichtgefühl auf den Thron erhoben, und von ihm aus mußten alle Wege und Seitenwege der individuellen und staatlichen, der egoistischen und sozialen Entwicklung durchleuchtet werden, bevor an die bewußte Schöpfung des staatlichen Gesamtlebens herangegangen werden konnte. Es galt, für Deutsche den deutschen Weg zu finden; es galt, ihn theoretisch zu sichern und praktisch zu wandeln, wenn das deutsche Volk seine Weltaufgabe erfüllen sollte.

War es da wohl ein Wunder, daß man einem List nicht nur in den Kreisen der preußischen Bureaukratie nicht zu folgen vermochte? Daß man den heidnischen Nationalstolz der Franzosen

[1]) List schließt sein großes Werk mit dem Satze: „und alles, was von seiten der Regierungen .... erforderlich sein wird, läßt sich in ein einziges Wort fassen — es heißt — Energie".

für Sünde hielt; daß man zögerte, sich von der deutschen nationalen Bewegung in die scheinbar gleichen Bahnen locken zu lassen? Daß man es in den Kreisen um Friedrich Wilhelm IV. nicht zu erkennen vermochte, wie die innere Zerfahrenheit der Gedanken, dieses Schwanken zwischen sogenanntem Heidentum, einem romantischen Christentum und der Tradition preußischer Machtpolitik „in sich den Keim zu einem politischen Quietismus und Relativismus barg, der ihre Köpfe und Hände, wenn es zu kämpfen und zu handeln galt, lähmen konnte" — und dann auch wirklich lähmte? Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir Meinecke zustimmen, wenn er sagt: „Und so ist die Geschichte Friedrich Wilhelms IV. und seines Kreises ein großartiger Zersetzungsprozeß, der in den dreißiger Jahren beginnt, in den Revolutionsjahren seinen Höhepunkt erreicht, aber auch nach der Zurückdrängung der Revolution weitergeht bis zur Auflösung und Umbildung dieser ganzen Richtung durch das Zeitalter Bismarcks."

In diesen Kreis, der von Haller und dann von Radowitz beeinflußt wurde, zwei Männern, die ja im Innersten eigentlich den Staat seinen Zwecken entfremden und fremden Zwecken dienstbar machen mußten, trat nun der konvertierte Jude Stahl. Aus seinem Elternhause nahm er das mit ins Leben, was man „religiöse Gewissenhaftigkeit" nennt, und auch darin kam ihm der Protestantismus entgegen, daß er im Urgedanken mehr eine Lehre, als eine Kirche, daß seine Priester Lehrer, nicht Seelsorger sein sollten, zwei Hauptpunkte, worin Judentum und Protestantismus einander näher stehen, als Judentum und Katholizismus. Im Protestantismus hinwieder gewannen gerade die germanischen Elemente des Christentums, die Ehre und die Männlichkeit, seine Neigung. Aber Bunsen erkannte in ihm die Mischung: „scharfe Auffassung und Darstellung eines ihm fertig übergebenen Zustandes in Kirche und Staat, Schellingsche Ideen, echt jüdische Schärfe und Klarheit, gute politische Gesinnungen und ein christliches Herz". Alle diese Eigenschaften stellte er in den Dienst seines Willens, und der war und blieb, ob konvertiert oder nicht konvertiert, orthodox, rein konservativ, ja darüber hinaus antirationalistisch, antirevolutionär. Stahl, von seinem nicht ohne

Ehrgeiz gepflegten Gegensatze zu Hegel ausgehend, kam folgerecht auf die Bahn, wo nur der weitere Abbau der deutschen Geistesentwicklung zur Aufgabe werden konnte. Die Existenzsicherung des Staates suchte er in seinem Charakter als „göttliche Institution", die Existenzsicherung der Dynastien in ihrer Bestimmung „durch Gottes Führung", die Existenzsicherung der Kirche in der „tieferen Einheit" mit dem Staate, die Existenzsicherung der Religion in dem Schutze des Staates.

Aus dem göttlichen Charakter des Staates und Fürsten folgerte Stahl — wir stehen in der Zeit des Kampfes um die Teilnahme des Volkes an den Staatsdingen —, daß eine ständische Verfassung immer nur vom Fürsten geschaffen werden solle, sie müsse oktroyiert sein. „Konstituierung der Verfassung... sei eine der krassesten Äußerungen des Prinzips der Volkssouveränität." — Da haben wir nun das ganze Bündel der Schlagworte hübsch beieinander, und wenn wir sie hören: Oktroyierung, Konstituierung, Volkssouveränität —, und wenn wir auch die damalige Bildung des deutschen Volkes recht hoch annehmen wollen: so möchten wir doch dahin urteilen, daß von zehn ausgewachsenen Deutschen kaum Einer klipp und klar hätte sagen können, was denn damit gemeint sei. Und selbst wenn man gewissenhaft die Meinungen der Hochgebildeten befragt, so bleibt einem die Empfindung nicht erspart: recht viel „Theorie", recht viel Konfusion, recht viel jüdisch-abstrakte Dialektik und Advokatendeutsch. Das redet immer um die Form, selten um den Inhalt, und während man in den oberen Kreisen Begriffe spaltet, gerät der Staatskarren gründlich in den Dreck. Erst da wird es verschiedenen Augen offenbar, daß, mag immerhin der und jener glauben, was er will, die Sicherung der staatlichen Existenz nicht nur Rede, sondern die Tat verlangt.

Stahl sprach es damals in seiner juristisch-formalen, jeder lebendigen Entwicklung fremden Art aus, daß „die evangelische Kirche nicht der Verein aller wohlmeinenden, nach Wahrheit forschenden Menschen sei, sondern die Gemeinschaft im Glauben an das Evangelium". Die Heilige Schrift war für ihn „die alleinige authentische Darlegung der göttlichen Offenbarung und des göttlichen Gebotes". Und trotzdem Stahl dieses alles so genau wußte,

wußte er nach dem Vorwurfe Ludwigs von Gerlach nicht, „daß der ewige Gott König von Preußen — im staatsrechtlichen Sinne — war". Gewiß liegt eine große Kraft in solchem Glauben, aber ein Friedrich der Große, ein König Wilhelm selbst wären mit solcher Anschauung nicht viel weiter gekommen, als Friedrich Wilhelm IV. Wie sich diese Anschauung wandeln muß, um Tat zu gebären, kann vielleicht der Ausspruch eines preußischen Altadeligen dartun, der auf den Vorhalt, daß man dem Westen nicht mit orthodoxem Protestantentum und all den theologischen Hirngespinsten kommen dürfe, zur Antwort gab: „Ach was, das Zeug kümmert uns auch nicht; ich glaube an einen Gott, und der hat den preußischen Helm auf dem Kopfe." Sicher ist, daß die Dornenkrone Christi mit dem preußischen Adlerhelme äußerlich keine Ähnlichkeit hat, aber ebenso sicher auch, daß es keinen energischeren und drastischeren Ausdruck für die Tatsache geben kann: der höchste Wille des Volkes ist die Gottheit, die sein Leben und Tun leitet und beseelt. Die höchsten Wünsche der Völker — das sind ihre Götter, so hat Feuerbach es gelehrt, und die Deutschen wußten es längst, als sie Osci, den Wunsch, zu ihrem Gotte machten. So lebendigem Empfinden aber steht Stahl und mit ihm so viele der damaligen Theoretiker gänzlich fern. Vor geschlossene Fragen gestellt war daher ihre Antwort meist aus der Reflexion geschöpft, das heißt relativ, unsicher, unentschieden und wie gelähmt. Man fühlte die Unsicherheit der Existenz auf allen Gebieten. Man wollte ihr begegnen, und dabei fiel man in den Kreisen dieser romantischen Politiker stets in die Bahnen der Vergangenheit zurück, die sich doch deutlich und erkennbar genug als die unsichersten ergeben hatten. Der positive Wegweiser in die Zukunft: Friedrich List, galt ja als Phantast, Schwärmer, Scharlatan. Und doch war die Weise dieses preußischen Rattenfängers so eindringlich gewesen, daß man sich ihr durchaus nicht gänzlich zu entziehen vermochte. Welche Abstände aber da zu überwinden gewesen wären, erkennt man deutlich aus den „politischen" Konstruktionsplänen, die Meinecke aus den Gedankengängen Friedrich Wilhelms IV. mitteilt.

Dieser Preußenkönig suchte die Sicherheit seines Staates in der Möglichkeit einer Wiederherstellung des römisch-deutschen Kaiserreichs, das eine „große Realität" für ihn war. Er wollte

sich Österreich freiwillig unterordnen; er dachte an die „Herstellung eines Reichsverbandes unter Konkurrenz des Papstes". Dann stieg er zu dem Ideale auf: ein großes Bündnis aller europäischen Staaten mit dem deutlich vorgezeichneten Zweck, gegen jeden ungerechten Anspruch, jeden Friedensbruch die gemeinsamen Kräfte zu kehren. Dazu dann der weitere Gedanke, den schon Görres vertreten hatte, „den König von Preußen zum Erzfeldherrn des Deutschen Reiches zu machen".

Nehmen wir diese Gedanken einmal auf, wo wäre dann ein Friedrich II. mit seinen „ungerechten Ansprüchen" auf Schlesien, wo mit seinem „Friedensbruche" hingeraten? Wohin Bismarck im Jahre 1864 und 1866? Und weiter: wenn ein Friedrich der Große den Gedanken faßte, Erzfeldherr des Reiches zu werden, so wäre das eine Stärkung der preußischen Existenz in dem damals noch bestehenden Deutschen Reiche gewesen. Jetzt aber bestand dieses Reich nicht mehr. Der Preußenkönig hätte es zugunsten Österreichs erst wieder mitschaffen müssen. Und daß neben diesem Könige dann „unter Konkurrenz des Papstes" alsbald ein kaiserlicher Kriegsminister oder Generalstab erschienen wäre, ist nach dem, was wir im Jahre 1859 bei dem Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges an kunterbunter und ultramontaner Stimmungspolitik in Deutschland erlebten, nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern so gut wie sicher. Radowitz ließ diesen König vor fremden Göttern beten, als er ihm in seinen „Neuen Gesprächen" die Worte in den Mund legte: „Ich erkenne die Herstellung eines wahren Gemeinwesens als eine gerechte Forderung der Nation und als eine wahre Mission für Preußen. Aber höher als dies, höher als alles steht mir das göttliche Gebot, daß ich meine Hand nicht ausstrecken darf nach fremdem Gut." Kann man sich eine schlimmere Lähmung des wahrhaftigen „Gotteswillens" durch einen eingebildeten, fremden denken? Die ganze Forderung der Nation wird anerkannt, die geschichtliche Berufung Preußens wird erkannt, und dennoch hinderten „seine Pflichten als christlicher König" den Monarchen an der Erfüllung des Gebotes, das die Zukunft gab. „Die Einigung der Nation" — „die Pflichten als christlicher König" — „liegen so weit auseinander als Himmel

und Erde." Zieht man ebenso rein theoretisch die Folgerung aus solchem Streite der Pflichten, so muß man sagen: für den Preußenkönig gab es keinen andern Weg als den der Abdankung. Diesen Schluß aber zog Friedrich Wilhelm IV. nicht. Politischer Romantiker, wie hätte er gerade in diesem Punkte entschieden, entschlossen, real sein sollen und können?

Wenn man nun in die damalige Welt und in die geistigen Kämpfe hineinsieht, so fällt einem auf: ein Marx ist Hegelianer; Proudhon ist Hegelianer, während Stahl, der konservative Romantiker, sich gegen Hegel wendet, Schopenhauer, der Pessimist, in Hegel gar den Scharlatan sieht. Es ist nun gar nicht unsere Absicht, hier in eine tiefgründige Untersuchung der Lehre Hegels einzutreten, ganz abgesehen davon, daß das bei einem so heftig umstrittenen Manne und seiner Lehre eine Vermessenheit wäre, wenn man nicht selber dieses Problem „Hegel" zu seinem speziellen Studium gemacht hat. Sicher ist aber das Eine, daß die damals hervorragenden Geister fast alle in irgendeiner Art von ihm beeinflußt erscheinen, und daß sich dabei die Tatsache ergibt: die vorwärtsdenkenden Geister stehen zu ihm, die rückwärtsdenkenden und verzagenden stehen gegen ihn. In irgendeiner Weise werden wir daher Hegel auch hier zu berücksichtigen haben. Aber es soll und kann nur geschehen vom Standpunkte der Anschauung, den abstrakten Standpunkt überlassen wir dabei so weit als möglich sich selbst oder den zu seiner Betrachtung und Behandlung Berufenen.

Mit der Einnahme des Standpunktes der Anschauung, wozu wir als Historiker verpflichtet sind, treten wir indessen gleich zu Anfang in einen Gegensatz zu Hegel, der hineindringt bis in seine letzten Prinzipienfragen. Sein erstes metaphysisches Prinzip ist das Sein. Aus diesem geht ihm das Wesen, aus dem Wesen der Begriff hervor. So bildet die Frage: Wie kommt man von der Einheit zur Vielheit? — eine seiner obersten Fragen. Und er antwortet: Das reine Sein, in das Nichts übergehend, wird zum Werden oder Dasein. Damit hat er dann die gewünschte Vielheit. Wir umgekehrt kennen nur eine Vielheit der Erscheinungen. Sie geistig nicht nur, sondern auch in Wirklichkeit zur Einheit zu führen, ist das Streben der Geschichte, der Wissenschaft, der

Politik. Wir suchen im Leben alle nach der Auflösung der vielen Dissonanzen in eine Harmonie. Und da wir überall besondere Erscheinungen sehen und das reine Sein uns nirgendwo erscheint, so bildet eben das Leben selber das oberste Prinzip unserer Anschauung, das Leben mit seinen beiden Strahlseiten des Werdens und Vergehens; und da es selber doch nie vergeht, sondern nur in neuen und immer neuen Erscheinungen wiederkehrt, abstrahieren wir von ihnen aus auf ein Sein, „ruhend in der Erscheinungen Flucht", wovon uns aber nie anschauende, unmittelbare Kunde werden kann, da wir mit unseren Sinnen auf die Bewegung, auf das Werden in auf- oder absteigender Linie angewiesen sind und nur hier aus der Erfahrung unsere Erkenntnis schöpfen können.

Der Augenblick, wo wir sagen können: die Welt ist, wo wir sie also dem reinen „Sein", der ewigen Gegenwart zuweisen würden, müßte die Welt zum Stillstande, zur Erstarrung bringen. Der Augenblick des höchsten Seins wäre damit zugleich der Augenblick des Nichtmehrseins, des Todes. Sagen wir daher: das Leben ist, so sagen wir damit zugleich, daß das Leben getragen wird von der Bewegung seiner Erscheinungen, daß es nur sein kann durch Werden und Vergehen, daß es ein absolutes, von seinen Erscheinungen losgelöstes Leben nicht geben kann, daß dieses Absolute eben nur in der Abstraktion von den Dingen, als „Ding an sich" in unserer Idee existiert. Gott ist unsere oberste Abstraktion, sagt Jakob Grimm. Lassen wir ihn dort in seinem eigensten Reiche, so wird er wenig Schaden anrichten. Versucht man aber, das Absolute als Weltdirektor in die Wirklichkeit einzuführen, so erstarrt die Welt und das Leben, die nicht durch ein Absolutes, sondern durch ihre eigenen Gesetze zu regieren sind und regiert werden.

Hegel sah nun in der Weltgeschichte einen logischen Prozeß. Aber indem er ihn darzustellen sucht, kann er sein Schema nicht aufrecht erhalten, sondern er wird mehr und mehr gezwungen, der Wirklichkeit und der Anschauung Rechnung zu tragen. Und indem Hegel diese Wendung macht, finden wir ihn als Pfadfinder auch auf unserem Wege. Ganz sicher ist das Eine aus der Darstellung Hegels zu entnehmen, daß ein Wirkungsverhältnis zwischen Subjektivität und Objektivität besteht, und zwar derart, daß, je mehr

„das Objektive" in irgendeinem menschlichen Verhältnisse vordringt, um so mehr die Subjektivität ihrer schönen Natürlichkeit beraubt wird. Die Persönlichkeit verliert ihre Innerlichkeit, je mehr, wie in Rom, die schroffe Herrschaft des Staates sich über sie legt; sie wird zur „abstrakten" Persönlichkeit, für die, weil nach der Persönlichkeitsseite fertig, immer mehr nur die Erfüllung der sinnlichen Funktionen übrig bleibt. Von hier aus wird dann aber auch „das Objektive" vernichtet: „es wird in der Verehrung der römischen Kaiser das Unendliche zum Endlichen gemacht und umgekehrt das Endliche zum Unbeschränkten". Der „Gott" geht verloren, der Götze erscheint, und an diesem Wandel gehen Volk und Staat zugrunde. Auch hier kommt nun wieder die sogenannte Erlösung durch das Christentum. In Christus sei das Objektive wirklich geworden. Ebenso wirklich aber sei das Subjektive geworden, und zwar auf religiöser Seite in der Tiefe des germanischen Gemütes, auf der staatlichen Seite in der großen Freiheit des Individuums. Drücken wir den Gedanken etwas weniger philosophisch-scholastisch aus, so ist zuzugeben, daß die Lehre Christi die „Gotteskindschaft" allen Menschen zurückgab, also die Mittelbarkeit aufhob und die Unmittelbarkeit — theoretisch — wiederherstellte. Praktisch aber wurde diese Lehre erst, als sie zu Völkern kam, die noch „Kind" genug waren, so daß sie — was ja in einem vorgeschrittenen Altersstadium ein Experiment und meist ein nutzloses, weil unmögliches ist — nicht erst wie die Kinder zu werden brauchten. Hier war noch lebendige und schöpferische Subjektivität, hier noch staatliche Unverdorbenheit und staatliche Abneigung genug vorhanden, so daß die Alters- und Entsagungslehre des Christentums, als „das Objektive", ebenso genügenden Spielraum gewann, diese ungebändigte Natürlichkeit zu bekämpfen, zu brechen und zu unterwerfen. Die „Weltlichkeit aber reagierte" — die schöpferische Kraft des Germanentums war ja über fast alle Völker des Mittelländischen Meeres geflossen und hatte hier völkliche Neuschöpfungen bis zu einem gewissen Grade erzeugt — „gegen das neue geistige Prinzip des Mittelalters in dreifacher Form: 1. als Reaktion der einzelnen Nationen gegen das Frankenreich, 2. als Reaktion der Individuen gegen die Staatsgewalt (Feudalismus), 3. als Reaktion der Kirche gegen die Weltlichkeit, durch die jene

selbst weltlich wird. Als der Weltgeist überhand nimmt, tritt die Reformation ein, allerdings nur in der „reinen Innigkeit" der germanischen Nationen. Nach ihrer Lehre ist der Glaube eine Gewißheit, die der Heilige Geist bewirkt, der dem Individuum nicht nach seiner partikularen Besonderheit, sondern nach seinem Wesen zukommt, durch die es also ein wahrhaftes Subjekt wird, seinen partikularen Inhalt gegen die substantielle Wahrheit aufgibt. Damit ist das neue letzte Panier aufgetan, „die Fahne des freien Geistes". In Deutschland unterdrückt der Staat nicht die subjektive Freiheit, sondern hier versöhnt — gegenüber dem Verharren der romanischen Nationen in der Entzweiung — „die Freiheit des für sich seienden Selbstbewußtseins sich durch die protestantische Religion mit dem Staatsrechte".

Barth, dessen Darstellung wir hier folgten, betont nun gegen das Festhalten Hegels an der Formel, die Weltgeschichte sei zu begreifen „aus dem Drange des Geistes, das Absolute, d. h. sich selbst, zu finden", die tatsächliche Darstellung ließe sich viel besser fassen als Entwicklung des endlichen Geistes zum unendlichen, oder, wie wir es ausdrückten, aus der Vielheit zur Einheit, zur Harmonie. Und die Darstellung läßt sich so nicht nur viel besser fassen, sondern sie kann vom historischen Gesichtspunkte aus gar nicht anders gefaßt werden.

Schon trennt sich die Linie wieder, auf der wir, wenn wir die scholastische Art der Ausdrucksweise richtig verstanden haben, eine kurze Strecke mit Hegel zusammengehen konnten, und sie trennt sich auf Nimmerwiedersehen, wenn wir mit Meinecke und andern Hegel allzu wörtlich nehmen wollten, da, wo er davon spricht, daß mit jedem Volke ein neues Prinzip in die Weltentwicklung eintrete, woraus er dann seine „logischen" Folgerungen zieht. Aber wir wollen den großen Dialektiker nicht nur beim Worte fassen, da es bei solcher „Methode" nur zu leicht sich ereignet, daß in steriler Selbstverständlichkeit an sich lebensfähige Gedanken alsbald philosophisch entblättert und, anstatt ins Positive, Aufbauende, Fröhliche zu gelangen, Staub und Asche werden. Wenn also Hegel bemerkt, daß es in jeder Epoche der Weltgeschichte ein „weltgeschichtliches Volk" gebe als Träger der jeweiligen Entwicklungsstufe des allgemeinen Geistes, so lehnen wir diesen Ge-

danken nicht rundweg von Anfang an ab. Folgert er daraus weiter, daß ein solches Volk dadurch ein absolutes Recht bekomme, gegen das die Geister der andern Völker rechtlos seien; jenes sei darum auch das weltbeherrschende, so urteilen wir nicht mit Meinecke, daß Hegel die Völker gleichsam vor das Forum des absoluten Weltgeistes lade, der alsdann ideale Rechts- und Herrschaftsansprüche an sie austeile, sondern wir sagen zunächst: wenn hier wirklich jemand ist, der austeilen oder nicht austeilen möchte, so ist es nicht der absolute Weltgeist, sondern der abstrahierende Geist des Historikers. Er stellt das Nacheinander Hegels nebeneinander, Volk neben Volk, und urteilt sodann aus diesen „Tatsachen", die keine sind. Vor allen Theoretikern aber geht der Staatsmann vorher, der aus seinem lebendigen Kraftgefühl und aus der Erkenntnis des seinem Volke zu seiner Existenzsicherung Notwendigen seine Ansprüche und Rechtsforderungen stellt.

Wenn Meinecke weiter betont, dem rein historischen Empfinden müsse eine solche Klassifizierung und Bewertung der Nationen starr und unleidlich dünken, da der Historiker in jeder höher entwickelten Nation einen eigenartigen und unersetzlichen Wert der Geschichte erkenne, so steigt er damit auf eine Stufe der Objektivität hinauf, die an Abstraktion nicht weit unter der des „Weltgeistes" steht, der ja auch nur ein „rein historisches" Empfinden kennen darf. Dann aber verkennt der Historiker, daß der Philosoph hier eigentlich nur eine Volksmeinung zu formulieren und zu begründen suchte, die geschichtlich eine ungeheure Rolle gespielt hat: die Meinung nämlich, das „auserwählte Volk" zu sein. „Les Chinois et presque tous les peuples de l'Asie chantent, les Allemans rallent; les Espagnoles declament; les Italiens soûpirent, les Anglais sifflent. Il n'y a proprement que les Français, qui parlent." Nicht ein Franzose des 19. Jahrhunderts, gegen dessen Ende diese Nation vollends überschnappte, machte sein Volk zum alleinigen Hüter der menschlichen Sprache, sondern das Wort steht neben vielem andern in einem berühmten Büchlein aus dem Jahre 1673, das avec privilege de Sa Majesté erschien. Es ist bekanntlich die Zeit des „allerchristlichsten Königs", des roi Soleil, der mit Dragonaden und andern lieblichen Mitteln seine Auserwähltheit der Welt zu beweisen suchte. Spricht sich

in dieser volkstümlichen Formel doch nichts anderes aus, als eine Art historischer Selbstberufung oder Selbstüberhebung, einer Tatsache, womit der Geschichtschreiber trotz allem rein historischen Empfinden zu rechnen hat.

Und drittens wird dieses rein historische Empfinden und die Anerkennung jeder höher entwickelten Nation durchaus nicht dadurch gehindert, daß man für das 18. Jahrhundert etwa die hervorragende Eigenart der Franzosen, für das 19. diejenige der Engländer anerkennt, für das 20. aber die Vormachtstellung für Deutschland fordert, wenn man glaubt, daß die deutsche Art und der deutsche weltgeschichtliche Wert über diejenigen jener Völker hinaus zu steigen begannen.

Hegels Anschauung führe konsequent dahin, alle Individualitäten der Geschichte ihres Eigenrechtes zu berauben, sie zu bloßen bewußtlosen Werkzeugen und Funktionären des Weltgeistes zu machen. Zur Unterstützung seiner Meinung ruft Meinecke Ranke an, aber was Ranke sagte, war in einem Punkte anders. Alle Menschen wären bei Hegels Ansicht bloße Schatten oder Schemen, die sich mit der Idee erfüllten, und die aufeinander folgenden Epochen und Generationen der Menschheit würden an und für sich eine Bedeutung nicht haben. „Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst."

Dem stelle ich gegenüber, daß die „bewußtlosen Werkzeuge und Funktionäre des Weltgeistes" mit den „bloßen Schatten und Schemen, die sich mit der Idee erfüllten", nicht die gleichen Subjekte sein können. Meinecke widerspricht also nicht nur Hegel, sondern auch Ranke, denn dieser setzt bei seinen Menschen immer noch Selbsttätigkeit und Bewußtsein voraus. Dann aber wird in der Folge Ranke nicht minder mystisch als Hegel, da der Weltgeist mit seiner Idee und Gott mit seiner unmittelbaren Ausströmung in jede Geschichtsepoche sehr nahe Verwandte zu sein scheinen. Worauf es ankommt, ist doch einfach, ob wir eine allbeherrschende Idee in der Menschenentwicklung annehmen wollen, ob diese so mächtig ist und sein soll, daß neben ihr eine eigenartige Ausgestaltung und Entwicklung nicht mehr aufzu-

kommen vermag, nicht mehr aufkommen soll, oder ob wir der Entwicklung der Eigenart bei Mensch und Volk ein geschichtliches Recht zuerkennen und ob wir sie vielleicht als das Mittel gerade auch der Entwicklung der Menschenidee anerkennen müssen? Als Historiker und Protestant hielt Ranke an der Berechtigung der Eigenart und an ihrem Werte fest. Seine scheinbare Übertreibung, ihr Wert beruhe nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrem eigenen Selbst, ist eine bloß dialektische, da aus wertvollem eigenem Selbst aller Wahrscheinlichkeit nach auch Wertvolles hervorgeht, und da ferner der Wert eines Menschen, einer Epoche, einer geschichtlichen Eigenart doch nur an ihrem Wirken zu bemessen ist.

Einmal so weit auf dieses mysteriöse Gebiet abgekommen, daß trotz „Weltbürgertum und Nationalstaat" der Name Friedrich Lists uns fast verschwand, ist es nun notwendig, uns wieder hinauszufinden. Wir überlassen also den Weltgeist Hegel und Gott Ranke und fragen die Wirklichkeit. Geht ein Vernunftgedanke durch die Geschichte? Ja, wenn wir ihn aus der Reflexion über die vergangenen Zeiten oder aus dem Willen zur Zukunft hineintragen. Das klingt sehr subjektiv, ist es aber nicht, denn wir: das sind auch die Menschen der vergangenen Zeiten, die sich bei ihrem Tun und Handeln ja auch etwas gedacht haben, etwas Kleines oder Großes je nachdem, und darum kann es, an ihrem Denken gemessen, sehr gut auch objektiv einen Vernunftgedanken in der Menschengeschichte geben.

Da ist nun der Gedanke der Menschheit, der Menscheneinheit, der allem Drange der Natur nach Individualisierung und Mannigfaltigkeit entgegenläuft. Aber jedes weltgeschichtliche Volk hat jenen Gedanken der Menschheit einmal erwogen und zu erfassen versucht und nach seiner Verwirklichung — in seiner Art — gestrebt. Der kindlichste Schluß war: wenn ich die Welt erfülle und die andern Völker vernichte oder unterwerfe, mir unterwerfe, so ist die Einheit hergestellt. Die Art der Unterwerfung steht dabei erst in zweiter Reihe. Rein mechanisch durch äußere Gewalt: so versuchten es zum Teil die Perser, Mazedonier, Römer, Franken, Franzosen, Russen und zum Teil noch die Engländer. Aber bei den Franken trat neben die äußere Gewalt schon eine

Art innere Legitimation: die Ausbreitung der wahren Religion. Damit traten sie ihrem Hauptkonkurrenten, dem Islam, gegenüber.

Oder indem ich meinen Geist zum herrschenden, zum tonangebenden zu machen suche: „Gehet hin und lehret die Völker!"

Die erste Art wird der zweiten, der geistigen Bevormundung (Sprache, Literatur, Recht, Kunst, Mode u. ä.) nicht entbehren können; die zweite wird nie ganz auf die äußere Gewalt verzichten können, wie sie zum Teil sogar zu allergewaltsamsten Unterdrückungen geführt hat. Aber sie könnte doch wenigstens dabei bleiben: nicht daß ich eure Kräfte, eure Steuer- und Arbeitsleistung beherrsche, ist mir die Hauptsache, sondern daß mein Geist der Ehrlichkeit, Mannhaftigkeit, Wahrheit in euch herrsche und von euch anerkannt werde, das ist mir die Hauptsache. Auf solcher Grundlage und nur auf solcher ist eine Verständigung möglich, und ohne sie gibt es keinen Weg zur menschlichen Einheit und Harmonie, sondern nur einen zu einem Bunde von Raub- und Mordgesellen. Aus diesem Grunde können wir nicht einen Fortschritt darin erblicken, daß „Hegel das Vernunftdasein", das Fichte auf Erden schon angehen lassen wollte, „in die transzendente Sphäre verlegte", denn über die Welt hinaus dichtet doch bloß derjenige, der diese Welt und ihre Möglichkeiten nicht genügend kennt oder an ihnen verzweifelt. Damit soll aber wieder nicht gesagt sein, daß nun diese Dichtergedanken Hegels gänzlich falsch und unbrauchbar seien. Denn bei rechtem Lichte besehen, wie nahe steht da selbst sein Weltgeist dem einfachen und natürlichen Selbsterhaltungstrieb!

Diese Zusammenstellung erscheint verwegen, ist es aber durchaus nicht, sie ist es nicht mehr, als es die Erhebung des Wunsches zur Nationalgottheit ehedem war.

Steht nämlich ein Volk einmal auf einer geistigen und äußeren Machthöhe, so kann einem jüngeren, erst emporstrebenden Volke seine Existenz nur sicher erscheinen, wenn es sich mindestens zu der gleichen Höhe, auf der jenes andere Volk steht, emporarbeitet. Gelingt ihm das, so übernimmt es damit auch den menschlichen Vernunftgedanken in ganz natürlicher Form: ganz sicher wäre ich nur, wenn wir alle Eins wären. Wie aber wäre das zu machen? Der scheinbaren Wege bieten sich vor allem zwei:

das Einswerden zu erstreben durch ein Einerleiwerden, indem ich allen andern meine Art aufzwinge; oder das Einswerden zu erstreben durch Einigwerden, indem ich mich den andern verständlich mache und eine Verständigung mit ihnen suche. Dieser natürliche Prozeß, in die theologisch-anthropomorphe Sprache übersetzt, würde etwa nach Hegel so ausgedrückt werden können: „Es offenbarte sich mir der sogenannte Herr Weltgeist und forderte mich auf, meine nationale Entwicklung in den Dienst der Menschheitsidee zu stellen." Folgt ein Volk nun dieser „Aufforderung", so war das letzte und erste Motiv dazu doch die Sicherung seiner Existenz! Dazu kommt aber ein weiteres Moment hinzu. In seinem Emporwege hat ein Volk seine Höhe erreicht. Weiter hinauf trägt seine Kraft nicht mehr. Von diesem Gefühle wird ein Volksleben genau so durchdrungen, wie der einzelne Mensch von dem Gefühle des nahenden Alters durchdrungen wird. Will es nun über seinen Gipfel hinaus, hinter dem ganz unausweichbar der Niedergang — der äußere — einsetzt und einsetzen muß, trotzdem seine Werdelinien noch höher hinaufziehen, so kann es dies nur in geistiger, in ideeller und idealer Weise. Die Vergeistigung des Volkes, die einzige und wirkliche Euthanasie, setzt langsam ein; den Helden löst der Heilige ab; die Sicherung der geistigen Existenz beginnt die Sicherung der leiblichen Existenz zu überwiegen, und indem jene die Hauptsorge des Volkes wird, tritt es wirklich „in den Dienst der Menschheit". Die vielleicht anfänglich „materialistische" Sorge um die Existenzsicherung wird von einer idealistischen abgelöst, geht in sie über, so daß man von einer egoistischen oder altruistischen Motivierung nicht mehr sprechen kann. Aber wohlgemerkt, indem wir als historisch Betrachtende die einzelnen Entwicklungsstufen und Entwicklungsalter eines Volkes auseinanderhalten, treten für uns auch die theoretischen Gegensätze auseinander und enthüllen sich uns als normierende Regeln für die einzelnen Epochen des natürlichen Werdens. Und dabei lassen wir uns nicht durch Einwürfe beirren, in jedem Volksleben seien alle diese Erscheinungen, die wir verschiedenen Altern zuweisen möchten, egoistische, altruistische, idealistische, materialistische usw. kunterbunt und zu gleicher Zeit vorhanden, unsere trennende Darlegung stimme also nicht. Der Einwurf wäre ein

trivialer, denn daß es in jedem Volksleben alte und junge Leute und Kinder sogar gibt, leugnet kein Mensch. Es fragt sich nur, welcher bestimmende Wille in einem Volksleben zum Ausdruck kommt. Denn daß es Zeiten in einer Volksentwicklung gibt, wo eine wirkliche Jugend und gar die natürliche Dauer einer solchen allgemein nicht mehr ertragen wird, wo man nichts Eiligeres zu tun hat, als das Kind „vernünftig" zu machen, das wissen wir in Deutschland doch zur Genüge. Zudem aber — und nach dieser Seite deute ich nur hinaus — kommt es hinsichtlich der Intensität und Reinheit, womit jene Altersstufen sich in dem Leben eines Volkes ausprägen, auch auf das Alter an, worin die Menschheit als solche und als Ganzes steht. Wie in den Individuen dort der eine Pol, so ist hier in der Menschheit der andere Pol zu erblicken, von dem aus die Altersüberschneidungen im jeweiligen Entwicklungsstadium eines Volkes ausgehen. Ist die Weltgeschichte das Weltgericht, so muß man auch sagen können, wieso und warum sie es ist. Und darum sage ich es ruhig: wie ein noch in seinem Aufgange begriffenes Volk es nicht duldet, daß sich eine ältere Schicht seiner Volksangehörigen dauernd und hemmend als ausschließliche beherrschende Kaste über ihm festsetzt; wie ein solches Volksleben entweder stete Verjüngung dieser Schicht fordert oder ihre Herrschaft niederbricht — jüngstes Beispiel in Europa die Entthronung des alten französischen Adels —: so duldet es auch die noch in sehr jugendlichem Alter stehende Menschheit nicht, daß alternde Völker sich als Vertreter und Beherrscher der Menschheit dauernd an ihrer Spitze festsetzen; sie bricht ihre Herrschaft nieder, weil die Sicherung ihrer Existenz nicht mehr in Harmonie steht mit dem erstarrten Willen eines solchen Volkes, Menschheit und Welt nur noch als Objekte seiner Ausbeutungssucht zu betrachten. Ob für England heute schon diese Stunde geschlagen hat, möchte weit weniger aus seinen militärischen Mißerfolgen zu beurteilen sein, als aus der Tatsache, daß seine mangelhafte innere Kraft, seine ökonomischen und finanziellen Verlegenheiten, seine „moralische" Minderwertigkeit, wie geringe Opferbereitschaft und der Bund mit der Lüge, als Mitstreiter im Weltringen sich so rasch offenbarten, offenbarten damit zugleich, wie sehr Englands Herrschaft eben nicht auf innerer Kraft beruhte, sondern auf der

Hilfe und dem Beistande anderer, auf seiner Sucht, auf Kosten anderer und in ihrer Ausbeutung die eigene Existenzsicherung zu suchen.

Wie dem auch sei: sicher erscheint uns nach den obigen Auseinandersetzungen, daß es eine größere Anerkennung des Eigenwertes der geschichtlichen Individualitäten gar nicht geben kann, als sie in jener Art „Universalismus" gegeben ist, zu dem ein Volk durch die Notwendigkeit hingeführt wurde, sich selber zu erhalten und sich selber zu seiner höchsten Kraft und Reife entwickeln zu können. Wie das Reifwerden aber die Erfüllung der schönsten Sehnsucht eines Volkes ist, so streckt sich ihm in diesem Stadium seines Werdens die Hand der Menschheit entgegen, verlangend, daß der Reife und Reiche für sie zum Geber und Schenker und Fruchterzeuger werde.

VII. Zwischen Fremdbewußtsein und Eigensinn.

Leopold Ranke. — Selbsterhaltung, Selbstbehauptung. — Die Existenzsicherung bei Ranke. — Ranke und Wilhelm von Humboldt. — Masse und Individuum. — Ranke, kein Politiker. — Die eine Linie: Individuum, Volk, Menschheit. — Nationale Selbstbestimmung. — Egoismus, Selbstsucht, Selbstliebe. — Rankes Nationalstaat und die europäische Gemeinschaft. — Europa. — Der deutsche und der ultramontane Gedanke der Allgemeinheit. — Nachwellen der Revolution oder Wehen einer neuen Zeit? — Die Berufung Preußens. — Das Bundesproblem. — Notwendigkeit einer starken Vormacht. — Liberaldoktrinäre Staatskonstruktionen. — Süddeutsche Liberale, preußische Konservative. — Ultramontanismus und nationaler Staat. — Wiedererwachen der deutschen Art.

In unserem Zusammenhange und in unserer Absicht hier ins einzelne den Ausführungen zu folgen, die Leopold Ranke gelegentlich dem politischen und staatlichen Problem widmete, könnten wir uns erlassen. Ranke gehörte nicht zu den in diesem Sinne schöpferischen Geistern unseres Volkes, und viel zu sehr auslesender Kritiker und objektiver Beobachter war er, als daß aus seiner ins Große ausgebauten wissenschaftlichen Werkstätte ein *unmittelbarer*, nachhaltiger Einfluß auf das Leben selbst hätte hervorgehen können. Er hat es versucht, die eigene Persönlichkeit gelegentlich ganz und gar auszulöschen, aber gelungen ist ihm dieser Versuch nicht. Gerade seine herrlichsten Gaben an die Wissenschaft sind zugleich auch die lebendigsten Gaben an sein Volk geworden, nicht weil er es in ihnen zu einer höchsten Leistung in Objektivität brachte, sondern weil darin das Element wirkte und wirkend blieb, ohne welches eine schöpferische Tat überhaupt nicht denkbar ist: die ganz subjektive Begeisterung der Liebe. In seiner Geschichte der deutschen Reformation, in seinen „Neun Büchern preußischer Geschichte" — da wirkt diese Liebe in werbender Kraft, so sehr, daß das Studium dieser beiden Werke mit zu den schönsten Erlebnissen meiner geistigen Entwicklung wurde, so sehr, daß ich nach diesem einmaligen Erleben später davor zurückscheute, einen jener Bände wieder in die Hand zu nehmen. Ich fürchtete eine Ernüchterung, nachdem ich in andern Schriften Rankes nie wieder ein gleiches und ein gleich hohes Erleben gefunden hatte. Aber seine Liebe wurde mir offenbar: der Protestantismus und Preußen. Und noch eine dritte fand ich, aber nicht so unmittelbar: den Drang zu universaler Erkenntnis. Rankes letztes Werk war die — Weltgeschichte. Und sie mußte es sein, wenn jene Liebe echt und von Dauer war. Dann mußte in ihm die Frage aufstehen nach der Bedeutung der preußischen und der protestantischen Entwicklung für die Welt. So grob hat er diese Frage vielleicht nie empfunden, aber deshalb war sie nicht minder kategorisch für ihn. Seiner Liebe zulieb und um der wissenschaftlichen Vergewisserung seiner Objektivität willen wurde ihm eine weltgeschichtliche Orientierung auf breitester Grundlage zur persönlichen Notwendigkeit. Es galt seine wissenschaftliche Existenzsicherung, *und* es galt die Existenzsicherung seiner Liebe: den wissenschaftlichen Nachweis der weltgeschichtlichen Berechtigung und Notwendigkeit der Reformation und der preußischen Entwicklung. Subjektiv — objektiv — das wird alles da zu scholastischem Unsinn und zu philosophastrischer Begriffsknüttelei, wo eine ganze Persönlichkeit ihr Werk betreibt, das *ihr notwendige* Werk, wo, wie bei Ranke, wissenschaftliche Genauigkeit und persönlicher Wille, eigene Neigung und höchste Gewissenhaftigkeit in der Erforschung des Tatsächlichen und in seiner Behandlung und Deutung untrennbar Eins ist und wird, so daß es hinterher

ganz unmöglich ist, die Konten der Subjektivität und Objektivität auseinanderzuhalten.

Meinecke hat Ranke zum genialen Propheten gemacht. Er war einer, aber in ganz anderer Weise, als wie Meinecke es glaubt. Daß Ranke jene beiden Werke schrieb, das war sein Prophetentum, denn hier lag die Notwendigkeit der Zukunft. Notwendig war die Erinnerung an die deutsche und preußische Sendung, notwendig die Stärkung des nationalen Geistes in der Richtung eines guten Gewissens, notwendig die Urteilsklärung über die Berechtigung und die weltgeschichtliche Richtigkeit des nationalen Willens. Daß Ranke die Notwendigkeit der Zukunft in dieser Lebendigkeit empfand, daß er ihr seine beste Kraft und seine ganze Liebe zuwandte, darin lag seine geniale Voraussicht.

Emporgekommen mit seiner eigenen geistigen Entwicklung aus der hohen Zeit der deutschen Literatur, geht der Geist dieser Literatur mit ihm und geleitet ihn, so daß wir fort und fort die Ideen der Humboldt, Fichte, Novalis, Schiller und anderer bei ihm widerklingen hören. Er weiß es, daß der nationale Geist erst dann zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen vermag, wenn er sich „zu den Höhen menschlicher Ideale" emporgearbeitet hat, und wenn Meinecke glaubt, sein Sinn und der Sinn seiner Zeit sei schon viel zu real und konkret geworden, um die deutsche Nation schlechthin zur geistigen Universalnation zu steigern, wenn derselbe Geschichtschreiber dann aber wieder sagt, die Worte von Novalis, daß alles Nationale, Lokale, Individuelle sich universalisieren lasse, seien ganz im Rankeschen Sinne gewesen, so können wir hierin keinen Gegensatz zu Humboldt und Schiller und noch weniger zu Fichte erblicken, sondern erkennen den Grundgedanken wieder, der sie alle leitete. Es gibt keinen andern Weg zur nationalen Existenzsicherung als den der Emporbildung des Eigenen zum allgemein Menschlichen, und wenn wir hier Fichte wieder hören und Meinecke dem widerspricht, so ist das ein Widerspruch, den vielleicht der Philologe, niemals aber der Psychologe gelten lassen kann.

Und was den schon zu realen und konkreten Sinn der Zeit betrifft, so ist es doch die gleiche Zeit, worin auch Hegel seinen Weltgeist durch die Länder Europas kutschiert, und den Meinecke

sogar einmal in Rankes Umschreibung des „Wesens der Nation" wiedererkennen will. Hören wir nur den „Auftrag von Gott", den Rankes Nationalstaat empfangen hat: nicht zu beliebigem Gebrauche, auch nicht bloß zur äußeren Fristung seiner Existenz ist ihm seine Macht und sein Recht auf Persönlichkeit geschenkt, sondern „die Bedingung seiner Existenz ist, daß er dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck verschaffe, ihn in neuen, eigenen Formen ausspreche und ihn neu offenbare". Hier dürfen wir Ranke zunächst einmal ganz in dem Punkte für uns in Anspruch nehmen, daß er zwischen Fristung der Existenz (bloßer Erhaltung sagten wir) und Bedingung der Existenz (wir nannten sie Sicherung) unterscheidet. Dann aber ist es mir an diesem Punkte vollkommen gleichgültig, ob man in der da gestellten Aufgabe, dem Menschengeiste einen neuen Ausdruck zu geben, einen Auftrag von Gott erkennen will oder ob man sie, wie wir das tun, als unmittelbaren Befehl des Selbsterhaltungstriebes, des Wunsches nach voller Wesensentfaltung deutet. Denn wie sollte die Menschheit auf die Dauer den ertragen, der wohl nach Macht verlangt und sein Recht zur Geltung bringen will, ihr aber etwas Neues zu bringen und zu bieten außerstande ist? Eben dieser Selbsterhaltungstrieb muß auf schärfste Herausbildung des Eigenen in jeder Volks- und Menschenentwicklung hindrängen, da er im andern Falle gerade das gefährdet, was er erhalten möchte: das Selbst. Aus dem Grunde aber, weil in aller solcher Menschenentwicklung das Bewußtsein, der Intellekt, das Haupt schließlich eine so hervorragende Rolle als Pfadfinder und Wegweiser übernehmen muß, möchten wir diesen höchsten Grad von Selbsterhaltungstrieb auch höher benennen: mit dem herrlichen, so bildkräftigen deutschen Worte „Selbstbehauptung". Setzt doch in der Entfaltung des Nationalgeistes und des Nationalbewußtseins ein Volk endlich seinen Kopf auf. Ob es ihn durchsetzt und wie es ihn durchsetzt, das ist nun die Frage.

Ganz aber muß ich Meinecke widersprechen, wenn er einen klaffenden Gegensatz zwischen Humboldt und Ranke — wenn auch nur „auf den ersten Blick" — darin feststellen will, daß ersterer sagte: „Das Menschengeschlecht steht jetzt auf einer Stufe der Kultur, von welcher es sich nur durch Ausbildung der In-

dividuen höher emporschwingen kann, und daher sind alle Einrichtungen, welche diese Ausbildung hindern und die Menschen mehr in Massen zusammendrängen, jetzt schädlicher als jemals." Dieser Ausspruch Humboldts bleibt bestehen, und wenn Ranke nur deshalb bei dem Anblick des großen Macht- und Nationalstaates geschwelgt hätte, weil er die Menschen so in Massen zusammendrängt, so würden wir auf jede weitere Unterhaltung mit ihm verzichten können. Dann eben wäre dieser Staat, der nach Ranke einen göttlichen Beruf haben soll, zu dem trostlosen, menschenfressenden Götzen geworden, dessen drohende Nähe ein Mann wie Nietzsche, wie so viele, fürchteten. Aber wir brauchen nur ein Wort in dem Urteile Humboldts schärfer zu betonen, und wir werden sofort erkennen, daß Ranke hier nicht zu widersprechen brauchte. Gehört denn dieser große Macht- und Nationalstaat zu den Einrichtungen, „welche diese Ausbildung — die Ausbildung der Individuen — hindern"? Oder aber fördert er sie und sucht er sie zu fördern in einer Weise und in einem Maße, wie dies früher niemals auch nur annähernd der Fall war? Wenn dies aber bejaht werden muß, so scheint die „Zusammendrängung in Massen", wie sie der Macht- und Nationalstaat vollzieht, doch anders geartet zu sein, als Meinecke es in der Anschauung Humboldts zu erkennen glaubte. Gibt er doch selbst nachträglich zu, daß in Rankes Worten: „Aus Sonderung und reiner Ausbildung wird die wahre Harmonie hervorgehen" durchaus die Grundstimmung Humboldts und des klassischen Individualismus nachklinge. Im übrigen war dies eine Anschauung, die in der früheren Zeit Rankes keineswegs mehr neu und selten war. Auch bei List finden wir: „Einigung der individuellen Kräfte zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke als das mächtigste Mittel zur Bewirkung der Glückseligkeit der Individuen." Einigung — nicht Zusammenballung —, denn in ersterer kommt die Selbsttätigkeit des Individuums, sein Wille und sein Entschluß zur Geltung. — Auch bei List finden sich die drei Notwendigkeiten: „Nationaleinheit, nationale Teilung der Arbeit und nationale Konföderation der produktiven Kräfte". Und wie Ranke als Geschichtsforscher es wußte, daß auch die individuelle Ausbildung ausarten und zur Entartung führen kann, weshalb ihm die sogenannte „Förderung

der Kultur" durchaus nicht immer zweifelsfrei erschien, so wußte es List als Nationalökonom, denn: „die Privatindustrie vermag kein Land zu retten", und „die Individuen empfangen den größten Teil ihrer produktiven Kräfte von der politischen Organisation der Regierung und der Macht der Nation".

Aber während nun List ganz und gar von dieser Ideengrundlage fortschritt zum politischen Denken, versagte Ranke hier fast ganz. Die straffere staatliche Einheit Deutschlands erschien ihm nicht dringend. Wenn er eine lebendige Schätzung der im damaligen Leben der europäischen Völker wirkenden Kräfte besessen hätte, so würde er wie List in Flammen geraten sein vor Ungeduld, daß dieses Notwendige geschaffen werde. Aber von der ungeheuren Mehrung der Aufgaben, die die wachsende Menschenkultur an jedes Volk heranschob, das vor der Geschichte bestehen wollte, ist in seinem immer mehr der Reflexion gewidmeten Denken kaum eine Ahnung aufgetaucht. Aus dem gleichen Grunde ist auch sein innerpolitisches Denken so verschwommen wie möglich; was er nicht will, keinen Parlamentarismus, keine Volkssouveränität, keinen liberalen Nationalismus, das erfahren wir wohl, aber was er will und fordert, das bleibt in der Dämmerung. Ja, die geistige und moralische Mitwirkung der Bürger am Staate, die fordert er. Aber in welcher Form, darüber hat er uns nichts zu sagen. Als ob eine geistige Mitwirkung der Individuen möglich wäre, ohne die Durchdringung dieser Individuen mit dem Staatsgedanken als dem Kerngedanken ihrer eigenen Existenzsicherung! Und als ob eine moralische Mitwirkung möglich wäre ohne diese geistige Grundlage und ohne das aus ihr emporsteigende Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit jedes einzelnen, der Selbstverpflichtung gegen das allgemeine Leben. Darum noch einmal:

Weil die Menschheit in der Fülle und trotz der Fülle von Individualitäten zur Einheit, zu sich selber als zur höchsten ihr möglichen Individuation streben muß, ist es für ein geschichtlich nachkommendes Volk nur möglich, sich zu behaupten, sich zu entfalten, seine Existenz zu sichern, wenn es ihm gelingt, die Höhe der bisherigen Kultur in sich aufzunehmen, zu erreichen und womöglich zu übersteigen. Liegt aber nicht schon in dieser Nur-Möglichkeit die Verpflichtung zur Bildung eingeschlossen, eine

Verpflichtung, die den Staat an das Individuum, das Individuum an den Staat bindet, und die das sogenannte „Recht auf Dummheit" aufhebt, weil diese sich als eine Belastung der andern und damit als ein Hemmnis der allgemeinen Entwicklung erweist? Und fällt nicht hier die Selbsterhaltung des Individuums wie des Staatsindividuums zusammen mit der „universalgeschichtlichen Bestimmung", so daß beide aus einer Wurzel zu sprießen scheinen? Die allgemeine Kulturentwicklung kann nur vorwärts, sie kann nur weiter und empor, wenn sie nicht nur in ihrem bisherigen Bestande erhalten bleibt, sondern wenn neue Sonderkräfte ihr zufließen und sie durch ihre eigenartige Arbeit und Wesensentfaltung bereichern. So nur, indem die Menschen und Völker allmählich in diese Arbeit eintreten, gewinnt die Idee Mensch und Menschheit eine Aussicht ihrer Verwirklichung. Auf diesem Wege nimmt die Menschheit nach und nach alle Sonderfähigkeiten in sich auf, sie entwickelt sich „allseitig", so daß jede Sonderindividualität sich einmal von ihr umschlossen findet. Der Menschheit kann es deshalb gar nicht darum zu tun sein, daß immer *nur* das gleiche wiederkehrt, sondern alle Wiederkehr sollte ihr ein Neues hinzufügen, was sie bisher nicht oder eben nur in unentwickelten Keimzellen besaß. Darum liegt es im Interesse der werdenden Menschheit, die Individuen zur Höhe ihrer Entwicklungsfähigkeit hinaufzutreiben. Im Selbstbehauptungstrieb eines jeden Volkes aber wirkt nicht minder ganz die gleiche Notwendigkeit, seine Existenz zu sichern, sein Wesen zu entfalten. Und so wird der Weg sichtbar, wo der „Auftrag von Gott" sich aus der Mystik heraustreiben und zu einem geschichtlichen Gesetze verfestigen läßt. Nur auf diesem Wege kann aus der nationalstaatlichen und universalen Entwicklung ein Zusammenklang werden, und während Meinecke mit Ranke in der Antithese hängen bleibt: „Die Aktion der Staaten wird nicht von universalen, sondern von egoistischen Motiven getrieben, aber universal ist ihr Sinn, und universal soll der Spiegel der Betrachtung sein, der sie auffängt", betone ich: die universale Entwicklung *ist* zugleich die individuelle, und wo sie das eine nicht ist, ist sie auch das andere nicht. *Nur* durch die Eigenentwicklung vermögen Mensch und Volk der Menschheit zu dienen, und jede andere Art Dienst, jedes auf die Entwicklung seines

Selbst zaghaft verzichtende, unmittelbare Universalseinwollen führt, soweit es überhaupt durchführbar ist, auf geschichtliche Irr- und Abwege.

Irreführend erscheint mir darum auch die Anschauung: die universalen Ideen seien der innere Feind „der reinen, unbedingten Selbstbestimmung" der Nationalstaaten. Denn in der Idee, mag sie sich einem Objekte zuwenden, welchem sie will, tritt stets ein Selbstgeschautes, wenn nicht Selbsterschautes zutage. Ganz gleich also, ob sie universaler oder nationaler oder sonstiger Tendenz ist, in der Idee kann niemals ein Feind der Selbstbestimmung liegen, da diese Selbst*schauen* voraussetzt. Der Begriff aber ist Fremdgut, er ist ein Erzeugnis der Reflexion, und gibt sich ein Volk auf fremdem Boden gewachsenen Begriffen gefangen, so können solche Begriffe wohl zum Feinde seiner Selbstbestimmung werden. Und ebensowohl können die universalen Ideen Feind der rein egoistischen Begehrlichkeit sein, und sie können es nicht nur sein, sondern sind es immer. Das aber ist gut so. Denn auch dieser Egoismus ist ein Fremdkörper in unserer Sprache und in unserem Denken. Die deutsche Sprache kennt die Selbstliebe und die Selbstsucht. Und mit ersterer ist alle Selbstachtung und Würde möglich, mit der Selbstsucht aber ist die Krankheit der Selbstliebe gemeint. Wo hat da der Egoismus Platz? Nur im Trüben, denn auch als „heiliger Egoismus" wird er niemals Selbstliebe, und er bleibt der Sucht näher verwandt als dem allein schöpferischen Triebe der Liebe. Wir sollten dahin kommen, in Deutschland jeden zu bemißtrauen, der uns von Egoismus spricht, als einem Zeichen dafür, daß er von Selbstliebe nicht zu reden wagt und sich zur Selbstsucht nicht bekennen will.

Darum noch einmal: Selbstliebe ist notwendig, wie Selbstachtung; Eigenentwicklung ist die sittliche Pflicht jedes starken, sich selbst achtenden Volkes; Eigenentwicklung aber in ihrer ganzen Linie ist das einzige Mittel des Menschen und des Volkes zum Dienste der Menschheit — Eigenentwicklung in ihrem Auf- und Niedergange, denn auch untergehend soll ein Volksleben noch leuchten wie die Sonne leuchtet, wenn der Abend kommt.

Von Rankes Anschauung berichtet Meinecke weiter: „Mit festen Schritten tritt sein Nationalstaat in die Welt und folgt in

allem nur der Stimme seines inneren Genius. Die letzten Ursprünge und Ziele seiner Persönlichkeit reichen wohl in Tiefen hinab und auf Höhen hinauf, wo universale Mächte wirken, aber im hellen Lichte seines Lebenstages folgt er universalen Ideen nur soweit, als sie seinem eigensten Bedürfnis entsprechen. Ranke wußte, wie Hegel, sehr wohl, daß es auch im Leben der Staaten untereinander eine „europäische Gemeinschaftlichkeit" gab. ... Aber er schränkte dieses Zugeständnis gegenüber denen, die daraus ein dauerndes universales Prinzip machen wollten, sofort wieder ein, indem er betonte, wie schwer und nur „gleichsam im Angesichte der Vernichtung sich die Staaten damals zusammengefunden hätten". Das schwere Sich-Zusammenfinden wäre noch kein Argument gegen die Richtigkeit jenes universalen Prinzips, denn wir alle wissen heute, daß der „Egoismus" eine Macht ist, die nur mit den schärfsten Mitteln gebrochen werden kann, wie ja auch die Einigung Deutschlands namentlich in der Selbstsucht seiner Fürsten und gewisser Klassen den härtesten Widerstand fand. Wir aber wollen nicht um die Richtigkeit von Prinzipien streiten, sondern wir wollen schauen. Sehen wir aber hinaus in die Wirklichkeit, so ist Europa eine überaus merkwürdige Lokalität in der Ländermasse der Erde. Wie kein anderes gleich großes oder gleich kleines Gebiet zwingt dieser Erdteil seine Bewohner zur Individualisierung, verlockt und verführt sie zur Entfaltung ihrer Eigenheit. Und wie kein anderes gleich kleines Gebiet legt er über alle seine Bewohner eine Gleichartigkeit der Lebensbedingungen, so daß wir, sehen wir vom äußersten Norden und vom äußersten Süden ab, wohl sagen dürfen: die Heraufbildung des Europäers ist trotz aller unterscheidenden Eigenarten ein ebenso natürliches Erfordernis für Europa, wie es etwa die Heraufbildung des Griechen oder Franzosen für Griechenland oder Frankreich war. Zu dieser aus der lokalen, aus der geographischen und klimatischen Lage hervorgehenden Notwendigkeit trat die geschichtliche Notwendigkeit des Durchgangs aller europäischen Kulturvölker durch die universalistische Ideenschule des griechischen Menschentums und des katholischen Christentums. Die „Menschheitsidee" rang und ringt in der Geschichte dieser Völker fort und fort nach ihrer Verwirklichung, und sie muß und wird auch in der Zukunft

weiter danach ringen. Ob universalistisches Prinzip oder nicht, aus dem Lokale „Europa", aus der Geschichte seiner Völker geht diese Notwendigkeit als eine reale Tatsache hervor. Der Weg, den der Katholizismus wies und ging, hat sich dabei als verfehlt erwiesen, denn gegen das katholische, gegen das Allgemeinheitsprinzip in seiner abstrakt ausschließenden Form wandte sich „der Genius" der europäischen Völker in jahrhundertelangen Kriegen. Hier war die lebendige Empfindung dafür, daß nur durch die Entwicklung der Individualität in Staaten und Völkern ein Fortgang möglich sei, eine Existenzsicherung in der Gegenwart wie in der Zukunft. Diese Empfindung zum Gedanken erhoben und in die Sphäre des religiösen Denkens eingeführt zu haben, ist das bleibende Verdienst der großen Reformatoren, Luthers vor allem. Ihn wieder erkannt und in die Sphäre des politischen Denkens eingeführt zu haben, ist vor allem das Verdienst Fichtes und seiner großen Zeitgenossen. Das Allgemeinheitsprinzip erfuhr einen Wandel, der von weltgeschichtlicher Bedeutung werden sollte: anstatt als abstrakte Norm, der sich die Entwicklung der Völker zu fügen und zu unterwerfen hätte, über den Völkern zu stehen, trat es unter sie als der Versuch und Befehl einer allgemeinen und gegenseitigen Anerkennung der Eigenart und Eigenentwicklung. Inhaltlich gewann dieser Gedanke Raum im europäischen Völkerleben bis tief in die Reihen der katholischen Völker hinein. Aber zum Bewußtsein kam der Wandel nur wenigen, und selbst Ranke scheint ihn oftmals nicht in voller Klarheit erfaßt zu haben. Denn welche Art universalistischen Denkens und universalistischer Tendenzen vorliege, ob die abstrakt katholische und ebenso abstrakt politisch-romantische, oder aber die — wie behauptet wird — durch den Protestantismus wiederhergestellte „urchristliche", ist nicht immer, weder bei Ranke noch bei Meinecke, zu erkennen.

Die Urchristlichkeit lassen wir dahingestellt. Das Eine nur ist für unser Erkennen sicher, daß von Luther bis Kant die freie sittliche Persönlichkeit als ein deutsches Ideal erscheint, und aus diesem Grunde halten wir die Benennung dieses Grundgedankens als des deutschen fest. Nicht im Felde unserer Untersuchung liegt es, ob nicht vor Jahrhunderten schon einmal auf einer bestimmten Kulturhöhe eines Volkes dieser sowohl ethisch wie politisch höchste

und darum am schwersten zu verwirklichende Gedanke in der Menschheit auftauchte, — eine Möglichkeit, die vollkommen vorliegt und von uns nicht bestritten wird —; für uns nur werde bestimmt wiederholt, daß dieser Wandel des Denkens in neuerer Geschichte erst durch die Tat Luthers angeregt und durch die Entwicklung des deutschen Gedankenlebens ausgebreitet wurde. Und wenn daher romanische Jesuiten und romantische Klerikale in der ganzen deutschen Geistesentwicklung ihren Todfeind sehen und nach ihrer bekannten Art, sich mit der Menschheit verwechselnd, die Deutschen als die Todfeinde der Menschheit erscheinen lassen möchten, so haben sie durchaus recht in dem Gefühl, daß die deutsche Geistesentwicklung der romanisch-mittelalterlichen an einem Punkte von Grund aus widerspricht. Dieser Punkt aber ist durchaus nicht der „katholische", denn die Katholizität, die Allgemeinheit, die universalistische Tendenz ist mit dem deutschen und protestantischen Denken sehr gut vereinbar und vertragbar, sondern dieser Punkt liegt in der Abstraktion jener Katholizität, in der hierarchischen und kirchlichen Universalität und Exklusivität, wie sie im neuzeitlichen Ultramontanismus ausgeprägt wurde. Aus diesem Grunde sind — um es einmal zwar grob, aber durchaus bildreich und zutreffend auszudrücken — alle Pfaffen, welch hierarchisch-kirchlicher Orthodoxie sie auch immer angehören mögen, die Gegner der deutschen Geistes- und der aus ihr hervorgegangenen staatlichen Bildung.

Wenden wir uns von dieser niemals scharf und niemals klar genug darzustellenden Einsicht in die Entwicklung des Innenlebens wieder den äußeren Dingen, denen der politischen Gestaltung zu, so möchten wir zunächst der Ausdeutung des Rankeschen „Prophetentums" — zugunsten Rankes — entgegentreten. Plötzlich begegnen da bei Meinecke kurz hintereinander Beteuerungen, die von Ranke bezeugen sollen, daß er „mit genialer Sicherheit" ... „mit unbedingter Sicherheit" die Zeit vorausgesehen habe, wo ... usw. Ranke aber sah die Zeit gar nicht so unbedingt sicher voraus, sondern er stellt sehr einfach die jedem Geschichtsforscher doch einigermaßen bekannte Wellenbewegung auch für die Bewegung der universalistischen Tendenzen als wahrscheinlich fest. Und Ranke gebärdet sich dabei auch keineswegs als

ekstatisch-genialer Prophet, sondern er sagt in der einfachsten Form: „Jeder Staat war vor den Revolutionskriegen in seiner besonderen Entwicklung begriffen, und ein jeder wird ... in dieselbe zurücktreten, sowie die Nachwirkungen der Revolutionskriege aufhören." Was ein politisches Genie und Prophet ist, das haben wir bei List und seiner Art erkennen können. Hier zuckte jeder Nerv in dem vorausgefühlten Werden der Zukunft, in der Erkenntnis der künftigen Notwendigkeit und in der Erregung über die allgemeine Ahnungslosigkeit von der Gefahr, die die Existenzsicherung seines Volkes umlauerte. Bei Ranke dagegen zuckt gerade in Aussprüchen dieser Art durchaus kein Nerv; er zieht nur die logische Schlußfolgerung seines Erkennens. Die Zeit, die er so unbedingt sicher vorausgesehen haben soll, läßt er dabei so unbestimmt wie nur möglich. Überdies aber wird durch solche Übersteigerung seiner im Grunde doch zaghaft objektiven Gelehrtennatur ins Genieblitzige seiner Persönlichkeit und seiner Meinung Gewalt angetan. Denn Ranke weist, wie dies ja auch bei Meinecke mehrfach zu erkennen ist, den Universalismus keineswegs ab; er stellt nicht das universale Prinzip der „Autonomie des regenerierten Nationalstaates" gegenüber, sondern was er ablehnte, war, eine Abstraktion dauernd herrschend zu sehen, einen abstrakten Begriff unmodelliert zum Gesetze für alle werden zu lassen. Denn als Historiker mußte er zugeben, daß ebenso wiederkommen könne, was in den Revolutionskriegen gewirkt oder doch leitend mitgewirkt hatte: die universalen Begriffe; und als Historiker setzte er für das Zurücktreten zur nationalen Autonomie die Vorbedingung fest: Aufhören der Nachwirkungen der Revolutionskriege. Ob er dieses Aufhören bald, ja, ob er es überhaupt erwartete, darüber ließ er sich nicht weiter aus, soviel ich sehe. Aber die Frage liegt auch nicht hier, sondern die Frage liegt da, ob Ranke mit dieser doch einigermaßen kategorischen Feststellung einer Wellenbewegung im Völkerleben recht hat? Ob er sich nicht verleiten ließ, hier gegen seine Erkenntnis eine Werdenorm aufzustellen, die in solch abstrakt kategorischer Form sich in der Wirklichkeit nicht zu erfüllen braucht?

Sehen wir nämlich in diese hinaus, und nehmen wir das Abflauen der Nachwirkungen der Revolutionskriege und das

Empordringen des nationalen Staatsgedankens als wirklich an, so sehen wir hinter der nationalen Hochwelle doch schon wieder das Wellental des universalistischen Gedankens in der Form des Sozialismus heranbrausen; von neuem hebt sich das nationale Denken alsdann hinter diesem gegen den Anfang des 20. Jahrhunderts bis zu schäumender Sturmflut, und mitten in dieser Bewegung, worin wir heute stehen, hören wir ebenso wieder deutlich und deutlicher das universalistische Geläute: Menschheit, Völkerfreiheit, Kampf für Wahrheit und Recht, Befriedung der Menschen usw., so daß fast jede Kriegshandlung im Namen der Menschlichkeit vollführt zu sein beansprucht, und selbst amerikanische Milliardenlieferungen an Waffen und Geld im Namen dieser universalen Humanitas vollzogen und ent—schuld—igt werden.

Will man nun dieses stete Hervorbrechen universalistischer Tendenzen immer noch als Nachwirkung der Revolutionskriege betrachten? Man kann es gewiß, ohne der geschichtlichen Logik allzugroße Gewalt anzutun. Aber näher liegt für unsere Anschauung doch der Gedanke, ob nicht diese gewaltigen Erschütterungen ganz Europas die Wehen sind, die der Geburt des „Europäers" vorhergehen? Und wenn man selbst dieses Ahnen ablehnen sollte, so bleibt doch bestehen, daß jenseits aller Revolutionskriege und ihrer Nachwirkungen die Lösung des Allgemeinheitsproblems eine Aufgabe Europas und seiner Völker ist, die zur Existenzsicherung Europas und zu derjenigen der von ihm großgezogenen Volksindividualitäten notwendig erscheint. Ist das aber so, so werden die Revolutionskriege als der ideologische Anfang dieser Bewegung von jener europäischen Notwendigkeit mit umschlossen. Sie stehen nicht ausschließlich nur im Gegensatz zu vorhergegangenen und nachfolgenden Epochen dieser Entwicklung, sondern sie gehören in sie hinein als ein notwendiges Glied. Der Politiker mag das Recht haben, hier von einem Intermezzo zu sprechen; der Geschichtsforscher, vor allem derjenige, der jede Epoche „als unmittelbar von Gott" anerkennt und der Anschauung ist, daß ihr Wert gar nicht auf dem beruhe, was aus ihr hervorgeht — Nachwirkungen! —, sondern in ihrer Existenz selbst, hat dieses Recht verwirkt.

Es geht auch nicht an, daß wir jene revolutionären Kämpfe als pure Gespensterkämpfe fassen, wo nur Ideen gegen Ideen oder gar Begriffe gegen Begriffe gekämpft hätten, Begriffe wie „autonomer Staat" gegen „heteronome Prinzipien"; sondern jene Kämpfe waren Kämpfe um die Existenz, auch um die geistige Existenz, gewiß, und vor allem war es hier der Versuch der aufkommenden Volksschichten, ihren Willen auch theoretisch den niedergehenden Schichten an der Spitze des Volksorganismus schmackhaft zu machen, diesen Willen als eine Rechts- und Gerechtigkeitsforderung erscheinen zu lassen. Gegen die ständischen und sozialen Zwischenbauten, die das Individuum von der Teilnahme am Staate absonderten, ging der Sturm des tiers état; den idealen Staat wollte man, getragen von allen Bürgern. Dabei galt es natürlich, an Stelle der niedergehenden alten Gesellschaftsordnung eine neue geistige Existenzsicherung zu schaffen, und daran arbeiteten Fürsten und Adel, Bürger, Girondisten und Jakobiner. Erst nachdem in der Aufklärungszeit ein weites geistiges Gebiet neu erschlossen war und neue Aussichtspunkte ergangen, nachdem sich der Wille mit ihnen erfüllt hatte, konnte die Rückwirkung auch auf die politische Gestaltung erfolgen. Da galt es nun, die neuen Erkenntnisse aufzunehmen und zugleich zu begrenzen nach den Möglichkeiten der eigenen Volksentfaltung. An diesem Punkte setzte die eigentliche Aufgabe der einzelnen Staatsindividualitäten ein.

Auch den Preußischen Staat fanden wir auf diesem Wege. Auch er nahm die neuen Ideen auf, nachdem die Niederlagen gegen Napoleon gezeigt hatten, wie er unter der ausschließlichen Leitung einer erstarrenden Kaste in die Gefahr des Untergangs geraten war. Vertrauensvoll und voll heiligen Eifers waren einst dem Staate Friederichs die beweglicheren und starken Naturen des deutschen Lebens zugewandert. In dem Lande des Königs, der den Ideen der Menschheit die Tore so weit geöffnet hatte, suchten sie das beste Feld ihrer Existenz. In der menschheitlichen, in der deutschen Entwicklung hatte dieses junge Staatswesen wieder seine Rechtfertigung gefunden, und nach dem Falle der erstarrenden Verwaltung öffneten sich die Reihen der Bureaukratie den neuen Elementen. Aber durch-

aus anders als in Frankreich lagen in Deutschland und Preußen die Dinge.

Wohl war es auch hier eine ältere und unbeweglichere Schicht der Bevölkerung, die sich der Entwicklung des Volkes und Staates hemmend in den Weg stellte. Aber diese Schicht war an sich keineswegs hilflos und lebensunfähig geworden, wie die französische Aristokratie; sie lag noch weniger im Banne einer universalistischen Begriffskonstruktion, sondern was sie hemmte, war das zumeist mit einem reinen agrarischen Dasein verknüpfte Gefühl der Unbeholfenheit, das sich, gestärkt durch eine recht derbknochige Tradition, in dem neuen Wandel nur schwer zurechtfand. Dazu aber kam seit Errichtung des Deutschen Bundes eine künstliche Lähmung. Europa hatte sich diese Fessel der deutschen Kräfte zu seinen Gunsten ersonnen, und an ihrer Schmiedung hatten jene älteren Volkselemente in Deutschland dann selber mitgewirkt.

Im Absolutismus drohten die Mächte Deutschlands, Preußen vor allem und Österreich, zu erstarren. Preußen aber für sich und die deutsche Volksexistenz vor dem Untergange zu retten, für beide die Möglichkeit einer ferneren Existenz und Entwicklung zu finden, galt es. Und das galt es um so mehr, als sich die zurückhaltenden Elemente über das europäische Leben auszudehnen suchten. Alles aber, was nach dieser Erlösung des deutschen Lebens aus künstlicher Fesselung zielte, war politisch im tiefsten Sinne, mochten sich bei solchen Strebungen auch sogenannte universalistische Wünschbarkeiten in den Vordergrund schieben. Wie sie zu deuten und zu werten sind, das wissen wir heute: als Mahn-, Warn- und Kampfrufe gegen allzu partikularistische Absonderungstendenzen. Vom „Verschwinden" des preußischen Sondergeistes war keine Rede, das heißt: es wurde davon „geredet"; aber sollte eine fernere Existenzmöglichkeit für Preußen und Deutschland geschaffen werden, so mußte die preußisch-absolutistische Erstarrung sich lösen; es mußte die preußische Rückständigkeit in der politischen Bildung verschwinden, kurz, Preußen konnte ferner nur auf Anerkennung seiner Tüchtigkeit rechnen, wenn es eine gleiche Anerkennung auch andern zollte. „Daß Deutschland groß und stark wurde", war der Wunsch Steins wie im Jahre 1812, so immer gewesen, aber in jener Zeit, als Preußens Zukunft noch

ganz in Frage stand, konnte er von seinem Wunsche nicht lassen, auch wenn Preußen nicht die Zukunft gewann. „Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie es auf, verstärken Sie Österreich" usw., „es ist gut, wenn es ausführbar ist". So schrieb er im Jahre 1812. So konnte er schreiben. Aber in seinem „wenn es ausführbar ist" — lag darin nicht zum mindesten die Aufforderung ausgesprochen, daß Preußen jetzt die Unausführbarkeit zu beweisen habe, daß es jetzt beweisen müsse, ob die Tendenz in seinem Werden, die Stein ans Ruder gebracht hatte, stärker sei als die andere, die ihn vom Ruder entfernte?

Mit den Befreiungskriegen, so sehen wir es hier, setzte schon die Werbung um Preußen ein. Und dabei kam es zu den merkwürdigsten Erscheinungen. Die Ungeschichtlichen, wie ich sie nennen möchte, zu deren Kreise die Süddeutschen und die Liberalen eine nicht geringe Anzahl stellten, konstruierten sich aus der reinen Theorie heraus irgendein nichtpreußisches Preußen, das dann an die Spitze Deutschlands treten sollte. So wünschten der Schwabe Pfizer und der Franke Friedrich von Gagern für einen Bundesstaat möglichste Macht- und Größengleichheit der einzelnen Staaten; ja, darüber hinaus wünschte man, der Monarch solle nicht auch Regent eines besonderen Territoriums sein. Die alte Kreiseinteilung des Reiches, auch ein theoretisches und lebloses Gebilde, tauchte in anderer Form wieder auf. Man sah die Wirklichkeit und fand doch die Wege nicht, sich damit abzufinden. In Wirklichkeit war Preußen ein nationaler Staat, aber bei der neuen Gruppierung der Mächte konnte dieses Preußen nur bestehen als ein sich lediglich erhaltender, niemals als ein sich entwickelnder Staat. Deutschland, das alte Volkswesen, aber ohne politische Organisation, wollte den nationalen Staat haben. In Preußen hinwiederum zog eine herrschende Kaste rückwärts: sie wollte von einem deutsch-nationalen Staatsleben nichts wissen. Dagegen trieben die lebendigen Kräfte in Deutschland vorwärts zu Preußen hin; die erstarrenden Kräfte trieben von Preußen ab in irgendeine Romantik hinein, und auch hier bemerken wir wieder, wie selbst bei einem Max von Gagern, den Übertritt zum Katholizismus. Auch hier wieder scheint es, als ob das verzagende und erfolglose Ringen die Müdigkeit erzeugte und scheinbar hochgemute

Seelen aus aller Wirklichkeit in die Traumwelt der Überirdischkeit hineintrieb.

Aus diesem Hin und Her der vorwärtsdrängenden und zurückhaltenden Kräfte wollte die Harmonie werden. Aber wie? Einstweilen wuchs nur erst der nationale Wille und das nationale Bewußtsein empor. Die politische Initiative war dabei derart, daß man rückschauend fast den Eindruck gewinnt: man fürchtete sich davor; man fürchtete die ungeheure Verantwortung, die einem politischen Anfange folgen mußte. Daß auf die Art der Theoretiker von dem Bunde unter Gleichmächtigen oder Gleichohnmächtigen nie ein Bundesstaat von starker Lebensfähigkeit im Verlauf der Geschichte zustande kam, beachteten die „Ungeschichtlichen" nicht. Heute braucht man nur auf die Schweiz, die Vereinigten Staaten, das Deutsche Reich, ja auf den jüngsten Versuch, unter Gleichstarken einen festen Bund zu schaffen, den Balkanbund kürzesten Angedenkens hinzuweisen, um als Historiker zu wissen: So geht es nicht, so geht es nie! Dänemark, Schweden, Norwegen, wie von der Natur zu einem Bundesstaate geschaffen — aber ihr Bund zerfiel stets, wenn die Macht der Vormacht schwächer wurde und in Verfall geriet. Ein jeglicher Bund bedarf einer starken Vormacht. Sie gibt dem Ganzen erst eine Existenzsicherung, sie erfüllt das Ganze mit ihrem starken Leben, und im einzelnen weckt ihr bloßes Dasein die Geister der Bundesglieder, sich ihr gegenüber auf ihre vornehmlichste Eigenart zu besinnen, sie zu pflegen und eifersüchtig zu hüten.

So konnte auch damals eine lebendige politische Initiative nur von Preußen ausgehen. Möglich wäre dies erst geworden, wenn „der Junker" lernte, deutsch zu sein und die deutsche Aufgabe zu begreifen. Denn so lagen nun hier die Dinge: der preußische Nationalstaat bestand. Aber Preußen war ein Teil Deutschlands, und ehe nicht das preußische Bewußtsein dieser Tatsache gerecht wurde, ehe nicht der preußische Wille die deutsche Sehnsucht erfaßte und befruchtete, war an eine wirkungsvolle politische Initiative nicht zu denken. Umgekehrt aber war auch Preußens Macht für Deutschland durch nichts anderes zu ersetzen. In und bei Preußen lag — das fühlte man in Deutschland allgemein — die Zukunft, und sie lag nicht in Österreich, nicht in Bayern, Hessen,

Baden oder sonstwo. In der Erkenntnis des Schwaben List sprach nur laut und ungeduldig sich aus, was das geheime Fühlen und — Fürchten vieler, der Besten und der Bängsten, in Deutschland war. So kam man in die Zeit hinein, wo die Frage der politischen Existenzsicherung brennend wurde.

Diese Existenzsicherung aber forderte vor allem zwei Dinge auf einmal: die preußische Macht und die Mündigerklärung des Volkes zur Teilnahme an den staatlichen Dingen. Preußen mußte man haben seiner Macht wegen, und doch fürchtete man sich vor seiner Macht. Man wollte Preußen in die Gewalt bekommen. Und so begannen um diesen Punkt herum die merkwürdigsten Planereien. Max v. Gagern dachte an eine Dezentralisierung Preußens: gleiche Rechte und Freiheiten für die eigenen acht Provinzen, „zahlreiches deutsches Parlament". Setzen wir an die Stelle des Fremdwortes ein deutsches Wort: Auflösung Preußens — denn das wäre diese Dezentralisierung gewesen und geworden —, so wissen wir, daß man allen Ernstes daran dachte, das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen. Überhaupt die Fremdwörter: das Unheil, das sie anrichteten, werden wir noch sehen. Sie verbargen alle Dinge, anstatt sie zu offenbaren, und sie machten sie schief, anstatt sie auf- und geradezurichten.

Der Minister des Äußeren, Heinrich v. Arnim, ging in den Märztagen 1848 auf die Ideen romantischer Theoretiker zum Teil ein. Den König ließ er es laut und offen verkündigen, Preußen gehe fortan in Deutschland auf. Hoefken trat dem Gedanken einer preußischen Hegemonie entgegen mit dem Hinweis, daß sie sich nur auf die Sympathie des deutschen Volkes stützen könne. Ein Preußen, das in seiner gewünschten Weise in Deutschland aufgegangen wäre — auch das dachte Hoefken, denn umgekehrt glaubte er ebenso grob, daß ja sonst Deutschland in Preußen aufgehen würde — ein solches Preußen würde allerdings bald nicht nur der Sympathie (= Mitgefühl, Gleichgefühl) des deutschen Volkes, sondern seinem Mitleid verfallen sein. Und dennoch: man wollte Existenzsicherung!

Arnim nahm auch den Gedanken eines deutschen Nationalparlaments auf. Vom vereinigten preußischen Landtage aus

sollten „Organe" desselben mit den Fürsten und Ständen des übrigen Deutschlands zusammentreten. Aber diese Zusammenfassung von Preußen aus war den süddeutschen Ungeschichtlichen schon viel zu preußisch. Man war da ganz und gar in die Bahnen romantischer, französischer Abstraktionen geraten. Der König von Preußen sollte keine preußische Politik mehr kennen, sondern nur noch eine bundesstaatliche. Wie er da die Aspirationen seiner fürstlichen Vettern hätte mäßigen und bändigen sollen, fragt man heute wohl mit Recht. — Der König von Preußen als deutscher Kaiser sollte gar seine Residenz in Frankfurt aufschlagen. Aber hätte nicht dieser in Frankfurt residierende Preußenkönig gar bald Eins aus den Händen verloren, was ihm doch notwendig war: sein Preußen, das ihm ja erst den politischen Halt gab? Wie hätte er von Frankfurt aus diese doch noch nicht ganz willensschwachen Preußen, die wilden Junker vor allem, regieren sollen? Lag denn nicht gerade hier die stärkste Gefahr, daß Preußen sich dann trotz seinem Könige gegen das Reich gestellt hätte? Und diese Gefahr zu bannen gab es nur ein Mittel: der König mußte in Berlin und er mußte König von Preußen bleiben.

Wollten sich doch selbst in jener Zeit nicht einmal die liberal und demokratisch gesinnten Preußen von Frankfurt aus regieren lassen, und wie Camphausen scharf und klar jeder Bestrebung entgegentrat, Preußen zu mediatisieren, so protestierte die Armee mit der Schrift des Generals v. Griesheim: „Die deutsche Zentralgewalt und die preußische Armee" schon im Juli 1848 gegen eine Unterstellung der preußischen Armee unter die Reichsgewalt. Auch in der deutschen Einheit — so wollten es diese Preußen — sollte Preußen Preußen bleiben! Existenzsicherung! Da hören wir ihre deutliche Sprache. Da jagt man keinen Phantomen nach, sondern man hält zunächst einmal mit starken Händen fest, was man hat. Und ganz unverkennbar ist es, daß man in diesem Preußen die Bedeutung der beabsichtigten „Dezentralisierung" ganz lebendig empfand.

Und doch sind es die geistig hervorragenden Männer, die solche Theorien ersannen oder sie guthießen, wie auch z. B. Rümelin. Woraus man erkennen mag, wie sehr die Kenntnis der Geschichte notlitt, und wie notwendig die ernste Pflege der Geschichtsforschung war. Wie hätte man sonst glauben können, so etwas Künstliches, wie die Erklärung Preußens zum unmittelbaren Reichsland, seine Auflösung in acht gleichberechtigte, gleich große Staaten mit je einem Provinziallandtage [1]), die Entführung des Preußenkönigs nach Frankfurt ließe sich so ohne weiteres einfach machen? Ein Machwerk, viel schlimmer als das der Diplomaten vom Wiener Kongreß, die Deutschland den Bund und den Holländern und Belgiern die Vereinigten Niederlande bescherten. Warum aber ging das nicht? Im letzten Grunde doch nur, weil es gegen das Recht des Lebens war. Denn das ist dieses Recht, dem Leben die vorhandene Kraft zu erhalten und sich ihrer zu bedienen, nicht aber sie aufzulösen. Und aus demselben Grunde der vorhandenen inneren Wachstumskraft schiebt sich das Stärkere an die Spitze und erwirbt sich das Recht zur Führung.

Es ist ein Verdienst Meineckes, darauf hingewiesen zu haben, wie nahe sich trotz alledem, wenn auch aus andern Beweggründen, die Meinungen der süddeutschen Liberalen und der preußischen streng Konservativen damals kamen. Auch hier dachte man ja an Verzichtleistung auf eine preußische Nationalversammlung; man wünschte freieste Provinzialstände. Aber dazu eine kräftige Regierung. Preußen an der Spitze Deutschlands übernimmt dessen Vertretung nach außen und verbindet seine Diplomatie und sein Heer mit denen des Reiches.

Man sieht, daß es damals in Preußen eine Art Konservatismus gab, der, wie Meinecke es ausdrückt, zugleich mit der liberalen Zentralverfassung auf eine preußische Machtentwicklung verzichtete. So meinte noch im Jahre 1844 Leopold von Gerlach, „Preußen habe gar nicht die Bestimmung, wie Frankreich und England eine kompakte Monarchie zu sein, Preußen bestände aus Stücken des Deutschen Reiches und könne erst eine Einheit in der Vereinigung mit Deutschland werden". Also forderte auch er nur Provinzialstände als das Natürliche.

[1]) Ein Gedanke übrigens, der auch schon in der Zeit Humboldts laut geworden und von ihm abgelehnt worden war: eine Monarchie habe keine ständische Verfassung, wenn es nur in den Provinzen Stände gäbe. In solchem Falle habe die Regierung „nur Ein und höchst trauriges, bei uns selbst kaum mögliches Mittel, nämlich das, die verschiedenen Provinzen als ebenso viele verschiedene Staaten zu behandeln, wie Österreich tut".

An all diesen Darlegungen und Meinungen war „etwas" Wahres daran. So bestand Preußen gewiß aus Stücken des Reiches, aber aus welchen? — Die Geschichte gibt die Antwort darauf: aus solchen, die in ihrer Vereinigung eine neue Lebenssicherung gesucht und gefunden und deren Zusammenhalt sich auch in der Zeit der schwersten Stürme bewährt hatte. So war aus „Stücken" ein Neues, Ganzes geworden, das sein eigenes Lebensgesetz und seine eigene Lebensnotwendigkeit hatte. Dieses Neue unterschied sich eben dadurch wesentlich von jeder diplomatischen Zusammenkleisterung von Stücken und Scherben, daß es ein Zusammengewachsenes, von der Not des Lebens Zusammengeschmiedetes war. Und von seiner Herkunft aus „Stücken" des alten Reiches — oder nennen wir es jetzt einmal richtiger: aus lebendigen Zellgebilden — war in dieses Neue nur eine Tradition mit hinübergekommen, die es ungestraft nicht fahren lassen konnte: die deutsche Tradition. So war auch das richtig, daß die preußische Einheit und die Vereinigung mit Deutschland irgend etwas miteinander gemein hatten. Aber falsch war das Denken, eine solche Vereinigung ließe sich machen, wenn Preußen möglichst auf sich selber verzichtete und danach strebe, in Deutschland aufzugehen. Als am 5. Dezember 1848 Preußen seine Verfassung dennoch erhielt, war der Feldzug der Frankfurter in Berlin gescheitert; zu Schaum wurde damit allerdings auch der Traum der preußisch-konservativen Selbstgenügsamen.

In diesem schweren Ringen um ein neues und stärkeres Leben für Deutschland und Preußen taucht nun ein neues Element auf, vorsichtig, verstohlen vorab, so daß die Forschung Mühe hatte, nicht sowohl seine Anwesenheit als seine Dauer, seine Eindringlichkeit und seine Zielsicherheit nachzuweisen. Erst der neuesten systematischen Nachforschung ist der Nachweis wirklich und definitiv geglückt, so daß wir hier aus dem Gebiete der vagen Vermutungen heute mit sicheren Schritten auf festen Boden gelangen konnten. Und dieses neue Element innerhalb der deutsch-preußischen Politik ist das ultramontane. Zwei Wege boten sich von selbst dar, diesen Bestrebungen Aussicht zu verleihen. Entweder mußte der Protestantenstaat Preußen zugrunde gehen — und daran

arbeitete man mit Hoffnungen, Stimmungsmache, offener Befehdung redlich von katholischer Seite mit — oder man benutzte den Liberalismus als Schrittmacher, bis man durch ihn die möglichste Freiheit der Kirche in Preußen errungen hatte und von so gefestigtem Boden aus den Versuch wagen konnte, den Protestantenstaat Preußen selbst zum Schutze, zur Erhaltung und womöglich zur Erweiterung dieser Errungenschaften zu benutzen. Man sieht daraus — denn auch dieser Weg wurde begangen und mit Erfolg begangen —, daß der Ultramontane Demagoge, Demokrat, Liberaler, Konservativer sein kann, je nachdem es erforderlich ist; daß die Prinzipienlosigkeit und politische „Charakterlosigkeit" zu seinem echten „Charakter" gehört. Warum aber? Weil das Ziel seines Strebens ein durchaus und grundsätzlich anderes als dasjenige all jener politischen Verbindungen ist. Der Ultramontane kämpft nicht um die Existenzsicherung Preußens, nicht um diejenige Deutschlands, nicht um die Existenzsicherung irgendeines Staates überhaupt und ebensowenig um die Existenzsicherung irgendeiner politischen Partei oder Regierungsart. Das alles ist für ihn eine Sache zweiter Linie. In erster Linie kämpft er für die Existenzsicherung seiner Kirche, in Deutschland, in Preußen, überall. Damit wird für ihn sein Verhalten gegenüber irgendeiner politischen Macht oder einem Machtverbande zur Opportunitätssache; sie berührt seinen Charakter durchaus nicht oder nur insofern, als es auf die Dauer nicht ausbleiben kann, daß die stets schwankende politische Haltung schließlich doch auf die moralische Haltung des Menschen abfärbt.

Theoretisch ist die Sache klar. Aber die Theorie bedarf der praktischen Ergänzung. Denn auch der Ultramontane ist, ehe er ultramontan wurde, der Angehörige seines Volkes. Der Erstgeborene ist trotz alledem auch hier der Deutsche oder Preuße und nicht der Ultramontane. Und der Erstgeborene wird sein Erstgeburtsrecht zur Geltung bringen in dem Augenblicke, wo die wahre und leibhaftige Not seine Existenz bedroht. Und nicht nur das, da es auch ein Abfärben nach dieser Seite gibt.

Die Existenzsicherung der katholischen Kirche braucht nur lange genug und dem Urteil des Ultramontanen greifbar mit der Existenz seines Nationalstaates verknüpft gewesen zu sein, so wird

sich auch hier ein Gefühl ursächlichen Zusammenhanges herausbilden, und der Ultramontane wird als Träger nationalen Bewußtseins und nationalen Gefühles erscheinen, wie irgendein anderer Bürger seines nationalen Staates. Der nationale Staat kann also bis zu einem gewissen Grade auch im Ultramontanen eine nationale Zuverlässigkeit erzeugen, aber begnügen kann sich ein lebensvoller Staat mit solchem Ergebnisse nicht.

Denn immer wieder sei es gesagt: jedes starke Volk, jeder starke nationale Staat hat ein lebendiges Ziel: die Sicherung *seiner* Existenz. Und wie wir es hier verstanden und verstehen, ist sie nicht gleich mit bloßer Erhaltung, sondern Entfaltung, volle Entwicklung ist die Forderung. Sie verlangt ein Fortschreiten, ein Mitgehen von jedem seiner Bürger. Und alles, was nur erhalten will, hält zugleich auch fest, wird zum Hindernis und zur Hemmung der nationalen Entwicklung. Drücken wir es im Bilde aus, so stellt sich das Verhältnis zwischen Ultramontanismus und Nationalstaat so, daß dieser seinen „Gott" hat, jener aber auch. Der Gott eines Volkes ist das höchste Denkbild seines eigenen Wesens, sein „Wunsch" nach vollkommener Entfaltung; der Gott des Ultramontanen ist ein abstrakter Begriff, unleidlich, eifersüchtig, ausschließlich, der keine fremden Götter neben sich duldet. So kann es wohl dahin kommen, daß der „Gott" des Volkes dem Ultramontanen noch zum „Heiligen" wird, den er „verehren" kann, aber zum „Gott", den er „anbetet", wird er ihm nie. Der Gott des Ultramontanen aber modelliert auch den „Heiligen" auf die Dauer nach seinem Wesen, und damit wird ersichtlich, wie voller Angeln und Fallen nicht nur das Verhältnis ist und sein muß, das ein nationaler Staat mit dem Ultramontanismus eingeht, sondern auch daß dieser Gegensatz in irgendeiner Weise nach Auflösung und Harmonie streben muß.

Im besonderen Falle aber zeigt sich, wie schwer das Ringen Preußens und Deutschlands um die Einigkeit und Einheit durch das Hinzutreten dieses fremden politischen Elementes belastet wurde, eines Elementes, das neben dem Charakter der Fremdheit auch denjenigen der unmittelbaren Feindschaft gegen diese Vereinigung in sich barg. Bedeutete doch eine solche Vereinigung nicht mehr und nicht weniger als eine ungeheure Stärkung der politischen Macht des preußischen und protestantischen Wesens,

das heißt des eigentlichsten Feindes, den die katholische Kirche nach ihrer europäischen Überlieferung kennt.

Gibt es nun da einen Weg zur Auflösung jenes Gegensatzes in eine Harmonie? Auf den ersten Blick nicht, auch nicht, wenn man diesen Gegensatz rein abstrakt und theoretisch betrachtet. In diesem Falle kann das Urteil nur lauten: Nein, einer dieser beiden Götter muß stürzen, entweder der nationale oder der ultramontane Gott! Diese Folgerung zog der Ultramontanismus auch naiv und stark seinem Wesen gemäß: er stellte sich der Einigung Deutschlands feindlich entgegen; nicht daß das deutsche Wesen siege, war sein Wunsch und Wille, sondern daß das katholische Prinzip siege und herrsche. Dieser Wille war tätig und lebendig, solange sich eine Aussicht bot, das Ziel, den Untergang oder doch die Niederhaltung Preußens zu erreichen. Und je mehr diese Aussicht schwand, um so mehr warf sich jener feindliche Wille zu einem andern Ziele herum: im geeinigten Deutschland das ultramontane Wesen zur Entfaltung, wenn möglich zur Herrschaft zu bringen. Kam dieser Wille an sein Ziel, so bedeutete das nichts anderes als die Erstarrung des nationalen deutschen Lebens. Es ist unnötig, dies den Deutschen oder irgendwem zu beweisen. Jeder Deutsche hat diese Tatsache im lebendigsten Gefühl; sie lebt und wirkt in ihm in irgendeiner Gestalt als Ahnung und Bewußtsein, und sie ist die Quelle der Feindschaft, des lodernden Hasses wie des stummen Mißtrauens, womit er dem Ultramontanismus und seinen Anhängern begegnet. Keine Verstandesdeduktion war bis heute imstande, ihm hier eine andere Überzeugung beizubringen, als die, daß schließlich doch der Ultramontanismus der Todfeind des deutschen Wesens sei.

Mit Recht — solange der Ultramontanismus selbst sich nicht scheute, diese Todfeindschaft als bestehend zu proklamieren. Aber ob mit Recht oder Unrecht, diese Gegnerschaft blieb aussichtslos und steril, solange sie sich nur als eine Verneinung des andern Prinzips zu bekunden und zu betätigen fähig war, das heißt, solange auch das deutsche Wesen höchstens um seine Erhaltung zu ringen vermochte, zu einer Entfaltung und lebendigen Erfassung seiner selbst aber nicht gelangte. Und dazu gab es hinwiederum nur einen Weg: das deutsche Wesen mußte an seine Quelle zurück.

Es mußte die verschütteten und verfallenen Bahnen wieder öffnen und finden, auf denen es einstmals in die Welt drang. Wir wissen, was in dem vergangenen Jahrhundert deutsche Literatur-, Sprach- und Geschichtsforschung geleistet hat, wie da neben der christlichen, der katholischen, der hellenischen Romantik eine deutsche emporblühte, die uns mit den Nibelungen und der Edda, mit Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, mit Tacitus und der Geschichte der Goten, Longobarden, Franken, Sachsen bekannt und vertraut machte, die uns den Fortgang des deutschen Geistes aus jener Frühzeit bis zu Luther und Goethe, bis zu Lessing, Schiller, Klopstock und Kant wiedererkennen ließ; die in den Humboldt und Stein wirksam war und in Richard Wagner die schmetternde Fanfare des Siegfriedmotives erweckte, nach Leben rufend und durch alle Dämme dringend und durch wabernde Höllenlohe hinaufleitend zur Höhe sonnenklarer Reinheit und Schönheit.

Die Quellen flossen wieder, und damit ward es möglich, aus der Sterilität bloßer Erhaltung den Fuß über die Grenzscheide vorwärts zu setzen, wo die Sterne der eigenen Entfaltung winkten und lockten. Ein Besinnen auf unser Selbst, auf deutsche Art und deutsches Wesen war notwendig, um der Verführung „jenseits der Berge" mit starker Betonung des Eigenwertes begegnen zu können. Und erst von hier, von diesem neu gewonnenen festen Boden des nationalen Bewußtseins aus wurde die Notwendigkeit der Zukunft, die Weltaufgabe der deutschen und preußischen Entwicklung sichtbar. Deutschland kann im Antiultramontanismus nicht hängen bleiben, sondern wie Luther und die deutsche Reformation vor vierhundert Jahren über die bloße Verneinung hinaus zu neuem und lebensstarkem Glauben und Wirken vorschritten, so erwartet die Welt heute von Deutschland den geistigen Unterbau, worin, als der Entfaltung unseres eigensten Menschenwesens, die innere Spaltung überwunden werden kann. Denken wir an die Harmonie einer Beethovenschen Symphonie, oder an das Wort Goethes: „Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen ... sie *müssen* nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins

ist" — denken wir daran, wie an so manche lichte Hoheit, die uns von *unseren* Gestirnen entgegenstrahlte, so ahnen wir den Weg, nein, wir wissen ihn, der zu jenem Ziele der inneren Einheit führt, wie er längst schon zu dem der äußeren Einheit geführt hat.

Aber im Rückblick auf die vierziger Jahre, und besonders auf die Kämpfe der Revolutionsjahre, sehen wir auch die ungeheure Schwierigkeit, die Anfänge jenes Weges zu finden.

Wohl hat Graf Bernstorff in Wien das Wort gesprochen, der Einfluß und die Macht Preußens könne in Deutschland nur dann groß sein, wenn es in sich und als selbständiger Staat groß und mächtig sei; wohl hat auch der Minister Graf Brandenburg an Ludolf Camphausen in Frankfurt die Versicherung gegeben, „daß weder die Krone noch ihre Ratgeber auch nur den Gedanken antikonstitutioneller Gelüste hegen, wie er ebenso wußte und betonte, daß die Weltlage ein starkes, ein geordnetes Preußen erfordere, daß aber stark nur ein freies Preußen sei; wohl hat selbst Ranke erkannt, daß Preußen sich nicht mehr von selber fortbewegen könne, daß ein Teil seiner Macht und seiner europäischen Bedeutung jetzt in dem Zusammenhange mit Deutschland liegt; und so kann man allenfalls zur Oktroyierung der Verfassung mit Meinecke sagen: „Der alte preußische Staatsgedanke behauptete sich kräftig gegen das moderne nationale Deutschland, und tat es selbst mit modernen Waffen." Man kann so allenfalls urteilen, aber man kann aus dem Fortgange der hier getanen Schritte auch urteilen: Preußen fand den Weg nicht, und nichts behauptete sich — weder der alte preußische Staatsgedanke noch sonst ein Gedanke —, als die alte versagende politische Praxis; und sie konnte sich nur behaupten, weil ihr kein „modernes, nationales Deutschland" gegenüberstand, sondern ein dickes Bündel grauer Theorien, denn dieses „nationale Deutschland" war eine Konstruktion, weder lebendig empfunden, noch historisch gedacht.

VIII. Von deutscher Staatshoheit, von Fürst und Volk.

Politischer Fremdwörterspuk. — Von Staatshoheit und Staatsverfassung. — Ranke-Zitate. — Manteuffel. — Der Begriff der Volkssouveränität. — Ranke und die Kaiserkrone. — Allgemeines Stimmrecht und staatsbürgerliche Erziehung. — Preußen und Frankfurt. — Von der „Oktroyierung". — Souveränität und Parlament. — Staatshoheit und Tagung. — Im Banne der Theorien. — Droysen. — Die romantisierenden Politiker. — Dahlmann. — Gagern. — Stahl. — Bürgertum. — Arbeiterschaft. — Wirtschaftliche Existenzsicherungen.

Die Existenzsicherung Preußens, die Existenzsicherung Deutschlands war notwendig. Das war allmählich das allgemeine Empfinden geworden. Auch zeigen uns obige Aussprüche, daß die Erkenntnis in Preußen bis zu dem Punkte fortgeschritten war, wo man einsah, daß man eine Existenz nicht sichert, indem man sie schwächt, sondern indem man sie stärkt. Wo aber waren die Wege zu dieser Stärkung? — In dem Zusammengehen mit Deutschland, sagte Ranke; in der Vereinigung mit Deutschland, sagte Leopold v. Gerlach, in der Vereinigung mit Deutschland, sagte Gagern, sagten die Liberalen, in dem Aufgehen in Deutschland, sagte sogar einmal der König, und in dem Handinhandgehen mit der Zentralregierung in Frankfurt — so sagten die Minister Brandenburg und Bülow.

Aber es ging — man ging dennoch nicht, denn: Gespenster flogen über den Weg und scheuchten die Menschen auseinander. Von ihnen aber nannte man eins „Volkssouveränität" und ein anderes „Oktroyierung". So billigte z. B. Ranke die Oktroyierung unter der Bedingung, daß die Volkssouveränität dabei nicht Geltung erlange. Hätte er sich hier lebendig seines Protestantismus erinnert und seines Grundgedankens, wäre ihm der alte deutsche Spruch eingefallen: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme", so würde der Gelehrte vielleicht auch gelehrig gewesen sein. Denn daß wir es doch gerade heraus sagen: das Volk *ist* souverän. Preußen wäre nicht denkbar ohne diese „Souveränität". Aber unter dieser Volkssouveränität konnte nicht verstanden sein und ist nicht verstanden worden, daß nun der Peter und der Michel souverän seien, auch nicht, daß irgendeine politische Partei oder ein gesellschaftlicher Stand die Souveränität besäßen, denn sie wären ja nicht „das Volk", sondern nur ein Teilchen oder ein

Teil von ihm. Sondern „das Volk" reicht vom Fürsten bis zum letzten Pferdeknecht, sie alle miteinander bilden „das Volk", und was sie miteinander beschließen und ausmachen, ist ausgemacht und beschlossen. Die Souveränität dieser Gesamtheit besteht einfach und ist undiskutierbar. Gegen den Willen des „Volkes" gibt es keine Berufung. Oder gehört etwa der Fürst nicht zum Volke, weil er der Fürst ist? Ist der König von Preußen kein Preuße, weil er König ist? Der Fürst, nach beliebtem Vorbild als das Haupt bezeichnet, ist doch nichts ohne das Volk, kann nichts gegen den andern Organismus, sondern nach dessen Grundlage und „Konstitution" handelt er und führt aus. Er ist an diese „Konstitution" natürlich gebunden, und zwar nicht nur so gebunden, wie man etwas künstlich anbindet, sondern er ist mit seinem Volke verwachsen, eins, und wehe, wo dies nicht ist oder wo man anderes erstreben wollte. Als das Haupt des Volksorganismus aber stellt er ebenso natürlich dessen Souveränität dar, er „repräsentiert" sie. Was dagegen der Absolutismus wollte und will, ist keine Souveränität, sondern Willkür, die keinen Bestand hat und keinen Bestand haben kann. Losgelöstheit des Hauptes von dem übrigen Organismus — wie lange soll das denn noch leben und bestehen? Nur die Einheit, nur das innigste Leben mit- und ineinander gibt allen die Existenzsicherung und erhöht sie, und wer von Fürst und Volk als von absolutem Herrn und Untertan redet, der spricht kein Deutsch, sondern übersetzt nur fremde Sprachen. Gewiß kann das „Subjekt" in einem Satze mit der Passivform des Verbums verbunden werden; dann leidet und duldet der „Untertan" eben. Aber mit der Aktivform des Verbums verbunden, handelt das Subjekt, und ist das handelnde Subjekt ein Volk, von dem das Haupt sich ablöste, so muß man sich nicht wundern, wenn es „kopflos" handelt, nach Köpfen greift und sie zu Fall bringt, neue versucht und sich anzupassen sucht, und sie wieder verwirft, bis es den ihm taugenden gefunden hat. Die Revolution in diesem Sinne ist eben nichts anderes als das fieberhaft wahnsinnige Suchen eines sich kopflos fühlenden Volkes nach einem, nach *seinem* Haupte. Denn das ist die allererste Bedingung seiner Existenzsicherung, daß ein Körper auch sein Haupt habe.

Und weiter nun zu dem andern Gespenste! Hören wir einmal folgende Urteile: Seit der großen französischen Revolution sind die Nationalitäten „in den Staat mit Bewußtsein eingetreten, er würde ohne sie nicht bestehen können". In Preußen aber, in Deutschland hatte dieses Bewußtsein bis zum Jahre 1848 kein Organ, wo es hätte zum Ausdruck kommen können. Im Gegenteil, jede freie Äußerung wurde unterdrückt. Der deutsche Staat bestand nicht, der preußische kümmerte dahin.

„Auch bei uns schien es wohl, als sei nur noch der Umfang der Besitzungen, die Macht der Truppen, die Größe des Schatzes und ein gewisser Anteil an der allgemeinen Kultur für den Staat von Wert. Wenn es je Ereignisse gegeben hat, geeignet, einen solchen Irrtum zu zertrümmern, so sind es die Ereignisse unserer Zeit gewesen. Sie haben die Bedeutung der moralischen Kraft, der Nationalität für den Staat endlich wieder einmal zur Anschauung in das allgemeine Bewußtsein gebracht." Worte aus dem Jahre 1833. Ranke sprach sie, und was ich eben zitierte, und was ich weiter zitieren werde, sind Worte von Ranke.

„Wenn man seine Augen erhebt, so sieht man das ganze Gebiet, welches einst Napoleon überwunden hatte, von revolutionären Konvulsionen ergriffen. Man könnte eine Parallele ziehen zwischen den Siegen der Franzosen von 1792—1812 und dem Fortschritt ihrer Ideen von 1818 bis 1848; denn gibt es nicht auch eine Invasion von fremden Ideen? Zuletzt ist es zu einem sehr ähnlichen Erfolge gekommen. Die Macht fehlt, die damals alles in militärischen Banden hielt; die Grundgedanken der inneren Politik aber, aus denen diese Macht hervorging, sind um vieles weitergetrieben und um so populärer, je weniger sie gezügelt werden. — Es läßt sich wohl voraussehen, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben wird, namentlich da England und Rußland sich halten; aber zu wünschen wäre, daß man in Deutschland ihrer Hilfe nicht bedürfte, um den Verwirrungen ein Ende zu machen." — Darum eine „wohlüberlegte, wohlvorbereitete Restauration" (1848).

Für eine konstitutionelle Verfassung in Preußen spreche erstens, „daß das alte, in großen Perioden geistig bedeutende, immer nachhaltige und kräftige preußische Beamtenwesen, welches

den Staat zusammenhielt, nicht mehr existiert. Die höchsten Organe der Regierung wissen nicht mehr, was Gehorsam ist, und können deshalb auch nach unten hin keinen Gehorsam mehr finden"; zweitens, „daß sich die Menschen nun einmal gewöhnt haben, das Leben des Staates nur in konstitutionellen Formen zu denken" (1848). — Man wundert sich einigermaßen, solche Ansichten und Urteile in einem Gedankengange so eng beisammen zu finden. Schon damals kein altpreußisches Beamtenwesen mehr? Schon damals die höchsten Organe der Regierung ohne den Begriff des Gehorsams? Also emanzipierte, selbständige Individualisten? Etwa gar Angesteckte vom Geiste der Aufklärung und der „Freiheit"? Und zweitens sollten sich die Menschen nun einmal schon gewöhnt haben, das Leben des Staates nur in konstitutionellen Formen zu denken? Aber wenn das nur eine einfältige Gewöhnung war, so konnte man ja auch vielleicht erwarten, daß sie sich solches Denken wieder abgewöhnen und sich umgewöhnen würden.

Nein, so einfach lag die Sache denn doch nicht. Denn fragen wir nur einmal, warum haben sich denn die Menschen daran gewöhnt, so muß man antworten, weil sie überhaupt erst wieder politisch zu denken begonnen hatten. Mit dieser Tatsache des Selbstdenkens ergab sich die Forderung der politischen Mündigkeit ganz von selbst, und sie trieb, nach jenen Formen zu greifen, die anderswo schon vorgebildet waren. — Und weiter: Ranke urteilt einmal: „Das Nationalbewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht." Das Nationalbewußtsein — die Nationalität — Ranke stellt sie, wie wir sehen, der moralischen Kraft gleich. Und eine solche vorhandene, im Innern vorhandene Kraft soll nur für die auswärtigen Verhältnisse in Wirkung treten, nicht auch für die inneren? — Was Ranke da Edwin v. Manteuffel, dem Flügeladjutanten des Königs, für diesen in so leichter Form schrieb, war nicht seine Meinung. Er sah die Zusammenhänge, und an anderer Stelle tritt dieses Sehen hervor, da,

wo er darauf hinweist, daß z. B. in Bayern der Protestantismus die Erhaltung in seinen Rechten eben diesen konstitutionellen Formen zu verdanken habe. Da werden dann diese Formen zu etwas anderem als zu einer Denkgewöhnung, sie werden zu Trägern der Existenzsicherung des Protestantismus, und damit wachsen sie organisch aus der inneren Volksentwicklung heraus als notwendige und lebendige Gebilde, die ein Volksleben sich nicht abgewöhnen kann, so wenig, wie es sie sich angewöhnte.

Ranke sah die Dinge doch ernster, als es nach diesem leicht hingeworfenen „nun einmal" scheinen möchte. Darum betonte er, daß Preußen nicht mehr aus Deutschland zurücktreten, daß es sich nicht mehr ausschließen könne. Absolut auszuschließen sei nur, daß bei der neuen Verfassung die Idee der Volkssouveränität irgendwie zum Ausdruck komme. Da ist das eine Gespenst wieder. Und wie es in das Denken Rankes hineinkam, ist leicht zu erkennen: er hatte sich von den Jesuiten düpieren lassen. Seine Studien über die politischen Theorien hatten ihn zu der Erkenntnis geführt, daß die Jesuiten auch die Lehre von der Volkssouveränität aufgenommen hatten, und Mariana war dabei gar bis zur bedingten Billigung des Fürstenmordes vorgeschritten. Sehen wir einen Augenblick hier hinaus, so erkennen wir schnell die Herkunft dieses falschen Ideenganges. Mariana hatte die Erblichkeit des Fürstentums als aus der Unachtsamkeit und Feigheit oder Furcht der Völker entstanden erklärt. So grau diese Theorie auch war, Ranke sah die Folge dieser Gräulichkeit nicht. Mit Einschluß des Fürstentums ist für uns das Volkswachstum ein Ganzes, eine Einheit. Hatte also ein Volk sich aus den Edelsten einen Fürsten erkoren oder einen solchen gefunden, so schloß man natürlich und in naiver Vorwegnahme einer späteren Zuchtlehre, daß „der Apfel nicht weit von so edlem Stamme" falle. Dazu dann die Fürsprache und sorgende Macht des Vaters, die Einsicht der nächst Stehenden und vielleicht auch schon die Liebedienerei der „Vertrauten" verschaffte dem Fürstensohne bei der Werbung um die Nachfolge einen großen Vorsprung vor etwaigen andern Mitbewerbern. So stiegen Ansehen und Macht eines Geschlechtes von Generation zu Generation, und schon ein hoher Grad von Entartung oder Erschlaffung mußte eintreten, ehe man sich

entschloß, einem neuen Werbe- und Ränkespiel stattzugeben und das Volk dafür zu gewinnen.

Aber in alledem, was die Jesuiten an Theorien aufbauten, erscheint ein Wesentliches: die Trennung von Fürst und Volk. Wir haben es in dieser Theorie mit einer dualistischen Grundanschauung zu tun, die dem deutschen Leben und Sehen ebenso fremd war, wie sie dem romanischen eigentümlich ist. Und hierin ließ Ranke sich von den Romanen betören, anstatt seinem deutschen Denken und Empfinden zu folgen und bis zum klaren Ausdrucke durchzudenken. So verstand er unter Volkssouveränität, die er mit vollem Recht aus der preußischen Verfassung herausgehalten wissen wollte, nur jene aus dem Romanismus überkommene Idee der Herrschaft des absoluten Volkes. Diese aber hatte die Nation in Preußen abgelehnt, wie sie das absolute Königtum abgelehnt hatte und wie dieses selbst auch von der Krone aufgegeben worden war.

Ängstlich besorgt um die Sicherung besonders der preußischen Existenz, ging Ranke nun mit seinen Vorschlägen weiter. „Glücklicherweise" — so meinte er — „haben die Massen kein eigentlich politisches Interesse; sie suchen Erleichterung ihres Zustandes, sie wollen vor allen Dingen ihren Lebensunterhalt gesichert sehen. Wenn wir es sagen dürfen, so haben sie hierauf in dem preußischen Staate noch einen gegründeteren Anspruch als irgendwo sonst, und zwar wegen der allgemeinen Dienstpflicht. Denn wer mit seinem Leben dem Staate dient, hat auch für seinen Unterhalt ein Anrecht an denselben." Obgleich wir die Meinung, die Massen hätten kein eigentlich politisches Interesse, heute bezweifeln müssen; obgleich wir ferner die Anschauung Rankes, daß dies „glücklicherweise" so sei, gerade bei ihm merkwürdig finden, da es doch gar keine Frage ist, daß geringer Sinn für politische Interessen nicht nur ein Zeichen niedrigerer Bildung und obendrein eine stete Gefahr wäre, da dort jede absurde Agitation sofort ein freies Wirkungsfeld und nur geringe Widerstandsfähigkeit fände: so erkennen wir doch, wie hier der konservative Gedankengang dem sozialistischen in gewissen Forderungen begegnet. Ranke weist den Staat auf seine soziale Verpflichtung hin, und ganz energisch nimmt er in sein Denken zwei speziell sozialistische Forderungen

auf: „Der Gedanke ergibt sich, daß der Staat unter gewissen Bedingungen, namentlich mit sorgfältiger Wahrung der privaten Tätigkeit, die Arbeit organisieren und vielleicht das Recht auf Arbeit anerkennen sollte. Man könnte sich denken, daß der Staat besonders die zum Kriegsdienst fähigen Arbeiter während des Friedens unter militärischer Organisation beschäftigte." ... Damit haben wir den einen Pol erreicht, an dem das Denken Rankes um die Existenzsicherung des Staates verankert liegt: mittels der Sicherung des Lebensunterhaltes der Massen will er den Staat selber gegen die innere Gefahr der Entkräftung und damit der nervösen Erregung sichern.

Aber Voraussetzung von alledem war: „vor allem Beseitigung des allgemeinen Stimm- und Wahlrechts", wie es die preußische Verfassung vorsah. Wittert man darin den Ausdruck der Volkssouveränität, und zwar jener auf dualistisch-romanischer Theoriengrundlage, so war diese Forderung nur folgerecht. Sieht man dagegen mit deutschen Augen auf diese Frage, so muß man sagen, daß jeder wohl über die Schmerzen und die Wünsche, die er hat, am besten selber aussagen kann. Das macht den „Arzt" nicht überflüssig, und es ist auch nicht damit gesagt, daß jeder auch imstande sei, in die „ärztliche Wissenschaft" hineinzureden. Ganz sicher aber ist: will man Existenz des politischen Sinnes, so kann diese nur bei den eigenen Interessen und — Pflichten einsetzen; und, will man dem Staate möglichst viel unmittelbares Leben des Volkes zuführen, so ist das allgemeine Stimmrecht, als ein Recht der Aussage, der Meinung und Weisung als eine vorzügliche Korrektur bureaukratischer Paragraphenweisheit und aktenmäßiger Gefühllosigkeit zu betrachten. Wer die Existenz des Staates sichern will, der muß eine Kontrolle bis in die äußersten Staatswirkungen hinaus wünschen. Das Gegengewicht gegen das allgemeine Stimmrecht besteht darum nicht in seiner Abschaffung, sondern in der allgemeinen Kenntnis der Staatspflicht und in ihrer Betätigung, das heißt, der Staat muß das große Werk der staatsbürgerlichen Erziehung selber in die Hand nehmen.

Der andere Pol der Rankeschen „Politik" war die Kaiserkrone. Als die Nationalversammlung in Frankfurt sich für die Annahme der Kaiserkrone durch Preußen entschieden hatte, da

war (Ende März 1849) Ranke für die Annahme. Dazu zwang ihn der Geschichtsforscher. Aber der politische Theoretiker kam und verwirrte ihm das Konzept: „Die Krone, welche, von der Nationalversammlung angeboten, von zweifelhafter gesetzlicher Geltung sein würde, bekommt, von den Fürsten übertragen, eine bei weitem legalere Grundlage. ... Das Anerbieten der Fürsten gibt nun dem neuen Kaisertum eine um vieles bessere Begründung. Denn auch das gehört zum Begriff desselben, daß der Mächtigere den Schwächeren Schutz verleiht. Wer sich nicht selbst zu schützen vermag, erklärt sich insofern für unfähig, die volle Souveränität zu besitzen, und muß einen Teil davon demjenigen abtreten, der ihm Schutz und Schirm gewährt. Dies in der Form des Kaisertums zu tun, sind die Fürsten willig und ohne Zweifel auch berechtigt."

Deutlich erkennt man hier den Wechsel zwischen geschichtlicher und formalistischer Auffassung bei Ranke. Geschichtlich ist die Darlegung von dem Übergang eines Teiles der Souveränität des Schwächeren an den Stärkeren; formalistisch die Meinung, das Angebot durch die Fürsten mache die Sache legaler. Nein, höchstens glatter hätte sich die Übertragung und die folgende Neuordnung vollzogen. Obendrein die in Betracht kommenden Fürsten hätten nachher auch zugestimmt, wenn Preußen die von Frankfurt angebotene Kaiserkrone angenommen hätte, wie sie sofort „Nein" sagten, als Preußen hier ablehnte. Bestritt man aber der Frankfurter Versammlung das Recht, eine deutsche Kaiserkrone zu vergeben, so könnte man ebenso fragen, wo denn die Krone war, die die Fürsten zu vergeben hatten? Es war so — tatsächlich und juristisch —, daß diese Kaiserkrone nirgendwo existierte als in der Idee. Ergriff Preußen die Idee, so setzte es sich die Kaiserkrone auf kraft seines Willens und kraft seiner Macht. Legaler konnten diese Fürsten, die sich der Existenzsicherung Deutschlands und Preußens in den Weg stellten, ohne beiden einen Ersatz dafür bieten zu können, durch ihren Spruch nichts machen, zumal sie zumeist im Widerspruch mit einem Teile ihrer eigenen Völker handelten. Die Sache lag demnach so, daß es sich um eine Idee und die aus ihrer Verwirklichung fließende Schöpfung eines neuen Zustandes handelte. Traten die Krone Preußen und die Nationalversammlung in Frankfurt zusammen,

so war die notwendige Neuschöpfung so gut wie gesichert, denn hier wirkten zwei lebendige Mächte — die Idee der Zukunft und die reelle Macht Preußens — zusammen. Ihnen gegenüber standen die Mächte der Vergangenheit: der fürstliche Absolutismus und die Selbstgenügsamkeit der kleinen und mittleren Staaten. Trat Preußen auf diese Seite, da in ihm ja auch die gleichen Mächte noch wirksam waren, so trat es von der Sicherung seiner Zukunft noch einmal zurück, und die Vergangenheit gewann nochmals die Macht über Preußen. Ob so oder so, die Frage blieb eine Machtfrage, des Inhalts: wer ist der Stärkere, die Vergangenheit oder die Gegenwart und Zukunft? An den Früchten seines Schrittes — Fehlschlagen der Union, Wiederherstellung des Bundes durch Österreich, Demütigung Preußens durch Österreich und Rußland — erkennt man, daß es in die Irre gegangen war. An obigen merkwürdigen Darlegungen Rankes aber erkennt man ebenso, daß der Geschichtsforscher vom theoretisierenden Formalisten überwältigt worden war. Notwendige Folgerung aber wurde und blieb: sollte das Leben in Deutschland und Preußen noch einmal zu seinem Rechte kommen, so mußte der von Österreich wiederhergestellte Bund zerschlagen werden. Bismarck hat diese Notwendigkeit begriffen.

Dieser Bismarck aber soll im Jahre 1848 der Oktroyierungspolitik vom 5. Dezember innerlich ferngestanden haben, während Ranke „eine Begründung und Rechtfertigung der Oktroyierungspolitik, des Oktroyierens selbst, vor allem aber des zu Oktroyierenden" geliefert haben soll. Weder die Darlegungen Meineckes noch diejenigen von Marcks und Ranke selbst überzeugen mich von der Richtigkeit dieser Anschauung. Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Dinge, wie sie wirklich war, so lag die Staatshoheit — nicht die romanische Souveränität — im „absoluten" Staate, der Preußen doch noch war, beim Könige. Aber diese Staatshoheit war kein persönliches, abgetrennt königliches Element, sondern sie gebührte dem Staate Preußen, dessen gesetzliche Vertretung eben bei dem Könige lag. Bei dem Könige lag nun die doppelte Befugnis oder Möglichkeit, von denen keine vor der andern staatsrechtlich etwas voraus hat: der König konnte einwilligen, mit andern in Beratung über eine neue Verfassung zu

treten, oder der König konnte eine neue Verfassung gleich selber bewilligen. Beides hat mit dem Oktroyieren im Sinne von Aufdrängen gar nichts zu tun, eher noch mit dem Oktroi, was von auctoritas abstammt. Welche Autorität soll nun hier gemeint sein? Die einfach amtlich formale, die der König als König hat, oder die menschliche, lebendige, die dem Vertrauen begegnet, daß dieser König das Rechte kraft seiner tiefen Einsicht anordnen werde? Ich glaube, daß wir an dieser Ecke nicht darum herumkommen, daß in so wichtigen Staatsdingen, wie der Schöpfung einer neuen Verfassung, die persönlich und menschlich ungenügend begründete königliche Amtsautorität nicht ausreicht, den Widerspruch und Unwillen zurückzuhalten — weder in Preußen noch sonst irgendwo in der deutschen Welt, denn der Deutsche will, daß sein König und Fürst ein Erster, wenn möglich der Erste sei, und der Deutsche erträgt es nicht, daß etwa zur Verbergung persönlicher Schwächen der Mantel der königlichen Autorität mißbraucht werde.

Aber auch abgesehen hiervon: trat der König mit andern zur Beratung zusammen, so berief er diese damit selber zur Teilnahme an der staatlichen Hoheit. Verlieh er dagegen die Verfassung von sich aus, so berief er durch sie andere zur Teilnahme an der staatlichen Hoheit. Genau betrachtet wäre das Erste viel mehr ein Willkürakt als das Zweite. Denn die durch eine verliehene Verfassung Berufenen wären eben durch die Zwischenschiebung der Verfassung selbst dem königlichen Sonderwillen viel mehr entrückt und gegen ihn gefestigt worden, als die Berufenen, die er kraft königlicher Machtbefugnis zur Beratung einer Verfassung einlud. Wie er sie berufen hatte, so hätte er sie auch wieder nach Hause schicken können. Solange es keine Verfassung gab, die sie berechtigte, waren sie von der königlichen Willkür weit mehr abhängig, als die verfassungsmäßig Berufenen. Der liberale und demokratische Doktrinarismus verhinderte es, daß man diese Lage klar erkannte; man griff infolgedessen nicht nur nicht zu, sondern man empfand gerade die „Oktroyierung" als etwas Unerhörtes. Doch seien wir möglichst gerecht: Stammte diese ablehnende Empfindung nur aus dem Bedenken, daß die Oktroyierung der Theorie widersprach? Oder zum Teil auch aus dem

Zweifel an der Persönlichkeit des Königs? Genoß er das Ansehen noch, daß etwas Ganzes und wirklich die Existenz Sicherndes von ihm zu erwarten war? Oder stand er nicht schon in dem Rufe, jener dualistischen Theorie von König und Volk in seiner Art zu huldigen? In seiner Art, die ihn dann dazu trieb, vor allem auf die Existenzsicherung seines Königtums bedacht zu sein?

Sehen wir darum von den Fremdwörtern einmal ab, sprechen wir von Staatshoheit anstatt von Souveränität, von Verleihen, Bewilligen anstatt von Oktroyieren, so kommt vielleicht doch eine Sache heraus, die deutsch und für Deutsche verständlich ist. In Deutschland gab es eine Staatshoheit, und sie lag immer da, wo das Wort es sagt: beim Staate. Stellte der Fürst diesen Staat noch allein dar, so stellte er auch allein die Staatshoheit dar. Das aber war möglich, wenn der Fürst auch allein das Haupt war, wenn alle Gedanken der andern Köpfe durch dieses Haupt gingen und hier erst zu einem letzten Ausgleich und zu einer bestimmenden Willenseinheit zusammenflossen. Wuchs nun, wie das nicht ausbleiben konnte, die Zahl der denkenden Köpfe in größerem Maße, so wurde jener einfache und unmittelbare Prozeß immer schwieriger. Es war wünschenswert und es wurde notwendig, einen Ausgleich schon vorher zustande zu bringen und dem Fürsten eine also vorbereitete Willenseinheit darzubieten. Damit aber wurde die Aussprache notwendig, das „Parlament", die Tagung. Und ebenso wurde es notwendig, diesen die Willenseinheit vorbildenden Organismus mit dem andern Organe, das diese Willenseinheit darstellen sollte, in eine stete, ungehemmte und lebendige Verbindung zu bringen, sie beide einander zu verpflichten. Also nicht eine Teilung der Staatshoheit galt es, sondern eine Ermöglichung derselben.

Durch seine Minister trat des Königs Wille mit dem Streben des Volkes in Verbindung. Wirkung und Gegenwirkung, Rede und Einrede fanden statt, und so konnte dem Fürsten eine Sache dargeboten werden, deren umfassende Bewältigung ihm allein nicht möglich gewesen wäre. Vorbereitung und Darstellung der Staatshoheit — das ist im Kern, was man eine konstitutionelle Verfassung genannt hat. Des Fürsten *Macht* wurde nicht beschränkt, sondern nur seine *Willkür*; die Macht im Gegenteil

wurde insofern vermehrt, als sich hinter seine Ausführung nun der bewußte Wille des Volkes stellte. Und da es die *Staats*hoheit darzustellen galt, war es ebenso richtiger, möglichst den von jeder andern Rücksicht befreiten Willen der Wähler als den ständisch gebundenen und beeinflußten zum gemeinsamen Werke anzurufen. Verlangte man vom Fürsten gleichsam eine Objektivierung seines Willens zum Staatswillen, so mußte man das gleiche von allen andern verlangen, die zur Beteiligung an der staatlichen Hoheit mitberufen wurden. Auch hier sollten nicht ständische, nicht lokale oder sonstige Sonderinteressen bestimmend in den Vordergrund treten, sondern die einzigen Interessen der besten Organisation des Volkslebens, das ausschließliche Interesse der Existenzsicherung der Nation. Wir wissen heute, daß das Ideal dieser nur ganz selten rein zur Verwirklichung kommen kann und gekommen ist: zumeist nur in den Augenblicken höchster Gefahr.

Nach wie vor aber liegt noch immer die Sache so: der Fürst stellt nach außen die Staatshoheit dar; dem Beschlusse des Land- oder Reichstages verleiht er nicht Autorität, denn diese hat er durch sich selbst, sondern er tritt diesem Beschlusse entweder bei oder lehnt ihn ab. Tritt er ihm bei, so wird der Beschluß wirkend, er wird Gesetz.

Alles andere Denken ist für deutsches Denken unfaßbar: ein Parlament, das die Staatshoheit für sich allein haben und den Fürsten nur zu seinem Diener machen sollte, ist so widersinnig wie eine Staatshoheit, die nur und ausschließlich im Erkennen und Willen des Fürsten ruhen würde. Der Fürst kann der Diener des Staates, nicht der des Parlaments sein — das ist deutsch, wie wir es seit Friedrich dem Großen wissen. Und deutsch wäre ebensowenig, daß der Fürst der Meister des Parlamentes wäre, aber der Meister des Volkes — das ist fast die Voraussetzung und der Wunsch des Volkes. Fast lächerlich aber erklingt uns ein Spruch von der Staatshoheit des Volkes im Gegensatze zu der Staatshoheit des Fürsten. Souveränitäten und derartiges Blendwerk mag es ja zweierlei und elferlei geben, die Staatshoheit ist nur einfach und einzig. Sie liegt bei dem Staate und nirgendwo anders. Der Staat aber ist das organisierte Volk. Und dieses organisierte

Volk umfaßt den Fürsten mit und löst ihn nicht von sich ab. Einen solchen „Absolutismus" hat Preußen übrigens kaum je gehabt, denn hier dachten die Fürsten, die überhaupt dachten, sich als Vertreter des Staates, als Vertreter des vielleicht noch schwach organisierten, darum um so mehr zu organisierenden Volkes, und sie dachten sich nicht als absolut, als losgelöst von dem Leben ihres Volkes. Ein natürliches und gesundes Empfinden hielt sie von diesem Versinken in den blauen Dunst eines romanischen Gottesgnadentums zurück — weil sie meist keine romantischen Frömmlinge, sondern fromm waren, und wir wissen von dem Größten der Hohenzollern, daß es einer seiner höchsten Wünsche war, nicht über Sklaven zu herrschen.

Und als Einschiebsel noch einmal ganz in die Theorie hinein. Man denke sich einmal alle Fürsten aus Deutschland hinaus: der Staat, das organisierte Volk bedürfte dann doch auch eines Hauptes. Also ein wählbares! Ein Präsident. Wer aber bürgt alsdann dafür, daß die „Mehrheit" nicht einmal anstatt den obersten einen unteren Körperteil zum Haupte wählt? In einem niedergehenden Volksorganismus, der auch seine „Blähungen" hat, wäre das nicht bloß möglich. Immer aber muß es ein „Haupt" geben, mag es sein, wie es will. Aus welchem Grunde aber hält ein Volk wohl an seinem Dynastengeschlechte fest? Aus dem ganz sicheren Instinkt heraus, daß damit seiner Existenzsicherung immer noch am besten gedient ist. Ein Organismus entwickelt sich nach dem Gesetze des Werdens. Begleitet ein Bewußtsein dieses Werden, so wird ihm wohl auch allmählich das Gesetz selbst und das eigenartige Wesen des sich entwickelnden Körpers offenbar. Nun läßt es sich aber in der Geschichte und durch sie nachweisen, daß das älteste Bewußtsein der Entwicklung hinter uns dasjenige der sogenannten „ersten" Familien ist. Erst nach und nach tritt in der Geschichte auch das Bewußtwerden weiterer Stände auf. Und heute noch gibt es in Deutschland ganze Stände, ganze Volksbruchteile, denen ihre eigene Entwicklung noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Sie haben noch keine Geschichte und keine Tradition. Tritt nun aus solchen Kreisen ein Mensch hervor, der ein bißchen studiert, an fremden Theorien und Ideen herumgeknabbert hat und in

der Hauptsache eine frische Phantasie hat, so mag einem solchen im heutigen Staats- und Gesellschaftsleben manches lächerlich, vieles veraltet erscheinen; er beginnt also: Das ist falsch und jenes, und das muß so und jenes so gemacht werden. Lauter „einleuchtende" Dinge! Und dennoch — ein großer Teil des Volkes verharrt in seinem Mißtrauen gegen all diese „Weltverbesserung". Warum? Zu kurzlebig ist ihm diese Weisheit. Erst gestern kam da ein Bewußtwerden herauf, und heute soll das nun schon tonangebend sein? Nein, zur Kritik, zur Anregung ist ein solches frisch und frei gewachsenes Urteil sehr gut, aber zur Führung, zur Leitung? Da will ein Volk, da muß es Leute wollen, die eine lange Erfahrung hinter sich haben, die seit Generationen mit dem Wachstum und der Eigenart des Volkes vertraut sind und die Gesetze seiner Entwicklung in ihr Bewußtsein aufnahmen, kurz Männer, in deren Kreise eine Tradition waltet und lebendig ist, die älteste Tradition des Volkes selbst und seines Werdens. Gewiß, manche Starrheit, manche Erstarrung mag in diesen ältesten Schichten der Bevölkerung walten, aber solche Schwerfälligkeiten lassen sich meist durch größere Lebendigkeit auf der andern Seite und durch natürliche Verjüngung heben, während ein Außerkurssetzen dieser älteren Volksschichten ihre Erfahrung, ihre Kunst der Führung mit außer Kurs setzt und ein Volksleben vor einen neuen Anfang oder vor eine neue Richtung stellt. Also immer ein Experiment und immer die Verzichtleistung auf die Erfahrung, womit ein langes Leben ein Volk beschenkte. Eine solch lange Erfahrung hatte Preußen auch schon hinter sich, als Deutschland begann, von ihm eine neue Sicherung seiner Existenz zu erwarten.

Wenn nun Droysen, der im Jahre 1848 auch noch Preußen mit auflösen wollte, um zu Deutschland zu gelangen, später seine Meinung dahin wandelte, daß er in der preußischen Geschichte die deutsche schon vorbereitet sah; und wenn er glaubte, geschichtlich nachweisen zu können, „daß Preußen schon in der Vergangenheit moralisch bis zu gewissem Grade in Deutschland aufgegangen" sei: so irrte er damit nur insoweit, als er das noch unbewußte oder halbbewußte Werden Preußens in seiner Reflexion als ein bewußtes und absichtsvolles zu erkennen glaubte. Tatsächlich lag indessen folgendes vor: Preußen war deutsche Kolonie. Als

solche hatte es eine deutsche Aufgabe. Diese erfüllte es durch sein eigenes Wachstum und durch seine Stärkung. Dazu fand in Preußen der deutsche Gedanke der Reformation Aufnahme und Pflege; Pflege insofern, als er vorerst vor dem Untergange bewahrt wurde. Hieraus ergab sich für Preußen die doppelte Aufgabe: der Grenzschutz Deutschlands und die Bewahrung des deutschen Gedankens. Damit diente Preußen Deutschland, und mit diesem Dienste erfüllte es eine deutsche Aufgabe. Von hier aber bis zum positiven und bewußten Erfassen der deutschen Aufgabe im allgemeinen ist allerdings nicht nur ein Schritt, sondern tausend. Droysen sah richtig, daß sie gemacht wurden. An seiner preußischen Aufgabe hielt Preußen von selbst, aus eigenem Erhaltungstriebe, fest; an seiner deutschen Aufgabe wurde Preußen von Deutschland festgehalten von dem Augenblick an, wo die große deutsche Aufgabe hell und klar in das Spiegelbild der Zukunft einzutreten begann.

Ein anderes ist es nun, wie die Stein, Fichte, Humboldt u. a. die Grundidee zu haben, daß die Deutschen zusammengehörten; und wieder ein anderes, den politisch möglichen Weg zu dieser Einigung aus dem Chaos der Willensbestrebungen heraus zu finden und zu weisen. Dazu bedurfte es eines Bewußtseins nicht nur von der deutschen, sondern ebensosehr auch von der preußischen Existenznotwendigkeit. Und eine der ersten war da: Festhalten an der Geschlossenheit des Machtstaates, der Preußen im Gegensatz zum Osten als deutsche Grenz- und Vormacht geworden war. Die „Politiker" aber phantasierten. Zuerst sprachen sie davon, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse. Dann, im Januar 1849 nach der Verleihung der preußischen Verfassung, prägte Dahlmann das Wort, daß Preußen in Deutschland eingehen solle. Die preußische Notwendigkeit aber war das alles nicht, sondern da war nur das notwendig, daß Preußen mit Willen und Bewußtsein auf Deutschland eingehe. Diese westlichen Deutschen fürchteten alle, so sehr sie ihn auch notwendig hatten, den starken Staat. Davon zu lassen aber konnte doch den wirklichen Preußen nicht einfallen. Sie stemmten sich, wie dies auch Heinrich v. Gagern erkannte, einem Aufgehen Preußens in Deutschland entgegen und wollten lieber gesonderten Fortbestand.

Auf der andern Seite gar hielt man Preußen für einen „Kunststaat", und noch im Juni 1849 sprach Max v. Gagern von dem „abgeschlossenen, überspannten brandenburgischen Königtum, das einst unser altes deutsches Reich zugrunde gerichtet hat". So viel verstand man in diesen Kreisen einer romantisierenden Demokratie von Geschichte, und so wenig hatte man Sinn für ein natürliches Werden, daß man sich vermaß, Geschichte nach Theorien machen zu wollen, und daß man nicht einmal mehr bemerkte, wie das Eingehen Preußens auf Deutschland eben jetzt schon mit dem „überspannten Königtum" ein Ende gemacht hatte, und wie die Verleihung der preußischen Verfassung durch die Einwirkung der deutschen Entwicklung auf die preußische ermöglicht und beschleunigt worden war.

Freilich, wie man auf dieser Seite von Theorien umstrickt war, so auf der andern nicht minder. Wenn Stahl z. B. die parlamentarische Regierung gleichsetzte mit der Herabsetzung des Königs zum Willensvollstrecker der Kammermajoritäten, so erkennt man den Unheilsnebel, von dem auch die Rechte befallen war, schnell. Zuratеziehung einer größeren Zahl von Sachverständigen, die mit dem Leben des Volkes lebendige Fühlung haben, setzt und kann keinen König herabsetzen. Ihm bleibt die Macht, Männer, die ihm eine Preisgabe seines Willens abtrotzen möchten, nach Hause zu schicken, und in allen Fällen bleibt er, was er war: der Willensvollstrecker des Volksstrebens. Eins nur hat sich da mit der Zeit geändert und wird sich in einem natürlich sich entwickelnden Volksleben zu bestimmter Zeit stets ändern: der Wille ist, wie Schopenhauer sagt, unbewußt; er schafft sich seinen Intellekt. Und zwar nicht bloß so im allgemeinen, sondern auch in der Entwicklung eines Volkslebens. Zuerst erwacht da ein Willensintellekt einzeln, im Könige, im Fürsten, bei wenigen; dann dringt mit dem Alter- und Reiferwerden des Volkes das Bewußtwerden in viele Köpfe ein, und so muß dann durch Aussprache die Harmonie, die Willenseinheit geschaffen werden. Es geht nicht anders. Was aber soll ein so natürlicher Vorgang mit einer Herabsetzung des Königs zu tun haben? Es gibt Könige, und das waren preußische Könige, die darin anders dachten, die nicht über Tiere herrschen wollten, und denen die Erziehung ihres

Volkes zur Intelligenz eine alleroberste Königssorge war. Dieses misanthropische Mißtrauen mag die Sache von Kasuisten und Dialektikern sein, die aus falschen Antrieben zu falschen Zielen Wege suchen, die Sache der preußischen Könige war es nicht. Ihre Geschichte ist, ihrer Geradheit und Tüchtigkeit entsprechend, eher zu voll von allzu großem Vertrauen, als daß die „Tugend" der kraftlosen „Dekadenz" bisher hätte Macht über sie gewinnen können. Nur in der Zeit der „Heiligen" Allianz, als Preußen sich mit dem Zaren und mit Metternich verbündete, gab es einmal eine „Demagogenverfolgung", und nur unmittelbar nach den traurigen Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. griff selbst ein Bismarck nach dem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. Notwehr! — Existenzsicherung! Denn man wehrt sich gegen den, der einem nach dem Leben trachtet.

Aber zu weit flogen wir voraus. Sehen wir zurück!

Preußen brauchte Deutschland, Deutschland Preußen. Ein geschwächtes Preußen konnte Deutschland nicht helfen, nur ein geschlossenes, starkes Preußen konnte und kann das. Deutschland hat seine Kulturaufgabe. Darauf mußte Preußen eingehen. Umgekehrt mußte Deutschland sich mit der Machtaufgabe Preußens abfinden. Denn dieser Macht bedurfte Deutschland auch selbst, sollte es sich in Sicherheit seiner Arbeit widmen können. Und noch eines bedurften beide: der zweckmäßigsten Organisation des deutschen Lebens. Da gewann Deutschland sich in Preußen den Organisator.

Über das Ziel war man fast einig. Aber der Weg zum Ziele? Preußen hatte den wirtschaftlichen Weg beschritten. Das große Marktgebiet des Zollvereins hatte zur Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte angelockt. Aber gleichzeitig mit diesem wirtschaftlichen Emporgange kamen die Mißverhältnisse der sozialen Gliederung zum Vorschein. So fand die sozialistische Doktrin in Deutschland Eingang. Schon um das Jahr 1848 herum hören wir deutlich von dem Einbruche dieser Ideen. Hinter dem Stande des Bürgertums, das sich eben zu Mitraten und Mittaten aufrafft, um in einem umzubildenden Staate seine Existenzsicherung zu finden, regt sich eine weitere soziale Schicht der Bevölkerung, die die Sicherung ihrer Existenz verlangt. Mit vollem Recht, denn hier

war die Existenznot am größten und wurde es dem Anscheine nach immer mehr. Auch hörten wir schon, daß gerade konservative Kreise für den Kern dieses Notschreis Verständnis besaßen.

Da rief List — und er fand tausendstimmigen Widerhall — nach dem Schutz der nationalen Arbeit. Schutzzölle sollten helfen, die Kräfte und Mittel zu beschaffen, um die Massenaufgaben lösen zu können. Aber was vom wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkte aus so dringend erwünscht erschien, war der politischen Unfertigkeit halber nicht durchzuführen. Umgab sich der Zollverein mit höheren Schutzzöllen, so hieß das, alle deutschen Kräfte, die noch nicht dem Vereine beigetreten waren, aussperren. Die gewünschte Bildung des neuen deutschen Staatswesens wäre auf diesem Wege, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch sicherlich sehr ins Weite geschoben worden. Der Zollverein mußte den Beitretenden die Türe noch offen halten.

List aber sah nicht nur, wie alle andern, das nächste Ziel: die Einigung Deutschlands, sondern er sah über das Ziel hinaus; er sah die Riesenaufgabe, die für das deutsche Volk hinter dem Ziele kam. Sollte Deutschland ihr gewachsen sein, so konnte es mit der Entfaltung, Stärkung und Existenz seiner nationalen Kräfte nicht früh genug beginnen. Daher die Ungeduld bei ihm. Er wußte, was es für Deutschland einmal zu erringen und zu verteidigen galt. Und dabei stellte er noch den guten Willen und die vernünftige Einsicht Englands mit in die Rechnung unserer Zukunft. Heute wissen wir, daß er sich in diesem Punkte täuschte. Aber diese Täuschung war ein Glück für uns. Hätte er den bösen Willen Englands erkannt, aus dem Mutmacher wäre wohl ein Verzweifelnder geworden. Eine halbe Welt und mehr als Feind eines starken Deutschlands — das wäre vielleicht auch für diesen Genius zuviel gewesen und hätte seine Zuversicht gebrochen.

Alles in allem, zur Sicherung der Existenz war dem deutschen Volke nötig:

volle Entfaltung seiner wirtschaftlichen Kraft, die dann als Träger einer großen politischen Organisation dienen konnte,

und über beide Notwendigkeiten hinaus:

die Schöpfung der inneren Zuverlässigkeit,

also die Befriedigung der sozialen Begehrungen und die Kalt-

stellung der ultramontanen Gegnerschaft gegen die preußische und protestantische Führung. Alles dies im Hinblick auf die mit seiner wachsenden Kraft zugleich emporwachsenden internationalen Antipathien. Bedenken wir, daß es ein Mittel gab, an all diesen schweren Aufgaben vorbeizukommen, sich an ihnen gleichsam vorbeizudrücken, und daß dieses Mittel in voller Harmonie stand mit dem großen menschlichen Hange zur Faulheit und Bequemlichkeit: so läßt es sich begreifen, daß der Emporgang der deutschen Entwicklung nicht einmal, sondern oftmals und aus gewissen Kreisen beständig eine Verzögerung und Hemmung erfahren mußte, die nicht immer rasch und gänzlich zu überwinden waren. Aus dieser Quelle aber floß die stete Stärkung den antinationalen und partikularistischen Strömungen zu.

Das Mittel aber war: der volle und gänzliche Verzicht auf eine nationale Entwicklung und damit die Preisgabe unseres Volkes und seiner Ehre.

IX. Ludolf Camphausen und Bismarck.

Bismarcks erstes Hervortreten. — Der Blick nach dem Auslande. — Werdezeit. — Skepsis und Glaube. — Staat und Geist. — Die Grundkraft des Protestantismus. — Der deutsche Gedanke. — Bismarcks Frommsein. — Bismarck und die Demokratie. — Humanität. — Die Judenfrage. — Geschichtskenntnis und preußische Politik. — Der Antrag Camphausens vom 11. August 1849. — Das preußische Selbstbewußtsein. — Bismarck gegen Camphausen. — Sein preußischer Übermut. — Der „verlorene Sohn“. — Der werdende Staatsmann. — Bismarck und Gerlach. — Deutsche und preußische Notwendigkeit. — Die Notzeit der deutschen Einigung.

Bis zur Aussicht in diese Tiefe führte uns der Weg und die Betrachtung der Zeitdinge. Und nicht nur bis zur Aussicht, denn Preußen war nahe daran, in dieser gähnenden Tiefe zu versinken. Während man mit den Köpfen stritt und alle möglichen Theorien erwog, gerieten die wirklichen Lebensverhältnisse des preußischen Staates und Deutschlands in immer größere Verwirrung. Es war die höchste Zeit, daß einer kam, der von dem Willen der „Existenzsicherung“ durchflammt war, der die politische Entwicklung zwang, den vaterländischen

Boden wieder mit den Füßen zu berühren und aus ihm die nötige Kraft zu gewinnen. Und das konnte nur einer sein, der die preußische Geschichte nicht nur im Kopfe, sondern der sie im Blute hatte, der nicht darüber zu theoretisieren brauchte, was deutsch und preußisch sei, sondern der einfach Deutscher und Preuße war.

Als Bismarck das erste Mal im ersten Vereinigten Landtage das Wort ergriff, geschah es bei der Beratung einer königlichen Botschaft wegen Übernahme der Garantie des Staates für die zur Ablösung der Reallasten von bäuerlichen Grundstücken zu errichtenden Rentenbanken. Er motivierte die Ablehnung der Garantie für seine Person und seine Freunde nicht aus dem Grunde, daß die Versammlung verfassungsmäßig nicht in der Lage sei, die Garantie zu übernehmen, sondern weil „wir in dem nach der Vorlage als wahrscheinlich anzunehmenden Inhalt des Gesetzes eine Verletzung der Berechtigten gesehen haben“. — Der Junker wehrte sich gegen die Antastung seines Besitzstandes, seines staatlich garantierten Rechtes — so mag man das deuten, so hat man es gedeutet; aber eins war unzweideutig: hier kämpfte ein Stand um die Sicherung seiner Existenz, die er als Notwendigkeit für die Existenzsicherung des Staates begriff.

Als Bismarck zum zweiten Male das Wort ergriff, tat er es im Anschluß an die Rede von Saucken-Tarputschen, worin dieser als Grund der Ablehnung den Mangel des Vertrauens bezeichnet hatte, das zwischen der Verwaltung, der Gesetzgebung und dem Volke bestehen muß, wenn ein Volk einig und stark sein soll. Dabei hatte der Redner in einem Rückblicke auf die frühere Geschichte Preußens ausgeführt, daß die Begeisterung von 1813 nicht bloß die Folge des Hasses gegen den Eroberer gewesen sei, sondern die Frucht der geistig und politisch befreienden Gesetzgebung von 1807, die die bis 1806 isolierte preußische Regierung in eine innige Verbindung mit dem Volke gebracht habe. „Dieses Volk hat den Thron seines Königs damals, als die rechte Stunde schlug, aufgehoben und emporgetragen, damit er ausführen konnte, was er in weiser Absicht beschlossen hatte.“ Das gleiche innige Einverständnis wiederherzustellen, sei auch jetzt heiligster Beruf. Da antwortete Bismarck nicht ihm, dessen edle Begeisterung er laut anerkannte, sondern er antwortete der oft und öffent-

lich ausgesprochenen Meinung, die Begeisterung von 1813 sei der Erwartung des Volkes entsprungen, das vom Könige zugesagte innere Reformwerk vollendet zu sehen. Er müsse dem widersprechen, „was auf der Tribüne sowohl als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf die Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte als der Schmerz, daß Fremde in unserem Lande geboten". Auf das „laute Murren" hin, das ihm aus der Versammlung entgegentönte, unterstrich er seine Meinung noch fester und härter: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen sei, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen." Da kam es in der Versammlung zur Explosion. Denn wenn Bismarck recht hatte, wohin flogen dann alle romantischen Gefühle und theoretischen Meinungen, die man bei diesem Gegenstande offenbart hatte. Da war einer, der sprach offen und gerade vom Haß als dem entscheidenden Gefühle bei einer großen Bewegung des Volkes. Und geflissentlich gar redete er an Sauckens Betonung der augenblicklichen Notwendigkeit, der Wiederherstellung des Vertrauens zwischen König und Volk vorbei, obgleich er selbst sich zu dem Vertrauen zu diesem Könige sehr bald offen bekannte und ein gleiches Vertrauen vom Landtage forderte. Was war das? Nun, von den inneren Dingen sah er auf die äußeren; er wußte, er ahnte es, wo die Existenzsicherung Preußens zu erkämpfen war. — Und so tief saß es in ihm, daß er im vollen dauernden Unwillen über den Landtag der Braut gegenüber seine Anschauung noch einmal in volkstümlicherer Redewendung wiederholte: „daß jemand (das preußische Volk), der von einem andern (den Franzosen) so lange geprügelt wird, bis er sich wehrt, sich daraus kein Verdienst gegen einen Dritten (unsern König) machen kann".

Und zum dritten Male: als es sich darum handelte, den König durch eine Petition um Verleihung der Periodizität des Landtages zu bewegen, trat Bismarck dem entgegen mit der Motivierung,

daß es im Interesse der Regierung liege, „auch den allergeringsten Schein der Unfreiwilligkeit einer Konzession zu vermeiden, und daß es in unser aller Interesse liege, den Feinden Preußens nicht die Freude zu gönnen, daß wir durch eine Petition, ein Votum, das wir als Vertreter von 16 Millionen Untertanen hinreichen, einen Schein von Unfreiwilligkeit auf eine solche Konzession werfen". — Er fragt, „ob dem Auslande gegenüber der Bau unserer Verfassung nicht fester dasteht, ob das Gefühl der Befriedigung auf allen Seiten im Inlande nicht ein höheres sein wird, wenn uns ein solcher Fortbau der Verfassung durch die Initiative der Krone gegeben, als wenn er von uns begehrt wird".

Wieder und wieder der Blick nach dem Auslande! Und man muß sich erinnern, daß dies das allererste Auftreten Bismarcks vor der Öffentlichkeit war. Bei keinem der Theoretiker begegneten wir dieser Blickrichtung bisher in dieser Stärke; nur bei ihm und bei Friedrich List. Der norddeutsche Junker und der süddeutsche Lebenssucher: jener wollte kein Staatsbeamter werden, dieser konnte kein beamteter Professor bleiben; jener dachte, gerade bevor ihn die Not des Vaterlandes packte, an weite Reisen: Ägypten, Syrien, Orient. Dieser hatte seine amerikanische Reise hinter sich; dort wie hier eine tiefe Vereinsamung, dort wie hier eine rastlose Unbefriedigung. Nur daß Bismarcks Werdezeit zusammenfällt mit der Werdezeit des nationalen Gedankens und Bewußtseins, während List die Hälfte dieser Zeit auf fremdem Boden verbracht hatte.

Und gehen wir noch einige Schritte weiter auf dem Anfangswege seines öffentlichen Wirkens mit Bismarck, so erkennen wir, wie auch seine innere politische Anschauung von dem Blick auf das Ausland beeinflußt wurde. Die Regierung begehrte die Bewilligung einer aus dem Eisenbahnfonds zu verzinsenden und zu amortisierenden Anleihe zum Bau der großen preußischen Ostbahn. Die Anleihebewilligung stieß auf rechtliche und verfassungsmäßige Bedenken im Landtag. Bismarck aber sprach für die Bewilligung (7. Juni 1847), „wenn auch nicht von dem materiellen und prinzipiellen Standpunkte aus, so doch aus dem der Konsolidierung unserer politischen und militärischen Verhältnisse". Stark wollte er sein Preußenland, und stark konnte es nur sein bei einer

starken Regierung, die sich nichts abtrotzen und abhandeln ließ, die das Notwendige tat aus freiem Ermessen. Die Anleihe nur bewilligen wollen gegen die Konzession des vollen verfassungsmäßigen Rechtes des Landtages — das kam ihm wie der Versuch einer „Erpressung" vor. Er nannte das harte Wort, und mag man eine Psychologie, daß eine freie Bewilligung der erstrebten Rechte auf allen Seiten im Inlande mit dem Gefühle einer höheren Befriedigung aufgenommen werde, auch falsch nennen, da es ein Stadium gibt, wo eine solche Gefühlsbefriedigung viel eher aus dem Bewußtsein des Siegers über entgegenstehende Hemmungen fließt, als aus nachträglicher, doch nur mehr oder weniger formeller Freiwilligkeit; mag man auch seine Dialektik der bewußt zugespitzten Einseitigkeit zeihen: ein mannhaftes, grundehrliches Empfinden steckt doch darin, eine protestantische Herbheit sozusagen, die durch ihre Kraft und Kühnheit wohltuend und erlösend wirkt. Er mußte bekennen, und er bekannte.

Durch die Literatur und die Ideenwelt des Liberalismus war Bismarck hindurchgegangen. Spinoza und Shakespeare vor allem hatten ihn innerlich ergriffen, aber im ganzen war er einer großen Vereinsamung verfallen, und der Skeptizismus hatte ihn bis zu dem Grade zermürbt, daß er geneigt war, auf die Frage, ob das Leben überhaupt einen Zweck habe, mit dem radikalen „Nein" des Pessimismus zu antworten. Wie alle genialen Naturen hatte er an sich die Erfahrung machen müssen, daß das Leben wirklich keinen Wert und Sinn hat, wenn nicht ein hoher Glaube ihm solchen verleiht. Dieser aber kann hinwiederum nur aus starkem Lebensgefühl erblühen, indem er hier die Überzeugung vom eigenen Berufe und damit den Willen zur Tat erweckt. Der Wille war in Bismarck vorhanden, aber er widersprach fort und fort seinem pessimistischen Verstande; da er aber immer noch sein Ziel nicht fand, blieb eine tiefe Unbefriedigung der qualvolle Zustand seiner einsamen Junkerjahre.

In den Kreisen seiner Standesgenossen hatte sich eine Art Mythus um ihn gebildet; man sprach von ihm und erzählte sich von ihm sehr „schauderhafte" Dinge; es ging durch die Herzen der Mädchen und jungen Frauen wirklich wie ein leiser Schauder, wenn von ihm die Rede war. Kurz, man munkelte, flüsterte,

klatschte und sah dabei doch gelegentlich, ein wie ritterlicher und grundehrlicher Mann er war. Dazu von äußerstem Takte im persönlichen Umgang und voll Sicherheit und Gewandtheit im Auftreten.

Da hatte ihn das Leben in den Kreis braver und treuer Menschen geführt; er war mit den pietistischen Kreisen in Berührung gekommen. Man hatte ihm Achtung, Liebe und Freundschaft erwiesen; man hatte ihm zugesetzt, und wenn er sich wehrte und seine Unfähigkeit, zu glauben und zu beten, verteidigte, so hatte man ihm das nicht übel genommen, sondern ihn nur inniger mit neuer Liebe und Sorge umspannt. So hatte er schließlich doch den Mut gefunden, seiner Tätigkeit ein Ziel zu suchen, seinem Willen einen Glauben, seinem Herzen eine Braut. Und alles Suchen führte fast zu gleicher Zeit zum Ziele. Die Braut fand er, und als Bräutigam trat er in das politische Leben hinaus; als Bräutigam und Politiker glaubte er sogar, er habe den Glauben seiner Kindheit, den Glauben seiner Freunde wiedergefunden, aber was er da gefunden, das war der Glaube Bismarcks, sein eigener Glaube. So, als im Geiste wiedergeboren, drängte es ihn, zu bekennen, und er bekannte frei und offen, vor allem, als bei der Debatte über die Emanzipation der Juden der „christliche Staat" zur Diskussion kam.

Diese Wendung der Debatte hatte er offenbar nicht erwartet, denn er hatte die Sitzung über die Judenfrage, „aus der ich mir so viel nicht mache", versäumen wollen. Und nun trat er vor den Landtag „mit größerer Befangenheit als sonst", da der Zwang der Lage von ihm forderte, daß er, der sich selbst und seinen Lieben gegenüber nach langem Kampfe zu einem positiven Christentum A gesagt hatte, jetzt vor aller Öffentlichkeit auch B und Z sage. Er mußte verleugnen, was er selbst vor nicht allzu langer Zeit noch bekannt hatte. Aber wie er es dann tat, das ist wieder so volkstümlich echt, so klar und gerade, daß wir fragen müssen, was veranlaßte gerade ihn, so herauszutreten? Er bekannte sich zu der mittelalterlichen und finsteren Anschauung, die andere Redner so an den Pranger gestellt hatten; er zögerte nicht, sich zu der Meinung des geringgeschätzten großen Haufens zu stellen, „welcher noch an Vorurteilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat",

dem Haufen, „welchem ein Christentum, das über dem Staate steht, zu hoch ist". Er erkennt die „religiöse" Grundlage des Staates an, die „bei uns" nur das Christentum sein könne. Er stellt dem Staate die Aufgabe, die christliche Lehre zu verwirklichen, und er glaubt nicht, daß wir diesem „Zweck des Staates" mit der Hilfe der Juden näherkommen sollten als bisher.

Was spricht da? Der Drang zur Existenzsicherung. Nichts anderes. Der Existenzsicherung, wie wir sie von Anfang an auch als den Willen zur Sicherung des geistigen Lebens und seiner Entwicklung, als Sicherung der nationalen Eigenart begriffen haben.

Nichts anderem gab hier Bismarck damals Ausdruck, als dem, was Troeltsch heute noch den „eigentlichsten deutschen Geist selbst" nennt, „dem die puritanische Trennung zwischen den politisch-sozialen Institutionen und der lediglich privaten Kultur etwas Fremdes ist. Staat und Geist gehören ihm zusammen, und, so schwierig das bei den modernen Zerklüftungen des Geistes geworden ist, ein altererbter Instinkt läßt uns diese Trennung im Interesse beider scheuen". So Troeltsch. Kommt bei ihm auch der einer Trennung widerstrebende kirchliche Vertreter zum Worte, so ist doch eins vor allem unzweifelhaft: Staat und Geist gehören zusammen. Das ist eine durch und durch deutsch-protestantische Anschauung.

Und wie dieser Geist der Schöpfer der Freiheit der sittlichen Persönlichkeit wurde, so war er der Schöpfer des preußischen Staates, des preußischen Heeres, so der Schöpfer der deutschen Wissenschaft, der deutschen Industrie und Technik, und so wurde er, sehen wir auf Kaiser Wilhelm I. und seinen großen Kanzler, der Schöpfer des großen Deutschen Reiches. — Auf ihn konnte Preußen daher, kann Deutschland nicht verzichten, damals nicht, heute und in Zukunft nicht, und mehr als jemals ist Deutschland gezwungen, diesen Geist zu erhalten und zu pflegen und ihn als den wahren Bildner der Menschheit zu erweisen. Auf unseren Bildungsstätten bis in die Volksschule hinunter muß dieser deutsche Geist seine Heger finden, denn weit über alle konfessionelle Zucht ist die Lebendigerhaltung dieses Geistes das, was nottut — heute und immer. So kann ich mir denken, daß der preußische Staat,

daß der deutsche Staat ganz entschlossen die Trennung von Staat und Kirche vornimmt; daß er den Kirchen und Konfessionen Freiheit läßt und sich um ihre internen Dinge nicht kümmert. Das aber kann ich mir nicht denken, daß dieser Staat auf die Pflege dieses Geistes in seinen Schulen verzichtet, daß er weichherzig und kleindenkend die deutsche Jugend Erziehern überläßt, die sie zu Gegnern und Verleugnern dieses Geistes erziehen. Hier muß der Staat die Grenze finden, wo wie an einem Erzfelsen alle Machenschaften zerschellen, die ihm die Bildung unserer Jugend aus den Händen winden möchten. Sehen wir nur auf die lange Linie menschlicher Entwicklung zurück und betrachten wir sie als den Weg, auf dem wir selbst heraufkamen, so ist das Bekenntnis zu diesem deutschen Geiste das einzige Bekenntnis in der Welt, das den Glauben an die Entwicklungsmöglichkeit, an die Emporentwicklung des Menschen umschließt. Darum ist dieser Glaube allein imstande, unser Leben, das Leben unserer Kinder und Enkel zu tragen und unserem Ringen um unsere geistige und politische Existenz die weltgeschichtliche Berechtigung zu geben.

An diesem Punkte liegt der Anker unserer ganzen inneren Politik in der Zukunft; hier springt die Quelle der Kraft, die unser Leben nach außen auszustrahlen vermag. Vergreifen wir uns hier, fallen wir hier in den Romanismus zurück oder gar in eine dauernde Verneinung hinab, so bleibt all unser künftiges Streben und Handeln Stückwerk und Quacksalberei. Um den deutschen Gedanken in der Welt zur Geltung zu bringen, muß dieser Gedanke das Eins und Alles bei uns selber sein. Aber so wenig das laisser faire, laisser aller auf wirtschaftlichem Gebiete anging, so wenig geht es damit auf dem Gebiete der inneren Volkskultur. Ganz und gar durchdrungen aber war Bismarck von diesem Geiste; er wirkte in ihm als lebendige Seele all seines Denkens und Tuns; Staat und Geist gehören ihm zusammen, und als er glaubte, hier drohe eine Auseinanderreißung, setzte er sich zur Wehr.

Mit welcher Entschlossenheit er da vorging, zeigt sein Bekenntnis zu dem Worte eines Redners der schlesischen Ritterschaft, des Grafen Renard, der die Juden emanzipieren wollte, „wenn sie selbst die Schranken niederreißen, die sie von uns trennen".

Dem jüdischen Konservatismus, der jüdischen Exklusivität, die wir selbst heute noch kennen lernen können, setzte er seinen preußischen Konservatismus und seine preußische Exklusivität entgegen. Es ist ein Standpunkt, den man anerkennen muß, wenn man ihn auch nicht teilt. Aber immer wieder die Frage: Was zwang gerade Bismarck, so „viel Bitteres" zu sagen?

Er hatte seine christliche „Bekehrung" eben hinter sich, die Gerlachs standen hinter ihm, die Pietisten, darunter Thadden, sein Freund Blankenburg, die Familie der Braut neben ihm, dazu die Braut, und er wollte und mußte für den König sprechen, für diesen König, dem er vertraute, für das Gottesgnadentum des preußischen Königs. Alles das wäre Grund für jeden andern gewesen, sich so auszusprechen, wie er es tat. Die andern aber taten es nicht. Warum er? Nun, weil er auch das Christlichsein, das Evangelisch- und Protestantischsein anders empfand als die andern!

Eben hatte ihm das, was er Christentum nannte, eine innere Lebensmöglichkeit wiedergegeben; er hatte sich mit seinem Glauben einen neuen Lebensmut errungen; in seiner Verinnerlichung hatte er den Willen zu Tat und Zukunft gefunden, und mit seiner Selbstberufung wurde aus dem Willen zur Tat das sittliche Gebot der Tat selbst. Von sich aus und von seinem jüngsten Erlebnis folgerte er ins Allgemeinere. Natürlich konnten ihm von seinem Standpunkte aus nun alle Vertreter humanitärer Ideen nur noch als „langweilige Humanitätsfaseler" erscheinen, und was sie vorbrachten, waren „sentimentale Salbadereien", wie ja auch diese stete Betonung der Humanität von dem als eine ihn persönlich kränkende Reizung empfunden werden mußte, der sich eben wieder so voll und gesund an klarer und unsentimentaler Menschlichkeit getrunken hatte. Wie hätte denn er, der den Liberalismus doch auch verstandes- und begriffsmäßig durchgemacht und dabei erkannt hatte, wie schwach und krank und unzufrieden ein solches nur verstandesmäßiges Annehmen machen konnte, zugeben können, daß jene Humanitätsredner einen höheren und besseren Menschentypus darstellten, als er selber war? Er sah ja hier nicht mehr den lebendigen Glauben und die innere Überzeugung, sondern nur noch ein rationalistisches Begreifen,

und den Staat, der sich auf solchem „zufälligen Aggregat von Rechten" aufbauen wollte, dessen „Gesetzgebung sich nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regenerieren wird", sah er allen Gefahren und dem Untergange preisgegeben, einem alles zerstörenden Anarchismus, gegen den einem solchen Staate jede sittliche Handhabe fehlte.

Indem Bismarck, wie es kaum anders möglich war, den Inhalt und das gedankliche Ergebnis seines geistigen Wandels mit der Tatsache dieses inneren Erlebnisses gleichsetzte; indem er seine „Bekehrung" zu einem wahrhaft deutschen Idealismus in christlicher Form erlebte, zwang es ihn, nun umgekehrt, die also wiedergewonnene Kraft und Lebensfreudigkeit jener verkannten, verlästerten und verleugneten Lehre zuzuwenden, die er von der Form der Kirchlichkeit umschlossen glaubte. Bismarck war fromm geworden im Sinne Goethes, im Sinne Luthers; er hatte *seinen* Gott gefunden und er diente ihm in kindlicher Zuversicht, fern allem kirchlichen Materialismus und Zelotismus, der ihm zeitlebens ebenso fremd blieb, wie ein anders gefärbter, rein verstandesmäßiger „Ismus". Sein neues Finden, sein Sichfinden kleidete sich in alte Formen, und so kam auch diesen alten Formen seine blanke frische Kraft zunächst zugute. Aber sein Biograph Marcks hat es empfunden, daß Bismarck „von Stahls juristisch-philosophisch-theologischer Dogmatik erheblich abwich", und Gothein bestätigt uns, daß es für ihn genug war, sich in einem tiefen religiösen Erlebnis selber gefunden zu haben, und daß er den Leuten, die ihn nun den „Ihrigen" glaubten, bald genug die Linie zog, die ihn von ihnen trennte.

Mit diesem starken Selbst stellte er sich nun dem Staate, seinem Könige zur Verfügung. Wohl ist noch infolge des jungen Erlebens etwas Übertriebenes und Übertreibendes in ihm, aber, wie dies sein Charakterbild für lange bei andern verzeichnete, wie es ihm selbst auch manchmal geschadet hat, ebenso oft hat es dem genützt, wofür er eintrat. Der Romantik der Zeit trat ein Mann gegenüber, dem man es aufs Wort glaubt, daß er den Tod für das Vaterland nicht einmal so hoch anschlägt, wie es z. B. v. Beckerath in seiner bekannten Erzählung von dem 1813 gefallenen jüdischen Jünglinge tat. „Edelste Vaterlandsliebe" hatte

diesen „einzigen Sohn einer jüdischen Mutter“ getrieben, an dem Kampfe um die Rettung des Vaterlandes teilzunehmen. Bei Großgörschen war er gefallen. „Wohl mögen seine Briefe oft mit den Tränen bitteren Grams benetzt worden sein, denn der Schmerz um den geliebten Angehörigen wurde den Seinigen nicht gemildert durch die Teilnahme an der Herrlichkeit des Vaterlandes.“ Als Beckerath dann in der weiteren Debatte eine Berichtigung von seiten des Landtagskommissarius entgegengehalten wurde, schloß er seine Antwort, auf die Zahl der in den Befreiungskriegen gefallenen Juden komme es nicht an. „Wenn aber das Blut auch nur eines einzigen vergebens geflossen wäre, wenn er sich getäuscht hätte, wenn der Teil der Bevölkerung, dem er angehörte, sich getäuscht sähe, so würde dies allerdings — tragisch sein.“ Bismarck hatte diese Äußerung schmerzlich empfunden. Sie schien ihm nicht im Einklang mit den vaterländischen Gefühlen zu stehen, welche Beckerath gewöhnlich belebten. Er könne nicht glauben, daß ein Blut vergebens geflossen sei, welches für die deutsche Freiheit floß, „und bisher steht die Freiheit Deutschlands nicht so niedrig im Preise, daß es nicht der Mühe lohnte, dafür zu sterben, auch wenn man keine Emanzipation der Juden damit erreicht“.

Doch alles dies ist nur Vorspiel. Immer wieder zeigt es sich, wie sehr sein Preußen diesem Mann zum Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens geworden war. Sein Vaterland: nur für dieses, niemals für andere Zwecke, auch nicht für die Emanzipation, sei es erlaubt, das Opfer eines fremden Menschenlebens in Anspruch zu nehmen, und „die Abwesenheit der Fähigkeit, dieses Opfer dem Vaterlande ohne Nebenzwecke zu bringen“, war ihm „ein wesentlicher Fehler an jedem Manne und namentlich an jedem Deutschen! Wenn das eine mittelalterliche Ansicht ist, so bekenne ich mich dazu“.

Erwachsen ganz und gar in den Traditionen seiner Familie, hinter diesen Traditionen die Geschichte seines Landes, Preußens; die Familie in sie verwoben; sein eigenes Interesse früh erwacht für das Studium der Geschichte; bei Heeren in Göttingen, dem politisch und nationalökonomisch gebildeten Geschichtsforscher, in dieser Richtung gleich in der ersten Studienzeit gestärkt; dann

selbsttätig, selbsteifrig, bis er es zu der „ungeheuren Kenntnis geschichtlicher Dinge“ bringt, die sein Biograph an ihm bewundert, die fast aus jeder seiner Äußerungen sich zu erkennen gibt; diese Kenntnis sodann lebendig in ihm, ihm stets zur Verfügung, so daß Vergangenheit und Gegenwart seinem Blick und seinem Empfinden nur einen Fortgang bildeten, untrennbar, unabreißbar das eine vom andern: wundert man sich da noch, daß diese große Linie, die aus der Vorzeit herauf in die Gegenwart strebte, an der er sein Kennen und Erkennen orientiert hatte, in dieser Gegenwart nicht plötzlich abriß und sich zerfaserte, sondern daß sie mit gleicher wegweisenden Kraft und Stärke in seinem eigenen Willen zur Zukunft drängte? Was ein Droysen wissenschaftlich auszumachen und darzustellen suchte, das war ja keine spezielle und nur rein persönliche Tatsachenempfindung oder Tatsachenerkenntnis, sondern „die Geschichte der preußischen Politik“ war gleichsam zum Zeitthema geworden. Darüber philosophierte man in den Zeitungen und in den Reden der Parlamente. Und daß dieses „Zeitthema“ das „angeborene“ Thema Bismarcks war, das zeigte sich, als er nun, der Altpreuße, der große Staatsmann des kommenden Reiches, dem Jungpreußen, dem größten Staatsmanne des Revolutionsjahres, gegenübertrat: Bismarck gegen Ludolf Camphausen.

Betrachtet man das Streben und Wirken dieser beiden Männer nur so obenhin, so ist es ein sich ausschließender Gegensatz. Bei unserer prinzipiellen Betrachtung hingegen wird aus ihnen eine Einheit, eine Harmonie, ein Zusammenklang von ganz herrlicher Kraft.

Am 11. August 1849 hatte Camphausen in der Ersten Kammer den dringlichen Antrag gestellt: „Die Erste Kammer wolle beschließen, sich damit einverstanden zu erklären, daß der Artikel 111 der Verfassung vom 5. Dezember 1848 angewandt werde auf diejenige Verfassung, welche aus den Beratungen des durch die Regierung unterm 28. Mai eingeleiteten und in der Eröffnungsrede des Ministerpräsidenten Grafen v. Brandenburg am 7. August neuerdings angekündigten Reichstags und aus den Verhandlungen desselben mit den deutschen Regierungen hervorgehen wird.“ — Im Anschluß an das Königsbündnis mit Hannover und

Sachsen hatte bekanntlich die preußische Regierung das deutsche Einigungswerk in Aussicht genommen. Der Antrag Camphausens hatte daher den Zweck, nicht so sehr gerade Preußen auf die kommende Reichsverfassung festzulegen, als vielmehr den andern Staaten ein Beispiel der Selbstlosigkeit zu geben und ihnen den Weg zu verlegen, sich stets nur auf bedingte Zusagen ihres Beitrittes zurückziehen zu können. Der von Preußen bezweckte Vertrag zu einem deutschen Bundesstaate sollte nicht nachträglich noch von der Zustimmung und Korrektur aller deutschen Kammern abhängig und damit womöglich vereitelt werden, sondern der kürzeste Weg war, wenn die Kammern in diesem Falle nach dem Vorbilde Preußens ihre Rechte auf die Regierungen übertrugen und sie zu abschließenden Beratungen und Übereinkünften ermächtigten. Die Kommission hatte den Antrag Camphausens und seine Dringlichkeit anerkannt.

Am 17. August kam der Antrag zur Verhandlung, und Camphausen führte dazu aus, indem er zunächst alle Opfer und Beschränkungen aufzählte, die aus der Annahme der Reichsverfassung Preußen, vor allem dem Könige, dem Ministerium und der Kammer erwachsen würden. „Der König verliert in Preußen die Initiative für alle Zweige der Gesetzgebung, welche auf die Reichsgewalt übergehen, und sie wird ihm für das Reich, also für Preußen als Bestandteil des Reiches, nur unvollständig, nämlich nur insofern übertragen, als ihm die erforderliche Stimmenzahl im Fürstenkollegium zutritt. Er verliert das Veto, sowohl das absolute wie das suspensive, weil er, wie bei der Gesetzgebungsinitiative, durch Stimmenmehrheit genötigt werden kann, einem Gesetze die Sanktion zu verweigern, das er als unabhängiger Monarch oder für Preußen sanktioniert haben würde, oder gegen ein Gesetz sein Veto einzulegen, welchem er als unabhängiger Monarch oder für Preußen die Sanktion erteilt haben würde. Der Wortlaut des § 99 des Entwurfs schien zwar dem Reichsvorstande ein selbständiges Veto beizulegen, die später erschienene Denkschrift hat jedoch erläutert, daß nur ein kollektives Veto durch das Kollegium der Fürsten gemeint war, in welchem die Gruppierung der deutschen Staaten in einer für Preußen bedenklichen Art beliebt worden ist. Der König verliert die Repräsentation

des Preußischen Staates nach außen, er darf sie als Reichsvorstand nur für das Reich ausüben und wird bei den auswärtigen Mächten dasjenige Ansehen genießen, welches seinen reichsverfassungsmäßigen Befugnissen entspricht, wozu gehört, daß der Reichsvorstand zwar Herr über Krieg und Frieden bleibt, daß aber im Reiche die Mittel zum Kriege nicht durch Steuern, sondern nur durch Matrikularumlagen oder durch Anleihen, wofür ein verpfändbares Einkommen nicht besteht, beschafft werden können, während andrerseits keine Mittel vorhanden zu sein scheinen, Anträge auf Geldbewilligungen an den Reichstag gelangen zu lassen, wenn nicht vorher das Fürstenkollegium sich damit einverstanden erklärt hat. Der König übernimmt endlich ein Reich, dessen Regierungsmaschine von drei zu drei Jahren vermöge Verweigerung des Budgets durch ein Staatenhaus ins Stocken gebracht werden kann, in welchem Preußen nur ein Vierteil der Stimmen führt, während die Beseitigung wahrscheinlicher Schwierigkeiten durch die Abänderung mangelhafter Bestimmungen der Verfassung an kaum besiegbare Formen geknüpft ist.

„Das preußische Ministerium verliert seine schönsten und höchsten politischen Aufgaben und Attributionen, namentlich diejenigen, welche sich mittelbar oder unmittelbar über Preußen hinaus auf Deutschland und auf andere Staaten erstrecken. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wird sich lediglich aufzulösen haben. Die preußischen Ministerien des Handels und der Finanzen werden ihrer sorgen- und ehrenvollsten Pflichten in Angelegenheiten des Deutschen Zollvereins zum größten Teil enthoben.

„In wie vielen andern Punkten die preußischen Ministerien die verfügenden Weisungen vom Reiche zu empfangen haben werden, ergibt ein flüchtiger Blick auf die Verfassung. Jedoch verdient bemerkt zu werden, daß die geänderte und geminderte Stellung der preußischen Minister auch auf den ganzen preußischen Beamtenstand zurückwirkt, insofern er sich bewußt wird, daß die ihm vorgesetzte höchste Behörde in vielen Fällen aufgehört hat, überhaupt die höchste Behörde zu sein, und daß er, bisher einem unabhängigen Staate angehörend, fortan dem Teile einer Staatenverbindung angehört.

„Am tiefsten greift der Entwurf in die Rechte, in die Existenz der preußischen Kammern ein. Ihnen wird die entscheidende Stimme, selbst das Recht der Beratung über Gegenstände entzogen, die das eigentliche Leben und die eigentliche Bedeutung repräsentativer Körper bilden. Die preußischen Kammern sollen keine oder eine einflußlose Teilnahme ausüben auf die Gesetzgebung über die Verfassung und Stärke von Land- und Seemacht, über die Schiffahrt auf gemeinschaftlichen Flüssen und zur See, über Gewerbe, Eisenbahnen, Landstraßen, Post, Münze, Maß und Gewicht, über Banken und Papiergeld, über Presse, Assoziation und geistiges Eigentum, über Zivil-, Handels- und Strafrecht und über das Strafverfahren. Sie sollen keine Stimme haben über das Handels-, Zoll- und Schiffahrtssystem des Staates, über die Eingangszölle, über wichtige Produktionssteuern, wozu wahrscheinlich die Steuer auf Salz, Bier, Wein, Branntwein und Tabak gehören werden, vor allem nicht über die auswärtige Politik des Staates. Selbst das preußische Staatsbudget wird in den wichtigsten und bedeutsamsten Positionen der Ausgabe und Einnahme durch Beschlüsse der Reichsgewalt festgestellt, welche der Kritik oder Abänderung durch die preußischen Kammern entrückt sind. In denjenigen repräsentativen Körpern aber, welche künftig für Preußen die jetzt den Kammern zustehenden Rechte ausüben sollen, wird Preußen nur in dem Volkshause nach dem Verhältnisse seiner Bevölkerung, in dem Staatenhause hingegen nach einem viel schwächeren Verhältnisse vertreten sein. Ähnlichen Beschränkungen müssen sich allerdings die Volksvertretungen in den andern deutschen Staaten ebenfalls unterwerfen, allein die Wirkung ist in manchen Beziehungen eine durchaus verschiedene, selbst entgegengesetzte. Der Schwerpunkt der Volksvertretung geht in den kleineren und mittleren Staaten, wie in Preußen, aus den einzelnen repräsentativen Körpern in das Reichsregiment über, aber die ersteren gewinnen dadurch erst den Zusammenhang mit einem größeren Staatsleben und die Wirksamkeit in demselben, deren die preußischen Volksvertreter sich bereits als eines Besitztums erfreuen. Wenn auch ein deutscher Bundesstaat nicht zustande käme, so würden die preußischen Kammern dennoch den entscheidendsten Einfluß auf den politischen Geist und die politische

Richtung des deutschen Volkes ausüben und besonders auf dem Felde der auswärtigen Politik eine Tätigkeit entwickeln dürfen, die den mittleren und kleinen deutschen Staaten versagt bliebe. Um noch einiges im allgemeinen über die Bedingungen und Lasten des Entwurfs zu bemerken, so tritt die soeben hinsichtlich der Volksvertretung bezeichnete Verschiedenheit durchgängig ein, eine natürliche Folge des Umstandes, daß von den zusammentretenden Staaten Preußen allein zu den europäischen Mächten gehört. M. H.! Im Leben der Staaten ist die Stufe am schwierigsten zu ersteigen, welche den wachsenden Staat zu Sitz und Stimme im großen Rate der Völkerfamilie führt.

„Für die mittleren und kleineren Reiche Deutschlands, für das politische Leben und Bewußtsein ihrer Bevölkerung ist es ein unermeßlicher Gewinn, daß sie durch den Eintritt in den Bundesstaat berechtigte Glieder einer einheitlichen Großmacht werden. Preußen hatte diese Stufe bereits erstiegen, als es im vorigen Jahrhundert befahl, daß das Haus Wittelsbach nicht aufhören solle, in Deutschland zu regieren."

„In dieser Beziehung haben die Bundesgenossen uns keine Gegenseitigkeit anzubieten, sie verlangen vielmehr, daß wir, die wir ein Ganzes sind, durch ihren Zutritt der Teil eines Ganzen werden sollen. Sodann gesellt der große Staat eine konzentrierte Kraft zu einer zersplitterten. Der Schutz, den sich die Staaten des Bundes zu leisten haben, soll ein gegenseitiger sein, allein wie es sich im konkreten Falle mit dieser Gegenseitigkeit verhält, davon geben die letzten Monate ein Beispiel. Preußen hatte Bewegungen im Innern zu dämpfen und sich gegen sie zu rüsten; wenn seine Kräfte aber nicht weiter reichten, wenn es nicht, außer sich selbst, auch die andern schützen konnte, so möchte das Los der zitternden Königskronen ein hartes gewesen sein, und wenn jemals in Preußen möglich wäre, was in Baden geschah, der Abfall der Armee, so würden die militärischen Kräfte des übrigen Deutschlands keine Abhilfe schaffen können. Die unvollständige Gegenseitigkeit droht in mehrfacher Beziehung, auch in finanzieller, und in letzterer unterstützt von der wahrscheinlich der Zukunft wie der Vergangenheit geläufigen Redensart, daß ein großer Staat nicht mit engherziger Kleinlichkeit rechnen und eine

„Am tiefsten greift der Entwurf in die Rechte, in die Existenz der preußischen Kammern ein. Ihnen wird die entscheidende Stimme, selbst das Recht der Beratung über Gegenstände entzogen, die das eigentliche Leben und die eigentliche Bedeutung repräsentativer Körper bilden. Die preußischen Kammern sollen keine oder eine einflußlose Teilnahme ausüben auf die Gesetzgebung über die Verfassung und Stärke von Land- und Seemacht, über die Schiffahrt auf gemeinschaftlichen Flüssen und zur See, über Gewerbe, Eisenbahnen, Landstraßen, Post, Münze, Maß und Gewicht, über Banken und Papiergeld, über Presse, Assoziation und geistiges Eigentum, über Zivil-, Handels- und Strafrecht und über das Strafverfahren. Sie sollen keine Stimme haben über das Handels-, Zoll- und Schiffahrtssystem des Staates, über die Eingangszölle, über wichtige Produktionssteuern, wozu wahrscheinlich die Steuer auf Salz, Bier, Wein, Branntwein und Tabak gehören werden, vor allem nicht über die auswärtige Politik des Staates. Selbst das preußische Staatsbudget wird in den wichtigsten und bedeutsamsten Positionen der Ausgabe und Einnahme durch Beschlüsse der Reichsgewalt festgestellt, welche der Kritik oder Abänderung durch die preußischen Kammern entrückt sind. In denjenigen repräsentativen Körpern aber, welche künftig für Preußen die jetzt den Kammern zustehenden Rechte ausüben sollen, wird Preußen nur in dem Volkshause nach dem Verhältnisse seiner Bevölkerung, in dem Staatenhause hingegen nach einem viel schwächeren Verhältnisse vertreten sein. Ähnlichen Beschränkungen müssen sich allerdings die Volksvertretungen in den andern deutschen Staaten ebenfalls unterwerfen, allein die Wirkung ist in manchen Beziehungen eine durchaus verschiedene, selbst entgegengesetzte. Der Schwerpunkt der Volksvertretung geht in den kleineren und mittleren Staaten, wie in Preußen, aus den einzelnen repräsentativen Körpern in das Reichsregiment über, aber die ersteren gewinnen dadurch erst den Zusammenhang mit einem größeren Staatsleben und die Wirksamkeit in demselben, deren die preußischen Volksvertreter sich bereits als eines Besitztums erfreuen. Wenn auch ein deutscher Bundesstaat nicht zustande käme, so würden die preußischen Kammern dennoch den entscheidendsten Einfluß auf den politischen Geist und die politische

Richtung des deutschen Volkes ausüben und besonders auf dem Felde der auswärtigen Politik eine Tätigkeit entwickeln dürfen, die den mittleren und kleinen deutschen Staaten versagt bliebe. Um noch einiges im allgemeinen über die Bedingungen und Lasten des Entwurfs zu bemerken, so tritt die soeben hinsichtlich der Volksvertretung bezeichnete Verschiedenheit durchgängig ein, eine natürliche Folge des Umstandes, daß von den zusammentretenden Staaten Preußen allein zu den europäischen Mächten gehört. M. H.! Im Leben der Staaten ist die Stufe am schwierigsten zu ersteigen, welche den wachsenden Staat zu Sitz und Stimme im großen Rate der Völkerfamilie führt.

„Für die mittleren und kleineren Reiche Deutschlands, für das politische Leben und Bewußtsein ihrer Bevölkerung ist es ein unermeßlicher Gewinn, daß sie durch den Eintritt in den Bundesstaat berechtigte Glieder einer einheitlichen Großmacht werden. Preußen hatte diese Stufe bereits erstiegen, als es im vorigen Jahrhundert befahl, daß das Haus Wittelsbach nicht aufhören solle, in Deutschland zu regieren.“

„In dieser Beziehung haben die Bundesgenossen uns keine Gegenseitigkeit anzubieten, sie verlangen vielmehr, daß wir, die wir ein Ganzes sind, durch ihren Zutritt der Teil eines Ganzen werden sollen. Sodann gesellt der große Staat eine konzentrierte Kraft zu einer zersplitterten. Der Schutz, den sich die Staaten des Bundes zu leisten haben, soll ein gegenseitiger sein, allein wie es sich im konkreten Falle mit dieser Gegenseitigkeit verhält, davon geben die letzten Monate ein Beispiel. Preußen hatte Bewegungen im Innern zu dämpfen und sich gegen sie zu rüsten; wenn seine Kräfte aber nicht weiter reichten, wenn es nicht, außer sich selbst, auch die andern schützen konnte, so möchte das Los der zitternden Königskronen ein hartes gewesen sein, und wenn jemals in Preußen möglich wäre, was in Baden geschah, der Abfall der Armee, so würden die militärischen Kräfte des übrigen Deutschlands keine Abhilfe schaffen können. Die unvollständige Gegenseitigkeit droht in mehrfacher Beziehung, auch in finanzieller, und in letzterer unterstützt von der wahrscheinlich der Zukunft wie der Vergangenheit geläufigen Redensart, daß ein großer Staat nicht mit engherziger Kleinlichkeit rechnen und eine

gewisse Liberalität beweisen müsse. Die Reichsgewalt darf auf gemeinschaftliche Kosten Reichsfestungen anlegen und unterhalten. Schwerlich besteht dafür in Preußen noch ein erhebliches Bedürfnis, und wenn neue Anlagen erfolgen, so werden wir nochmals für andere bezahlen müssen, was wir für uns bereits bezahlt haben. Die Befugnis des Reichs zur Schiffbarmachung von Wasserstraßen, zur Anlage von Eisenbahnen, Landstraßen, Kanälen und Telegraphenlinien erregt ein ähnliches Bedenken, weil in Preußen für die meisten dieser Zwecke mehr geschehen sein wird als in den meisten deutschen Ländern. Die Aufhebung der Schiffahrtszölle und die Gemeinschaftlichkeit von Verbrauchssteuern bietet uns keine finanziellen Vorteile dar, und daß von der sonst so weit reichenden Gesetzgebungsgewalt Bestimmungen über die Erwerbung des Gemeindebürgerrechts und über die Teilbarkeit des Grundeigentums, zwei wirksame Mittel, dem Nachbar die Besitzlosen zuzuwenden, ausgeschlossen sind, kann nur auffallen.

„M. H.! Ich habe Ihnen rückhaltlos die ernsten Erwägungen angedeutet, wozu der Eintritt Preußens in den deutschen Bundesstaat die Veranlassung enthält. Daß wir dennoch diesem Eintritte zustimmen, ihn herbeiwünschen müssen, dürfte wohl nicht von vielen bezweifelt werden; es dient daher zur Beruhigung, daß viele der sich aufdrängenden Bedenken bei genauerer und mehrseitiger Prüfung abnehmen oder verschwinden."

Camphausen ging nun zu einer ausführlichen Darlegung dieser Seite über. Im einzelnen meisterhaft, sind seine Erörterungen im Kerne des Inhaltes, daß der Mann Preußen, der es vor der Ehe war, auch der Mann bleiben werde, wenn es mit Deutschland zur Ehe schreite. Es werde im weiteren Kreise seine Rechte behaupten und seine Kraft stärken können. Im Verlauf seiner wirklich staatsmännischen Rede betonte er, als er auf die Ablehnung der „Frankfurter" Kaiserkrone durch Preußen zurückkam, wie man sich auf alle Weise bemüht habe, „einen Ausspruch des deutschen Volkes zugunsten Preußens zu verhindern. Als dieser Ausspruch dennoch erfolgte, hat Preußen ihn weggewiesen. Es liegt mir nicht ob, diesen Akt einer Beleuchtung zu unterwerfen; das aber muß gesagt werden, daß Preußen damit zugunsten der

königlichen Bundesgenossen große Gefahren übernahm, daß er den königlichen Regierungen gestattete, sich wegen Nichtannahme der Verfassung hinter Preußen zu verschanzen, daß er ihnen gestattete, zu weigern, weil Preußen ablehnte, anstatt weigern zu müssen, obwohl Preußen nicht ablehnte. Nunmehr bietet Preußen den deutschen Regierungen den Bundesstaat unter Bedingungen an, welche notwendig mehr als die des Frankfurter Verfassungsentwurfs ihre Selbständigkeit schützen, unter Bedingungen, die ein preußischer Staatsmann nicht ohne Mühe vor dem preußischen Volke wird vertreten können, und wenn nun dennoch eine Einigung nicht erfolgen sollte, wird endlich die Mit- und Nachwelt Preußen das Zeugnis geben, daß es für die deutsche Einheit getan, was es tun konnte?"

Noch einmal faßte Camphausen das Angebot an Deutschland zusammen: „Wir bringen euch die Hälfte unserer reichen Schätze, gebt ihr die Hälfte eures mäßigen Besitztums; was wir haben ohne euch, wollen wir mit euch teilen, was ihr entbehrt ohne uns, dessen sollt ihr genießen; auch an dem einen, in zweihundertjährigem Ringen erworbenen Gute, das euch unbekannt war oder versagt ist, dem Rechte des Sitzes im Völkerrate sollt ihr den Teil haben, der einer volkstümlichen Vertretung zufällt; aber das letzte Wort in Deutschlands Kriegen soll der Reichsvorstand nur reden, weil er der König von Preußen ist."

Und noch einmal betonte er für den Fall, daß die andern sich dem Bunde versagten: „Wir können uns auf uns selbst zurückziehen, und wenn nicht das allgemeine Wohl, das allgemeine Verlangen Deutschlands, wenn nur die Macht und der Einfluß Preußens zu berücksichtigen wäre, so ist es sehr fraglich, ob letztere mehr gefördert würden durch eine mannigfach beschränkte Vorstandschaft im Bundesstaate oder durch eine von politisch freien Institutionen gestützte Selbständigkeit. — Wir *sind* ein Volk ... Wir *sind* ein Staat.... Wir *sind* eine Macht!" Ein Ton, den man lange nicht vernommen, ein Ton voll Zuversicht und Kraft, der da nach Deutschland und in die Welt hinausdrang, als Camphausen das preußische „Wir sind" in Gegensatz stellte zu dem, was man anderswo nicht war, sondern erst werden wollte. „Ist uns beschieden, allein zu gehen, so erwarte ich, daß dann erst recht

Preußens Tüchtigkeit als Volk, als Staat und als Macht hervortreten wird.... Darum entweder — oder."

Stahl sprach gegen den Antrag Camphausens, v. Gerlach sprach gegen den Antrag, und er hoffte, der Widerklang des Antrages im ganzen Lande werde sein: „Preußen soll vor allen Dingen Preußen bleiben."

Am 27. August wurde die Debatte fortgesetzt. Der Minister Graf Brandenburg erklärte zu Anfang der Sitzung, daß die Annahme des Antrages Camphausen von dem Ministerium als ein Vertrauensvotum angesehen werde. Noch einmal sprach Camphausen und hielt trotz aller mittlerweile erfolgten Einwendungen an seinen Forderungen und Darlegungen fest. Meisterlich war wieder der Schluß seiner Rede. Wenn auch die Mitglieder der Kammer für ihr Tun nicht zur Verantwortung gezogen werden könnten, so sei doch kaum ein Fall denkbar, in dem sie so ausschließlich wie in dem gegenwärtigen ihr Tun vor dem Lande und vor der Geschichte zu vertreten haben würden. „Der Monarch, die Regierung sind gebunden; die Kammern allein haben noch sich auszusprechen; Sie sind dazu berufen, zu handeln, m. H.! Ihr Ja ist eine Tat, und Ihr Nein wäre eine tausendmal größere. Verhehlen wir es uns nicht, es ist der nachhallende Donner der Revolution, der uns die Frage vorlegt; es ist der Ruf der Weltgeschichte, der an uns ergeht. Heute lastet die Verantwortlichkeit nicht auf Preußens König, nicht auf seinen Ministern. Sie lastet auf Ihnen. Entscheiden Sie."

Von 112 anwesenden Mitgliedern der Ersten Kammer stimmten 97 für die Annahme des Camphausenschen Antrags, 14 dagegen.

Halten wir fest: Wo stand Camphausen? Welches ist der zentrale Punkt seiner Anschauung und Darlegung? Was will er? Sicherung Deutschlands durch Preußen. Sicherung des Anteiles am Staatsleben, den sich das Bürgertum errungen hatte; Sicherung und Betätigung des neu erwachten politischen Geistes in Deutschland und Preußen. Camphausen suchte vor allem die Entwicklung Deutschlands zu sichern, sein Blick war wesentlich *nach innen* gerichtet. Hier lag für sein Urteil die erste Notwendigkeit. Und sehr — sehr weit war er der Meinung derer entgegengekommen, die ein Aufgehen Preußens in Deutschland gefordert hatten. Nur eine Tür hielt er hier der preußischen Entwicklung offen: „In Deutschlands Kriegen soll der Reichsvorstand nur reden, weil er der König von Preußen ist." Hier ging sein Blick über die Grenze Deutschlands hinaus, denn hier fühlte er als Preuße, daß Deutschlands Außenentwicklung eine wesentliche, wenn nicht ausschließlich preußische sein würde und müsse.

Mittlerweile war die große Frage auch in der Zweiten Kammer zur Verhandlung gekommen. Hier hatte die Kommission einen dem Camphausenschen Antrage entsprechenden zur Annahme empfohlen, dem aber ein anderer Antrag gegenübertrat, worin der ganze Passus über den § 111 der Verfassung vom 5. Dezember 1848, der die nach der Reichsverfassung etwa notwendig werdenden Veränderungen der preußischen Verfassung der Anordnung des Königs überließ, fehlte. Diesen Antrag hatte Bismarck mit unterzeichnet, und am 6. September nahm er dazu das Wort.

Nicht an die gemütliche Seite der Frage, auch nicht an die deutschen Herzen der Versammlung wolle er sich wenden, sondern „lediglich an den schlichten Preußenverstand". Dem ersten Teile des Gutachtens des Kommissionsentwurfes schließe er sich an, weil er in dem Umstande, daß er mit dem Verfassungsentwurfe, welcher dem Dreikönigsvertrage zugrunde liege, nicht vollkommen einverstanden sei, keinen Grund finden könne, einem Ministerium seine Unterstützung zu entziehen, in welchem er die Repräsentanten gesellschaftlicher und staatlicher Zivilisation, gegenüber der Demokratie, anerkenne und ehre. Und nach diesem harten Trennungsstrich, den er gegen „die Linke" zog, trat sofort der Preuße auf den Plan: „Jedoch kann ich dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß es das letzte Mal sein möge, daß die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur."

Dann aber wandte sich Bismarck mit der Bemerkung, die Kommission habe den Auftrag gehabt, über die Vorlage der Regierung, nicht aber über den Camphausenschen Antrag in der Ersten Kammer ihr Votum abzugeben, zu diesem selbst. Er nannte ihn vorzeitig, und die Kritik, die er in dieser Beziehung an ihm übte, war von so rein „realpolitischer" Tendenz, daß sie der Idealpolitik Camphausens fast mit absichtlicher Übertreibung entgegentrat. Darauf wandte er sich gegen den materiellen Inhalt des Antrages, und dabei berief er sich auf Camphausen selbst. Er habe in seiner Rede in der Ersten Kammer die Nachteile für Preußen in so schlagender Weise auseinandergesetzt, daß er dem nichts hinzuzufügen brauche. Kurz und schlagend führte Bismarck mit den Worten Camphausens die Hauptposten der preußischen Einbuße an, und Camphausens Bedenken wurde ihm nun zur entscheidenden Frage: Ich weiß nicht, wie jemand, der dafür stimmt, sein Votum preußischen Wählern gegenüber rechtfertigen will!

Nach keiner Seite konnte Bismarck, der Altpreuße, ein Äquivalent für die angebotenen Opfer finden; er müsse es deshalb lediglich suchen „in dem schönen Bewußtsein, eine uneigennützige, edelmütige Politik befolgt, den Bedürfnissen einer nationalen Wiedergeburt entsprochen, die historische Aufgabe Preußens gelöst, den bewegenden Prinzipien des vorigen Jahres Rechnung getragen zu haben, und wie solche Ausdrücke mehr lauten, die mehr schön als scharf bezeichnend sind". Wieder an diesem Punkte angelangt, stellte er sich nun groß auf, ganz groß, so daß man heute rückblickend den Bismarck der späteren Jahre schon gewaltig emporwachsen sieht. „Ich bin der Ansicht, daß die „bewegenden Prinzipien" des vorigen Jahres viel mehr sozialer als nationaler Natur waren; die nationale Bewegung wäre auf wenige, aber allerdings hervorragende Männer in engeren Kreisen beschränkt geblieben, wenn nicht dadurch der Boden unter unseren Füßen erschüttert wurde, daß das soziale Element in die Bewegung hineingezogen, daß durch falsche Vorspiegelungen die Begehrlichkeit des Besitzlosen nach fremdem Gute, der Neid des minder Begüterten gegen den Reichen aufgestachelt wurde und diese Leidenschaften nur um so leichter Boden gewannen, je mehr durch eine langjährige, von oben genährte Freigeisterei (Murren auf der linken Seite) die sittlichen Elemente des Widerstandes in den Herzen der Menschen vernichtet waren." — Als Einschaltung: Man hat gesagt, dieses Wort von den sittlichen Elementen hätte auch Stahl sagen können, wie man überhaupt versucht hat, Bismarck und Stahl einmal nebeneinanderzustellen. Das ist Theorie. Was hier aus Bismarck herauswächst, ist kein Stahlscher noch ein sonstiger Professorensteckling. Es ist eigenste Saat, die er sich in eigenem Ringen und Erleben und — in dem Sich-Bescheiden, das später der Grund seiner großen und besonnenen Mäßigung gegen Besiegte werden sollte, erworben hat. Wenn Bismarck solche Ausdrücke gebraucht, so steht ganz positives Erfahren dahinter, er bezeichnet damit ganz bestimmte Dinge, die er genannt haben würde, wenn ihn einer danach gefragt hätte, und die er zum Teil auch schon vorher genannt hatte.

Seine feste Überzeugung war es eben, daß diese vorhandenen Übelstände nicht durch „demokratische Konzessionen" oder durch „deutsche Einheitsprojekte" würden gehoben werden, die Krankheit sitze tiefer. In seiner Rede gegen die Gewerbefreiheit berührte er diese Dinge wieder, und da klingt es durch: man verleite Menschen in Masse, Menschen in Masse würden gezwungen, ihre bisherige Existenz, ihr wenn auch noch so kärgliches Besitztum aufzugeben, ohne daß sie die geistigen, sittlichen und materiellen Mittel hätten, eine neue Existenzsicherung zu gewinnen. Was denn ein Mensch sei, was er anfangen wolle, wenn er nichts gelernt habe, als Knöpfe anzusetzen oder Knopflöcher zu machen, wenn er seine Arbeitsstelle verliere? Es ist die tief unsittliche Seite des aufstrebenden Industrialismus, die den Arbeiter als Menschen vollends preisgibt, die er bekämpft, und mit scharfem Blick erfaßt er das Wesentliche, ohne vorerst noch in die tieferen Zusammenhänge einzudringen, so daß er hier zu den Mitteln der Abwehr greift, die Geschichte und Erfahrung ihm darbieten: dem Industrialismus gegenüber zur Hebung des Handwerks durch Innungen und Innungszwang, den sozialen Begehrlichkeiten gegenüber zur Religion und ihrer Lehre, deren Verwirklichung im Staate angestrebt werden soll. Denkt man dabei aber an Pietismus oder gar an Kopfhängerei, so ist davon nicht die Spur in ihm. Eher

vielleicht könnte man von Kopfhängerei bei ihm sprechen, als er mit den pietistischen Kreisen noch nicht in Berührung gekommen war. Im ganzen haben wir einen aufrechten, fröhlichen und tatfrohen Mann vor uns, der sich zum Geburtstage seines pietistischen Schwiegervaters trotz der scharfen Rechnung, die er führt, eine Flasche Champagner leisten will, der sich bei Gungl im Konzert erholt und viel Bier trinkt, wenn es sein muß, und der sich zur Hirschjagd hinaussehnt in den Harz oder das Pferd besteigt und zur Truppenschau seines Königs reitet. Das Herz ging ihm auf, wenn er mit preußischen Offizieren zusammen war. Hier verstand man ihn, und hier und bei seinen Bauern draußen hatte er sich das Urteil gebildet, „daß in dem preußischen Volk das Bedürfnis nach nationaler Wiedergeburt nach dem Muster der Frankfurter Theorien nirgendwo vorhanden gewesen sei".

Und hier stieg er nun auch in seiner Rede zu Pferde, und ein Stolz, eine Freude an seinem Vaterlande stieg da mit auf, wie sie immer in ihm ruhten, selten aber zu so hohem Liede die Worte suchten. „Es ist hier heute mehrfach die Politik Friedrichs des Großen erwähnt und diese sogar identifiziert worden mit dem Antrage der Kommission. Dies ist eine Gleichstellung, an die ich nicht glaube; Friedrich II. hätte das Gutachten nicht gemacht; ich glaube vielmehr, daß er sich an die hervorragendste Eigentümlichkeit preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr, gewandt haben würde, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unserer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Oder es hätte ihm freigestanden; mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu

werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte Preußen im ersten Fall in Gemeinschaft mit Österreich, im andern Fall durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt. Der vorliegende Verfassungsentwurf aber vernichtet das spezifische Preußentum; ich glaube des Beweises dafür enthoben zu sein, da die Camphausensche Rede in bezug hierauf vollständig beweisend ist; damit aber vernichtet sie den besten Pfeiler deutscher Macht. . . . Wer hat denn das, was in Deutschland zu halten war, gehalten? Es war wahrlich nicht die Frankfurter Versammlung."

Und gegen den Königlichen Kommissar wandte er sich hierauf, der gemeint hatte, die Frankfurter Versammlung habe vieles von uns abgewehrt. „Es ist mir aber nicht das mindeste der Art bekannt," erwiderte Bismarck, „ich weiß nur, daß das 38. preußische Regiment am 18. September das von uns abgewehrt hat, was das Frankfurter Parlament mitsamt dem Vorparlament über uns heraufbeschworen hatte."

Die Erinnerung an die Ermordung des Generals v. Auerswald und des Fürsten Lichnowsky und die mittelbare Bezugsetzung dieser Greueltat zu dem Frankfurter Parlament wurde von der Linken mit Murren vernommen. Das war ein Peitschenhieb für den wilden Junker. Hochauf bäumte sich nun sein Roß, und dann ging's dahin über Stock und Stein, über Wall und Graben in rasendem Lauf.

„Was uns gehalten hat, war gerade das spezifische Preußentum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht.

„Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die alten preußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen."

„Diese Armee hegt keine dreifarbigen Begeisterungen, in ihr werden Sie ebensowenig als in dem übrigen preußischen Volke das

Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie ist zufrieden mit dem Namen Preußen und stolz auf den Namen Preußen. Diese Scharen, sie folgen dem schwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen, unter dem schwarz-weißen Banner sterben sie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben sie seit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen sind die Töne des Preußenliedes, des Dessauer und des Hohenfriedberger Marsches wohl gekannt und geliebt, aber ich habe noch keinen preußischen Soldaten singen hören: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrer Repräsentant diese Armee ist, nach dem schönen und richtigen Ausspruch des Präsidenten der Ersten Kammer (Oberpräsident v. Auerswald), hat kein Bedürfnis, sein preußisches Königtum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, m. H., was es will, das wollen wir auch mit ihm. Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittige von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird, wie ein dürres Herbstblatt."

Das ist die Rede, die v. Beckerath veranlaßte, Bismarck, den späteren ersten Reichskanzler, den Begründer des Deutschen

Reiches, folgendermaßen zu apostrophieren: „Wo viel Licht ist, da muß auch viel Schatten sein, das große deutsche Vaterland muß auch einen verlorenen Sohn haben!" (Vielseitiges Bravo!)

Da ist doch von einem gegenseitigen Sich-Verstehen, von einem Sich-Verstehen-Wollen noch recht herzlich wenig die Rede. Denn genau so ablehnend wie v. Beckerath Bismarck gegenüberstand, genau so und mit einer tüchtigen Beimischung von Ironie und Gift behandelte Bismarck v. Beckerath.

Heute urteilen wir da anders. Schon im früheren betonte ich, daß die Frankfurter gar keine Kaiserkrone zu vergeben hatten; es war keine da. Sie hätten nur die Idee davon vergeben können. Gleichfalls aber wurde betont, daß auch die deutschen Fürsten keine Kaiserkrone zu vergeben hatten, sondern das alles war Einbildung. Nicht Einbildung aber war die praktische Frage, auf welchem Wege die Selbsterhebung Preußens zur deutschen Führung am sichersten und glattesten sich hätte vollziehen lassen? Mit den Frankfurtern im Bunde — das hätte zum Zwange gegenüber den deutschen Fürsten geführt. Mit den Fürsten im Bunde — da wurde die Sache überhaupt fraglich. Bismarck lehnte den ersten Weg gänzlich ab. Den andern — hielt er für aussichtslos. Nicht nur, daß er seinen Zweifel im Parlamente aussprach, soweit dies ohne volle Opposition gegen das Ministerium, das er doch stützen wollte, überhaupt möglich war, sondern rund und klar sprach er seine Meinung aus in dem Briefe an seine Frau. „Der Antrag (Camphausens) ist schlecht in seiner Tendenz, aber sein Erfolg unbedeutend, auch wenn er bei uns, wie vorauszusehen, durchgeht. Tant de bruit pour une omelette. Die Frage wird überhaupt nicht in unsern Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden, und alles, was wir darüber schwatzen und beschließen, hat nicht mehr Wert als die Mondscheinbetrachtungen eines sentimentalen Jünglings, der Luftschlösser baut und denkt, daß irgendein unverhofftes Ereignis ihn zum großen Manne machen werde. Je m'en moque, und die farce langweilt mich oft recht tief, weil ich kein vernünftiges Ziel dieses Strohdreschens vor Augen sehe."

Es ist etwas ganz Merkwürdiges, wie richtig und wie falsch dieser werdende Staatsmann die Dinge sah. Denn sehr im

Werden war er ja doch noch, der eigentlich erst seit zwei Jahren sich um die öffentlichen Dinge zu bekümmern begonnen hatte. Richtig sah er, daß diese Sache nicht in den Kammern entschieden werde; daß sie in der Diplomatie und im Felde entschieden werden müsse; richtig sah er, daß kein Friedrich II. da war, der den Frankfurtern gesagt hätte: „Ihr wollt mich zum Kaiser? Wohlan, dann aber nur so, wie ich es will, kann und muß." — Richtig sah er, daß gutwillig die Fürsten nicht nachgeben würden. Beide Wege, die allenfalls zum Ziele führen konnten, sah er, und konsequent ist er sie beide später gegangen: zuerst den der Diplomatie; den Versuch, mit Österreich und den deutschen Staaten zu einer gütlichen Einigung zu gelangen, hat er sich nicht geschenkt. Als der Versuch mißlang, schaffte er die Frage der Auseinandersetzung zwischen Deutschem Bund und Bundesstaat dadurch sofort aus der Welt, daß er den ersten sprengte und damit Platz für den zweiten gewann. Den deutschen Fürsten zeigte er dann, daß auch preußische Geduld ein Ende hat und Preußen sich nicht ewig nasführen läßt. Und richtig war ferner sein Sehen, daß Preußen der beste Pfeiler deutscher Macht war.

Ganz folgerichtig sah er weiter, daß die beste Existenzsicherung Preußens in seiner Armee lag; und wurde es nötig, die deutsche Einheitsfrage im Felde zu entscheiden, so war auch dazu die Armee der beste, der einzige Helfer. Das Knochengerüst der preußischen Armee aber bildete das Offizierkorps. Dieses ward zum größten Teil den altpreußischen Familien, dem preußischen Adel entnommen. Wollt ihr die deutsche Einheit, so rührt an dieses Fundament, an diesen Adel nicht. So war Bismarck konservativ. Er mußte es sein bis zum äußersten, denn die Existenzsicherung der preußischen Gegenwart und der deutschen Zukunft wurde bedroht, wenn man dieses Fundament untergrub. Entweder mit Österreich oder die preußische Politik wird gezwungen sein, durch sich allein Preußen die richtige Stellung zu geben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt.

Wieder ist da der künftige Minister des Auswärtigen am Werke, und hinter diesem Werke, das doch einmal geschaffen werden mußte — Beckeraths Vorhalt, er habe alle Einheitsbestrebungen für demokratische erklärt, konnte er mit Recht zurückweisen —, hinter diesem Werke traten alle inneren Fragen, die geeignet waren, die feste Basis, wie er sie sah, zu lockern, in die zweite und fernere Linie zurück.

Ganz falsch aber sah er den Willen Camphausens. Oben stellten wir fest, wie Camphausens Blickrichtung wesentlich nach innen gerichtet war, wie er hier die erste Notwendigkeit der preußischen und deutschen Entwicklung erkannte. „Die besten Pfeiler deutscher Macht" dabei zu vernichten, kam Camphausen nicht entfernt in den Sinn. Aber von seiner Erfahrung und Einsicht konnte er sich nicht losmachen, sie konnte er nie und nimmer verleugnen, daß genau so wichtig wie die Erhaltung der preußischen Macht, vor allem der preußischen Armee bis in die von Bismarck gezeichneten Grundlagen hinab für die Entwicklung Preußens und Deutschlands die Erhaltung des Bürgertums in seiner aktiven wirtschaftlichen und politischen Entwicklung war. Und sehr verkehrt wäre es und war es, wenn man der übertriebenen Zuspitzung der Frage durch Bismarck eine andere als durch die damalige Lage und ihre schroffen Gegensätze bewirkte allgemeinere Bedeutung zugestehen wollte. Bismarck selbst hatte schon damals seinen Standpunkt gefunden, der ihn dazu zwang, den reaktionären Scharfmachern die Grenze zu zeigen, über die er sich nicht würde hinüberziehen lassen. Mochte er immerhin die Männer der Revolution als Rebellen betrachten, mochte sein Herz schwellen vor Ingrimm, wenn er den „Götzendienst" sah, der auf dem Friedhofe in Berlin an den Gräbern der Märzgefallenen verrichtet wurde, mochte er selbst von den „Frankfurter Kohlköpfen" reden, die lauter dummes Zeug schwätzten: ohne die Reden und Bestrebungen dieser „Kohlköpfe", ohne die im Vorparlament und Parlament zu Frankfurt, wie im vereinigten Landtage in Berlin zutage getretenen tiefernsten Bestrebungen wäre er nie veranlaßt worden, mit nicht minderem Ernste die Fragen zu betrachten, die da aufgeworfen wurden; ohne jene gewaltige geistig-politische Sturmflut wäre er nie zum „Deichhauptmann" des preußisch-monarchischen Festlandes geworden. Wie er sich ebensowenig jemals all jener großen und kleinen und kleinsten politischen Arbeit gewidmet hätte, die ihn zum ersten Kanzler des Deutschen Reiches erzog. Und verkehrt wäre es,

wollte man gar annehmen, jene große Lebensbewegung wäre überflüssig gewesen, und Preußen wäre auch von sich aus und ganz aus eigenstem Antriebe den großen geschichtlichen Weg gegangen, den es nachher ging.

Daß aber Bismarck, der ja kein Grübler und Selbstbetrachter war, sich in jener ersten Tatzeit gar keine Rechenschaft über diese inneren, psychischen Wirkungen zu geben vermochte, daß er im Vollgefühl des Handelns und der Tat und vielleicht auch schon im Vorgefühl des Erfolges das Aufflammen seiner Einsicht, seiner Erkenntnis, seines Willens als eigene, spontane Tat und losgelöst von allen sie erweckenden Ursachen empfand, daß er darüber hinaus diesen Willen und diese persönliche Einsicht sofort verallgemeinerte und als den preußischen Willen zur Wahrheit öffentlich vertrat, das ehrt nicht nur sein Volk und die hohe Auffassung, die er von seinem Preußen hatte, es legt nicht nur Zeugnis ab von der Echtheit seines Genies, sondern es zeigt auch, wie wenig er noch aus dieser großen Subjektivität herauszutreten und den Willen und das Werk anderer zu würdigen wußte. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, erkannte er die absolute Negation, die in dem reaktionären Preußentum der Gerlach und Genossen steckte. Gerlach wollte ihn zur Anerkennung seines „politischen Prinzips" bewegen; seine ganze Politik müsse er von diesem Prinzip durchdringen lassen usw., und Gerlach nannte dieses Prinzip: Kampf gegen die Revolution. Daß eine Verneinung kein Prinzip sein könne, hatte der pietistisch-philosophierende Staatsmann nicht erkannt. Bismarck aber fühlte es, und dem Schlusse seiner Mitteilungen aus der Korrespondenz mit Gerlach hängte er die kühle Bemerkung an: „Ich hatte keinen Grund, durch eine Replik die an sich ziellose Korrespondenz fortzusetzen." — Noch zu Ende des Jahres 1863, als er an Goltz, den Gesandten Preußens in Paris, den berühmten Brief über die Behandlung der Herzogtümerfrage und die Notwendigkeit der Einheitlichkeit der ministeriellen Politik schrieb, wollte er sich nicht „der in dem Netze der Vereinsdemokratie gefangenen Politik der Kleinstaaten in die Arme werfen", um die Monarchie nicht nach innen und außen in die elendeste Lage zu bringen. „Wir würden geschoben, statt zu schieben." Und stolz und kraftvoll prägte er damals das Wort, das sowohl

für seine Vergangenheit, als auch für seine Zukunft den Ausschlag und die Erklärung gab: „Zuerst Großmacht, dann Bundesstaat."

Nicht vom Strome wollte er sich treiben lassen in der Meinung, ihn zu lenken, und erst der ganz weise Staatsmann, zu dem Alter und Erfahrung ihn später gemacht haben, erkannte, daß auch hinter dieser Selbstherrlichkeit ein Treibendes stand, und war das Treibende auch der voll zum Bewußtsein kommende Gegensatz des eigenen Willens zum Willen anderer. Von sich aus könne der Staatsmann nur wenig oder gar nichts tun. „Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen, wie man das politische Leben eines großen Volkes seiner Entwicklung und seiner historischen Bestimmung — 1849 nannte er die „Lösung der historischen Aufgabe" einen Ausdruck, mehr schön, als scharf bezeichnend — entsprechend zu leiten hat." — „Der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern mit mehr oder weniger Erfahrung und Geschick." — Und in den höchsten Augenblicken seiner Erinnerungen sah der einst so Selbstherrliche sich als bescheidenen Diener der Gottheit, die durch die Geschichte dahin schreitet, und von der einen Zipfel des Mantels zu erhaschen ihm schönster Augenblick des Glückes gewesen ist. —

Gegen Camphausen jedoch fühlte Bismarck damals nur diesen Gegensatz. Aus seinem Antrage hörte er nur heraus, daß da Einer war, der die Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigiebiger Hand weggeben wollte. Und er hörte nicht den Mann, dessen ganzes Denken darauf gerichtet war, Preußen möge sich nicht selber vor ganz Deutschland ins Unrecht setzen. Gewiß kam Camphausen Deutschland so weit entgegen, als es nur immer möglich war. Wenn Deutschland trotzdem nicht zugriff, so lag die Schuld an ihm und nicht an Preußen. Und Bismarck hörte nichts davon heraus, wie hier mit der stolzen Betonung der Stellung Preußens als Volk, Staat und Macht, mit dem ruhigen Geständnisse, daß man sich auf sich selbst zurückziehen könne und dabei an Einfluß und Macht nicht verlieren würde, der Versuch gemacht wurde, eine wenn auch nicht kampf-, so doch krieglose Unterwerfung zu erzielen, die um so reiner und fruchtbringender sein mußte, als sie freiwillig war, und als sie keine Unterwerfung unter die Herr-

schaft Preußens, sondern eine solche war, die man mit Preußen zugleich unter das allgemeine Wohl des deutschen Volkes vollzogen hatte. Gewiß stand der politische Idealismus des Westdeutschen dem harten und scharfen Realismus des Ostdeutschen gegenüber, aber dieser Gegensatz allein hätte Bismarck nicht verleitet, mit solcher Wucht gegen den Antrag Camphausens aufzutreten. Es war, um selbst diese Gegensätzlichkeit bis ins Extrem zu verfolgen, auch nicht die Empfindung, daß hinter dem Antrage Camphausens die Nichtherren stünden, „die Bauern und Kleinstädter", die „nicht geeignet" seien, „Gesetze zu machen und europäische Politik zu treiben", aber die Empfindung war vollkommen vorhanden, daß nicht deutsche, sondern europäische Politik getrieben werden müsse, daß *sie* das erste Notwendige sei. Schon damals sieht er ganz auf das Ausland, und in ihm steht und wirkt unablässig und lebendig die Forderung einer *preußischen* Entwicklung.

Camphausen aber sah auf Deutschland. Er ist von der Notwendigkeit durchdrungen, Deutschland und hier vor allem wieder das Bürgertum, in lebendigster Anteilnahme an den staatlichen Dingen zu erhalten. Bismarck empfindet diesen Willen als eine Gefahr. Die vielfältige Einmischung und Mitarbeit verwirrt die Ziele und zersplittert mehr, als daß sie einigt. In seinen Briefen an den General v. Gerlach drückte er im Jahre 1857 diese Empfindung einmal in dem Bilde aus, daß dieses Verhältnis Preußens zu Deutschland der Tatsache gleiche, als ob „wir uns einen Arm prinzipiell festbinden, während jeder andere beide zu unserem Nachteil benutzt". — „Können Sie mir ein Ziel nennen," so fragte er damals noch, welches unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus? ... Weiß man da, was man eigentlich will? Weiß das irgend jemand in Berlin, und glauben Sie, daß bei den Leitern eines andern Staates dieselbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist?"

Hier müssen wir ansetzen, bei dieser Fragestellung. Unsympathisch durch und durch mußte Bismarck das Eindringen fremder Elemente in die preußische Politik sein, diese stete, daran sich knüpfende unfruchtbare Rücksichtnahme nach allen Seiten. Im

Antrage Camphausens empfand er eine Gefahr, die da drohte: diese Art Existenzsicherung Deutschlands durch Preußen führte zu einem Konservieren, das fast jede Entwicklung ausschloß. Hinter dieser Art deutscher Vereinigung, wie sie da im Guten angestrebt wurde, lag kaum mehr ein anderes Ziel als die Fortdauer ewiger kleiner Auseinandersetzungen im Innern.

Erfolgte dagegen die Einigung in der Art der preußischen Politik, wie Bismarck sie auffaßte, mit dem Rechte, womit Friedrich II. Schlesien eroberte, so blieb seiner Empfindung nach der männliche Wille Preußens erhalten; es konnte dem Auslande gegenüber die seiner Entwicklung notwendige Politik verfolgen. Camphausen hatte in diese Richtung hinausgewiesen. Aber da spaltete er den einheitlichen Willen entzwei. Herr über Krieg und Frieden sollte der König von Preußen bleiben, aber die auswärtige Politik betrieb nicht Preußen, sondern der Reichsvorstand, und zum Kriegführen mußten die Kosten erst durch Verständigung mit den andern aufgebracht werden. Dieser Plan war vortrefflich, wenn man nichts anderes wollte als die Einigung Deutschlands, den deutschen Bundesstaat. Sah man aber über dieses erreichte Ziel hinaus, so stand man vor einer Leere. Fragte man: wozu denn diese Einigung, so blieb keine andere Antwort als der Hinweis auf die glückliche Entwicklung im Innern und auf den die Gefahr bannenden Eindruck nach außen. Das, was als lebendige politische Seele in einem Bismarck wirkte, nicht nur die Erhaltung, sondern die Möglichkeit des Wachstums preußischer Macht lag außerhalb der Verfassung, der Camphausens Antrag zugestimmt hatte. Und hier wuchs die Opposition Bismarcks empor. Schloß Camphausen doch selbst — und fast klingt es wie ein Wunsch, daß es so komme —: „Ist uns beschieden, allein zu gehen, so erwarte ich, daß dann erst recht Preußens Tüchtigkeit als Volk, als Staat und als Macht hervortreten wird." Wenn das aber wirklich so war, so konnte ein Bismarck doch gar keine andere Antwort geben als: „Also gehen wir allein!" — Dieser Schluß und nur er paßte zu seiner Kühnheit, war der einzige Ausdruck seines Mutes und seines preußischen Gewissens.

Was aber hielt Camphausen ab, den gleichen Schluß zu ziehen, dem er doch an vielen Stellen so bedenklich nahe kam? Auf

wirtschaftlichem Gebiete hatte Camphausen sich in langem und redlichem Kampfe mit der Lehre Friedrich Lists auseinandergesetzt. Er hatte sich von ihr befruchten lassen, und keineswegs — daran ist gar kein Zweifel möglich — war er als schroff ablehnender Freihändler dem kühnen Agitator gegenübergetreten. Aber seine kaufmännische Besonnenheit hielt ihn ab, ganz auf die Seite Lists hinüberzutreten, dessen vielfach genial extravagante Pläne den Berechner der nahen Möglichkeiten abschrecken mußten. Dem gleichen Zuge begegnen wir auch hier: es ist die politische Besonnenheit, die Abneigung gegen jeden Radikalismus, die Camphausen abhielt, aus seinen eigenen Prämissen den gleichen Schluß zu ziehen, den Bismarck zog. Wer wußte denn damals etwas davon, und wer hätte dafür gutgesprochen, daß aus diesem junkerlichen Heißsporn nicht der politische Hanswurst, sondern das staatsmännische Genie sprach? So wenig sicher war selbst ein Bismarck noch im Jahre 1851 seines eigenen Wesens, daß er der Gattin schrieb: „Ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte; Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers, reißt er, so sei Gott meiner Seele gnädig."

Camphausen hingegen hatte sich als erfahrener Mann für die Rechte des Volkes eingesetzt, für die Einigung Deutschlands. An diesen Zielen, so weit wie immer möglich, unter den überaus schweren Verhältnissen festzuhalten, das mußte seine Politik bestimmen. Wie aber ließ sich mit dieser einen Notwendigkeit, die lebendige und tätige Beteiligung des Volkes am politischen Leben, am Leben des Staates und der Nation zu erhalten, womit allein die kirchtürmliche, lokale und partikularistische Kleinheit zu heben und zu überwinden war, die andere der Machtsicherung und Machtmehrung Preußens verbinden, wovon er in seiner Art nicht minder durchdrungen war, wie Bismarck? Dieser folgerte richtig: will man die Machtsicherung Preußens, so muß man von allem lassen, was nach Revolution und Demokratie riecht. Hier ist sein Abscheu vollkommen ehrlich und rückhaltlos. Eine Konzession nach dieser Seite gibt es nicht für ihn, sondern nur den Kampf und womöglich den Sieg. Die Einigung Deutschlands auf dieser Grundlage hielt er für verfehlt. Hier lag für ihn keine Sicherung der Existenz Deutschlands, am wenigsten der Existenz Preußens,

da sah er noch im Jahre 1864 ein Emporheben der Parteiinteressen über diejenigen des Landes und des ganzen Volkes.

Gegen die Revolution stand Camphausen wie Bismarck, aber nicht nur, daß er mit ihm alles, was auf dem Wege freiheitlicher Entwicklung lag, einfach mit dem abscheulichen Namen „Demokratie" bezeichnet hätte, standen ihm und seinem Streben auch die ministeriellen und königlichen Zusagen, wie bereits fest erworbene Rechte zur Seite, die Bismarck damals noch in seiner junkerlichen Einseitigkeit als Ergebnisse einer falschen Politik, als Verfehlungen betrachtete, die womöglich wieder aus der Welt zu schaffen seien.

Aber auch der Einigung Deutschlands auf dem Grunde fürstlicher Übereinkünfte war Bismarck nicht allzusehr gewogen. Abgesehen davon, daß er diesen Weg, der mit dem Dreikönigsbündnisse begann und mit dem Fehlschlagen der Union endete, von Anfang an für nicht allzu aussichtsvoll, ja für unpraktikabel hielt, stand ihm auch hier sein realistischer Sinn und sein hochmütiges Preußentum im Wege. Nicht Preußen mußte zu den andern gehen, sondern die andern mußten zu Preußen kommen, und sie würden kommen, wenn sie Preußens Macht nötig hätten. In dem Augenblicke der eigenen Gefahr wären die mittleren und kleinen Fürsten zu Konzessionen willig gewesen. Nicht eher. Und Bismarck empfand es wohl, daß jedes „Eher", jede Freiwilligkeit damals noch mehr eine Gunstbezeugung der Kleinen an den Großen gewesen wäre, die Preußens Macht viel mehr geschwächt als gestärkt hätte.

Allerdings — auch hier maß er die Dinge noch mit zwei Maßen. Denn keine Äußerung ist mir bekannt, womit er die Niederwerfung der Revolution in Süddeutschland durch preußische Truppen gemißbilligt hätte, während er sich der Forderung, in Hessen gegen die Revolution von oben einzuschreiten, mit allen Kräften widersetzte. Die Aufgabe der preußischen Armee sei es nicht, in Deutschland den Don Quijote zu spielen „für gekränkte Kammerzelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte." Und so tief saß dieser Widerwille damals

noch in ihm, daß er mit Österreich zu gehen entschlossen war und in der preußischen Kammer die Politik zu rechtfertigen versuchte, die Preußen bis zur Unterwerfung unter Österreich und Rußland in Olmütz geführt hatte.

Aber sieht man auch hier zu, so standen außer den demokratischen Antipathien starke und reelle Gründe auf seiner Seite. Einen Krieg führen um diese Sache, einen großen, gewaltigen Krieg — nein! Der Anlaß war ihm nicht groß genug. Wer bis vor Olmütz gegangen war, konnte auch noch hineingehen. Einem Hasen, an dem man vorbeigeschossen hatte, lief dieser Jäger nicht nach, um ihn zu fangen. Er konnte warten, bis er ihm ein andermal besser zum Schuß kam. Einen Krieg um die Union — nein! „Unsere materiellen Interessen, die Integrität unserer Grenzen, die Sicherheit unserer heimischen Verfassung ist bisher von niemandem angefochten; Eroberungen wollen wir nicht machen." Preußen habe die Benutzung der Etappenstraßen der Länge nach; in derselben belästigt es Preußen durchaus nicht, wenn diese Straßen ihrer Breite nach von irgend jemandem überschritten werden.

Und als ihm entgegengehalten wurde, es gälte keinen Krieg um die Etappenstraßen oder um eine Frage der militärischen Courtoisie, sondern es gälte einen Prinzipienkrieg, da übersetzte er das wieder in seine Sprache, also „einen Krieg für die bedrängten parlamentarischen Freunde in Hessen, Württemberg, Sachsen, für die Wiederherstellung der Verfassungen, die dort vielleicht gefallen sind und den einzelnen Mitgliedern der Kammer besser gefallen als die jetzigen. — Ich verstehe darunter einen Krieg der Propaganda, der das Gefecht da fortsetzt, wo es am 19. März 1848 hier in Berlin abgebrochen wurde." — Das war schonungslos offen, aber wurde nicht trotz der rhetorischen Zuspitzung doch ein großes Stück Wahrheit da enthüllt?

Vor allem aber: „Wie in der Union die deutsche Einheit gesucht werden soll, vermag ich nicht zu verstehen; es ist eine sonderbare Einheit, die von Hause aus verlangt, im Interesse dieses Sonderbundes einstweilen unsere deutschen Landsleute im Süden zu erschießen und zu erstechen; die die deutsche Ehre darin findet, daß der Schwerpunkt aller deutschen Fragen notwendig nach Warschau und Paris fällt."

Die deutsche Einheit, die zum deutschen Kriege führt? — Nein, das konnte sich weder Deutschland noch Preußen damals leisten. Bismarck erkannte die Lage: Preußen-Deutschland hatte damals drei Fronten, gegen Osten, gegen Westen, gegen Süden. Die südliche durch eine Verständigung mit Österreich außer Gefahr zu setzen, schien ihm dringend geboten. Die Einigung, die er wollte und suchte, war keine andere, als Führung Deutschlands durch die vereinten beiden Großmächte; hinter ihnen geschlossen das deutsche Volk. Eine andere Richtung seiner Politik konnte Deutschland bei seiner geographischen Lage nicht einschlagen, wollte es den Einfluß des Auslandes aus Deutschland fernhalten und Herr im eigenen Hause bleiben. Trieben Regierung und Volk auseinander, ja, wurde die Parteienspaltung zu tief und groß, so gewann das Ausland in Deutschland Raum. Eine Existenzsicherung lag in dieser Richtung nicht, und für Preußen gab es kaum einen andern Weg, als fest in sich geschlossen die deutsche Sache einstweilen von sich abzuhalten und sich von ihr nicht bestimmen zu lassen. War eine Verständigung mit Österreich möglich? Das mußte Bismarck erst selber erproben. Keiner wird ihm das Zeugnis versagen, daß er sie nicht ehrlich gesucht hat jahrelang. Und so lange er hier suchte, hielt er sich die deutsche Sache vom Leibe.

„Ist es uns beschieden, allein zu gehen . . ." so hatte Camphausen gesagt. War es uns beschieden? Nein! So lange Friedrich Wilhelm IV. lebte, war es Preußen nicht beschieden, allein zu gehen. Auch nachdem das Einigungswerk formal gescheitert war, blieb es in der Idee, im Wunsche, in der Sehnsucht der Nation bestehen. Preußen kam nicht davon los bis tief in die sechziger Jahre hinein. Und noch im Januar 1864, als es sich um die Zwölfmillionenanleihe für die Sicherstellung der Landesverteidigung handelte, hören wir Bismarck in ehernen Worten seine preußische und monarchische Gesinnung gegen die parlamentarisch-deutsche der Kammer verteidigen. „Sie sprechen den Entschluß aus, die Regierung zur Aktion zu veranlassen . . . einer Aktion nicht nach dem Ermessen der Exekutivgewalt, sondern ausdrücklich nach Ihrem Ermessen, zu einer von Ihnen bestimmten Aktion, deren Ziele klar von Ihnen vorgeschrieben werden. Nun,

wenn es irgendeinen Anspruch gibt, der Krone die ihr verfassungsmäßig zustehenden Rechte der Exekutive aus den Händen zu winden, so ist er in diesen Worten so klar ausgesprochen, wie es irgend sein kann. Sie verlangen diese Aktion im wohlverstandenen Interesse Preußens, Deutschlands und der Herzogtümer — ich schalte in Parenthese ein, wie wir doch so weit gekommen sind, daß niemand mehr ehrlich zu sagen wagt, er handle im preußischen Interesse, er handle als Preuße; man getraut sich kaum, auf dieser Seite das Wort „preußisch" auszusprechen, ohne sofort die Erläuterung dazu zu geben, „natürlich im Sinne des deutschen Interesses, der Rechte Deutschlands, der Rechte der Herzogtümer" (Zustimmung links). Letztere dürfen nicht fehlen; ein offenes Bekenntnis zu preußischem Interesse, zu preußischer Nationalität ist auf Ihrer Seite (nach links) nicht zu finden! (Verwunderung links.) — Also „im wohlverstandenen Interesse"! Wohlverstanden ist natürlich nur dasjenige Interesse, welches Sie als solches verstehen. Sie entscheiden also auch hier wieder über die Richtung, die die Krone innerhalb des ihr verfassungsmäßig reservierten Gebietes einschlagen soll."

Wir sehen, Preußen kam nicht von Deutschland los, es war ihm nicht beschieden, allein zu gehen. Das hing an ihm und zerrte an ihm, und fast schien es, daß Deutschland vollends Preußen niederringe, „als habe der Preußische Staat sich überlebt, und die Zeit sei gekommen, wo er andern historischen Gebilden Platz zu machen habe. — So weit sind wir aber noch nicht!" setzte Bismarck dieser seiner eigenen Interpretation der gegnerischen Meinung hinzu. Preußen mußte durch diese Schule hindurch; es ging nicht anders. Aber im dunklen Drang des Streits und Widerstreits war da einer, der sich des rechten Weges wohl bewußt blieb. Als die Verständigung mit Österreich sich als unmöglich erwies, da wagte er es, den Bund mit Deutschland zu zerbrechen, Preußen aus dieser deutschen Umklammerung loszureißen und es noch einmal ganz und allein auf die eigenen Füße zu stellen. Und jetzt erst wurde dem siegreichen Preußen, wurde Bismarck auch die deutsche Aussicht frei. Die lang ersehnte, auf falschem Wege gesuchte Einigung kam zustande.

Bismarck hatte das Wachstum Preußens auf die äußere

Politik gestellt. Damit entriß er das Leben der Nation der inneren politischen Zerfaserung, die ihr drohte. Nicht so sehr in äußeren oder inneren formalen Maßnahmen, als in der Ertüchtigung der Nation zur kraftvollen Sicherung ihrer Existenz sah er die beste Gewähr einer Existenzsicherung für Preußen und für Deutschland. Den besten Teil ihrer politischen Bildung und Kraft aber hat die Nation nicht dem zur Einigung Deutschlands willigen, sondern dem dieser Einigung widerstrebenden Bismarck zu danken. An seinem Widerstande wuchs der Wille der Gegner, und er hat sie gelehrt, nicht romantisch und romanisch, sondern deutsch, reell und politisch zu denken.

X. Das neue Reich und das neue Ziel.

Preußische und westdeutsche Traditionen. — König Wilhelm und Bismarck. — Die Kaiserin Augusta. — Vereinigung der beiden Strömungen. — Schutzzoll. — Sozialpolitik. — Innere Aufgaben. — Ideelle Forderungen — materielles Wachstum. — Das Reich und die Parteien. — Die innere Einigung. — Bismarck und der Koalitionskrieg. — Das Zentrum. — Kraftquellen deutschen Lebens. — Bismarck und das Parlament. — Die deutsche „Hegemonie". — Der Panslawismus. — Das Reich und Rußland. — Frankreich und die „Rheingrenze". — Friedrich List über die französische Unzulänglichkeit; über Rußland; über das französisch-russische Bündnis. — Troeltsch über Frankreich. — Der westliche Liberalismus und die deutsche Freiheit. — Die heutige weltpolitische Lage. — Schlußbetrachtung. — List über England. — An der Spitze aller Völker des europäischen Kontinents. — Kaiser Wilhelm II. — Das Goethewort: „innerlich grenzenlos — äußerlich begrenzt".

Existenzsicherung? — Kam ich wohl vom Thema ab? Ich glaube nicht. Denn was Bismarck wollte und tat, es war wie das Streben Camphausens nichts anderes als der stets erneute Versuch, die Entfaltung des deutschen Volkes zu sichern durch die Existenzsicherung des Preußischen Staates. Und nur ein Unterschied bestand: der Unterschied des Ausganges: Camphausen war kein geborener Preuße wie Bismarck. Die Linie, der er folgte, führte ihn rückwärts zu andern „Traditionen", als sie in Bismarck lebendig waren. Erst die Erfahrung, die persönliche Kenntnisnahme von Menschen und Dingen konnte, sie mußte aber auch einen Camphausen dahin führen, den Preußischen Staat in seinem ganzen Aufbau zu verstehen. Aber — das wissen wir auch —

kein Verstehen ersetzt jemals das innere und eigene Erlebnis. Und Preußen als Staat, als Monarchie, als Macht und Volk war für Bismarck ein Besitz, den er sich aus der Erbschaft seiner Väter errungen hatte; es war, wie sein Frommsein, ein inneres Erlebnis.

Camphausen entstammte einer Zeit und einem Landesteile, wo eine ganze Reihe von historischen Überlieferungen im sozialen Verbande überwunden zu Boden lagen; wo das, was man Adel nannte, wirklich in zahnloser Wehrlosigkeit von einem neuen Werden überholt und als reif und abgetan vom Leben verlassen worden war, einer Zeit, wo es obendrein meist nur des Nachweises bedurfte, daß irgendeine Bestrebung im allgemeinen Interesse liege, um dieser Anerkennung zu verschaffen. Dann war man wohl einem andern Staatsverbande einverleibt worden, wo jene historischen Überlieferungen noch bestanden und lebten, wo der Adel nicht nur noch wehrfähig war, sondern das Rückgrat der Wehrfähigkeit des ganzen Landes bildete, wo er gesonnen war, kein errungenes Recht, das man im Westen als Sonderrecht empfand, kampflos preiszugeben, und wo man, durch Erfahrung gewitzigt, das Neue und jede Neuerung mit sehr mißtrauischen Blicken betrachtete und jene immer zuerst und vor allem als die Absicht eines Abbruches oder als wirklichen Abbruch empfand, den man am Eigenen zugunsten anderer — nicht zugunsten des Staates, sondern einer andern Klasse — erleiden sollte: war es da wohl zu verwundern, daß zwei Männer so verschiedener Herkunft und damit auch so verschiedener Grundanschauung trotz der Einheit des Zieles über den Weg zum Ziele zu verschiedenem Urteil kamen? Auch hier jedoch darf man dem geschichtlichen und seelischen Werden nicht vorgreifen und etwa spätere tatsächliche Erscheinungen schon als wirkende Kräfte in eine frühere Zeit verlegen. Aber rücken wir einmal folgendes zusammen:

Noch im Jahre 1865 hat Bismarck gesagt, daß gegen gutmütige Überredung und die Aussicht, damit zum Ziele und zur Einigung zu kommen, im Wege stehe, daß in Deutschland partikulare Interessen stärker seien als der Gemeinsinn, daß im allgemeinen „die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer sei als auf der Basis der Spartaner", daß man sich wohl gern schützen lasse, aber nicht gern zahle, und daß man am allerwenigsten das

geringfügigste Hoheitsrecht zum Besten der allgemeinen Interessen aufgebe. Seit Frankfurt und vielleicht schon eher — er hatte es ja auch schon als Ministerpräsident in Berlin erfahren können — wußte das Camphausen auch. Die Zeit des alten Vorurteils, in dem dauernden Widerstreben der beiden Großmächte Preußen und Österreich liege das Heil, liege die Existenzsicherung der kleineren Staaten, war noch nicht abgelaufen.

Bei einem Rückblicke hat sodann Bismarck im Jahre 1882 betont, die Herren im Parlament hätten die politischen Möglichkeiten in Europa so wenig gekannt, daß sie sich nicht klar darüber gewesen seien, „daß, wenn man die deutsche Einheit wollte, das erste, was man dazu brauchte, eine starke preußische Armee war" und „die Unterschrift des Königs von Preußen". — Das erste Notwendige — ja; aber der Bismarck von 1848, der mehr von der einzigen als von der ersten Notwendigkeit zu sprechen schien, erfuhr den heftigsten Widerspruch derer, die die deutsche Einheit wollten.

Und als Bismarck in der gleichen Stunde sich noch einmal vor die Linke des Reichstags stellte und „wie der Auff vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen und der außerstande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen", das Recht des Königs von Preußen verfocht, da sagte er noch zwei Dinge, die für uns von Wichtigkeit sind. Einmal: „Der König hat von Anfang an seiner eigenen Politik festgehalten ... festgehalten an dem, was die Traditionen der preußischen Dynastie, die Traditionen seiner Vorfahren ihm als Politik vorzeichnen, was sein deutsches Herz, sein deutsches Gefühl ihm als Ideal vorzeichnen. Seine Majestät hat damals in den holsteinischen Sachen, als ich nicht rasch genug im deutschen, im nationalen Sinne vorgehen wollte, mir in einiger Erregung das Wort gesagt: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?" — Gewiß war Bismarck das, aber wir kennen sein „Zuerst". Erstgeburtsrecht besaß in seinem Gefühl nicht Deutschland, nicht der Bundesstaat, nichts anderes, sondern das Königreich Preußen, und nie würde er vor der Errichtung des Deutschen Reiches einen Schritt im deutschen Sinne getan oder befürwortet haben, der das Recht und die Macht dieses Erstgeborenen gekränkt hätte.

Und wenn er nun, wie hier, so noch öfter, die Konzeptionen seiner Politik seinem Könige zuschreibt; wenn man ihn auf Grund solcher Eingeständnisse später gar zum Höfling und zum Handlanger hat herabsetzen wollen, so darf man trotz so einseitiger Übertreibungen dennoch davon überzeugt sein, daß ein wahrer Kern in der Angabe Bismarcks steckt. In der sturmbewegten Zeit der Revolution war der Prinz von Preußen der unverhohlen nationalen Neigung seiner Gemahlin und ihrem restlosen Vertrauen zu Camphausen gefolgt. Erst sehr spät dagegen gewann Bismarck das Vertrauen des Prinzregenten und Königs. Man kann nun diesen Schritt König Wilhelms zu Bismarck als einen solchen ansehen, der seiner Politik eine prinzipiell andere Richtung gab. Fast sicherer aber darf man von einem Heraustreten Bismarcks aus seiner ehemaligen preußischen Einseitigkeit sprechen. „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?" — Der König suchte, seiner Vergangenheit getreu, die Möglichkeit, die beiden bisher getrennten Ströme zu vereinigen. Und mochte Bismarck den Einfluß der hohen Frau auch manchmal unwirsch empfinden, er gesteht uns, daß er da war, daß er stark war. Wollte er mit diesem Könige zusammengehen, so mußte er das eigene deutsche Empfinden, dessen Fesselung ihm schon in Frankfurt gelockert war, freilassen. Und erst als er es freiließ, bemächtigte sich seine geniale Kraft schaffend des deutschen Gedankens. Seine wiederholten Hinweise über den König hinüber zur Königin Augusta und mehrfach gar zum „Präsidenten Camphausen" sind also nicht ohne Wahrheit. Von dieser Seite floß der deutschen Empfindung des Königs Halt und Stärkung zu. Aber die Deutung, die Bismarck mancher Erfahrung und Tatsache gab, traf nicht immer zu, abgesehen davon, daß fast jede augenblickliche Stimmung auf die Form seiner Deutungen abfärbte. Hat er doch einmal gar eine ganze Rede an den Versuch gewendet, nachzuweisen, daß die preußische Ehre durch Olmütz nicht berührt worden sei. Aber seine Dialektik ist gerade hier von einer fast englischen Nützlichkeitsfärbung und von nur politischer Verstandesmäßigkeit. Später dagegen gestand er die Demütigung Preußens in Olmütz, ja mehr noch die „Vasallenschaft Preußens" Rußland gegenüber offen zu.

Die Vereinigung beider Strömungen, der deutschen und

preußischen, der bürgerlichen und monarchischen, der „liberalen" und „konservativen", war notwendig. Aus ihrer Vereinigung wuchs das Deutsche Reich empor, und ihre Vereinigung war das Fundament und die Sicherung seiner Existenz, blieb es bis heute. Betrachtet man aber die schweren Kämpfe, die ausgefochten werden mußten, ehe man das Ziel erreichte, so darf man sich nicht wundern, daß nicht gar lange nach der Erreichung des Zieles die alten Gegner sich neu erhoben, mit ihnen neue erstanden, die von dem dunkeln Gefühl geleitet wurden, daß zur Erhaltung des Errungenen eine große Macht nötig sei, und daß diese Macht hinwiederum nur gebildet werden könne auf Kosten der persönlichen Entwicklung, des Rechtes, der Existenzsicherung der sozial schwächeren Elemente des Volkes. Auch stockte ja die Einfuhr fremder Ideen kaum einen Augenblick, und sie fanden, wie immer die Masse der widerstandslosen Köpfe, die sich nicht von ihnen nur befruchten ließen, sondern in deren Leere sie einströmten, um sie ganz und gar zu erfüllen.

Die Zeit der großen inneren Kämpfe brach an, sie brach an auf fast allen Gebieten, dem konfessionellen, sozialen, wirtschaftlichen und, damit verbunden, auch auf dem politischen Gebiete. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete setzte seit dem Schutzzollgesetz von 1879 die Wendung aus der Verneinung zu freudiger und starker Bejahung zuerst ein. Dann nahm Bismarck das soziale Gebiet in Arbeit, und auf seine Anregung hin ist in dem letzten Menschenalter ein Kampf gegen die menschliche Not mit allen Mitteln, auf allen Gebieten in Deutschland geführt worden, wie in keinem andern Lande und in keiner andern Zeit menschlicher Geschichte. Trotz alledem wurde der politische Horizont statt klarer stetig dunkler. Woran lag das?

Zuallererst kommt hier wohl das rein dynamische Werden in Frage. Bismarck hatte zwar geäußert, Deutschland sei gesättigt, aber das, was nun geschah, vor allem das Maß dieses Geschehens ließ sich nicht voraussehen. Das Reich war kein Ende, sondern es wurde nun seinerseits zu einem neuen Anfang. Nicht nur, daß es jetzt als einheitliche Organisation nach einer Sicherung der eigenen Existenz streben mußte, sondern es wurde auch zum ganz natürlichen Wachstumshelfer des deutschen Volkes. Damit

erreichte die Sättigung ein rasches Ende. Die Notwendigkeit zeigte sich, für die wachsende Bevölkerung Platz zu schaffen. Das deutsche Volk beschritt den Weg der Kolonisation.

Dazu ein anderes: Vor dem Deutschen Reiche stand nicht minder, wie ehedem vor seinen östlichen politischen Gebilden die alte geschichtliche Aufgabe, der werdenden Menschenkultur die Wege nach Osten weiterzubahnen. Und diese Aufgabe trat nun aus ihrer einstigen fast rein ideellen und abstrakten Umkleidung heraus und wurde zu der politischen Forderung, dem deutschen Leben und Denken in der Welt zur Anerkennung und Berücksichtigung zu verhelfen. Seiner eigenen Sicherung halber mußte das Deutsche Reich an der Begründung und Befestigung einer guten und wohlwollenden Meinung von sich in der Welt wirken. Daraus aber erwuchs eine Erweiterung der ideellen politischen Macht über die Grenzen Deutschlands hinaus. Oder gehen wir vom wirtschaftlichen Bilde aus: List meinte einmal, die herrschende Nationalökonomie habe offenbar den Besitz der edlen Metalle von der Dispositionsfähigkeit über die edlen Metalle im internationalen Verkehr nicht unterschieden; so kam es auch uns nicht darauf an, die Meinung anderer Völker zu besitzen und zu beherrschen, wohl aber darauf, uns durch unsere Leistungen eine Dispositionsfähigkeit über ihre gute Meinung und Achtung zu erringen. Das waren ideelle „Machtansprüche", die Deutschland nach außen stellte und stellen mußte. Das Ausland aber sah außerdem die kolossale materielle Machtschöpfung des deutschen Volkes im Innern. Da wachte die Besorgnis auf. Die Frage erklang: Was will Deutschland?

Die Frage war mit einem Worte zu beantworten: Existenzsicherung! Aber diese Antwort, die die Regierung und die Besonnenheit gab, wurde nicht geglaubt. Und in Deutschland selbst gab es große Kreise der Bevölkerung, die in die Welt hinausriefen: Glaubt es nicht! Hörte man die Stimmen, die da erklangen, so konnte es dem Uneingeweihten scheinen: „Der größte Gegner des Deutschen Reiches ist die Mehrheit des deutschen Volkes selbst. Das Volk will das Reich nicht." — Aber das war es nicht, wenigstens bei den meisten Oppositionsparteien nicht. Da sah man nur die große Macht. Man sprach davon, daß

diese Macht schließlich doch in der Hand eines einzelnen ruhe, und daß das eine große Gefahr sei. Die Macht an sich war nicht das, wogegen man kämpfte, sondern worum man kämpfte. Jeder wollte teil an ihr haben, und viele — viele wollten über den Anteil die Macht womöglich ganz in ihrer Macht haben. Der ehemalige Botschafter in Paris hatte eben viele Geistesverwandte in Deutschland, der, wie Bismarck mitteilte, einmal zu andern in seiner Anwesenheit sagte: „Nun macht dieser Mensch meine Politik, und macht sie falsch!"

Die latente und offene „Reichsfeindschaft" stieg zu solcher Höhe, daß der Kanzler es für gut fand, vor aller Welt einmal offen darüber zu reden. Als die Polen die Ausweisungen ihrer propagandistischen Volksangehörigen von jenseits der russischen und österreichischen Grenze zu bekämpfen begannen, als sie bei Sozialdemokraten, bei den Elsässer Protestlern, Freisinnigen, Welfen und vor allem beim Zentrum einen starken Rückhalt fanden, brachte Bismarck die Sache im Reichstage zur Sprache (28. Januar 1886). Nach eingehender geschichtlicher Darlegung der Frage klang zum Schlusse der Opposition das eherne Wort entgegen: „Solange die Obstruktion unserer Finanzquellen im Reichstage fortdauert, haben wir ja überhaupt darüber nachzudenken, wieweit der Preußische Staat imstande sein wird, sich selbst ohne Reichstagsmajorität zu helfen."

Darauf ging Bismarck auf die Schilderung der inneren Lage und auf die Möglichkeiten der Zukunft ein: Nach der Art, wie die Entwicklung unserer inneren Verhältnisse eine Reichstagsmajorität nicht aufkommen lasse, könne man weder auf den Beistand der Sozialdemokraten noch auf den der Polen, noch der Elsässer, noch auf den einzelner anderer Kategorien rechnen. „Ob auf den des Zentrums, das weiß ich ja nicht; da wird noch immer besorgt: das Reich möchte stärker werden als die Partei, und wir müssen danach streben, stärker zu werden, das ist unsere Aufgabe, unsere Pflicht, dahin zu wirken."

Warum aber war und ist das unsere Aufgabe, unsere Pflicht, wenn Bismarck, wie man gesagt hat, konservativ, wenn er gar reaktionär war? Er rühmte sich doch seiner konfessionellen Toleranz, und nach wie vor bis zum Schlusse seiner Tage hielt er das

Zentrum „für einen Gegner des Reichs". — „Das Zentrum ist keine dauerhafte Stütze," trotz der „Masse guter ehrlicher Deutschen", die es da gibt. Die Tendenz des Zentrums — das war der Reichsfeind. Warum denn nicht die Tendenz der Sozialdemokratie, der Liberalen usw.? Da gab es doch auch Außerdeutsches, Internationales genug. Warum also die Tendenzen dieser Parteien nicht? „Ich bin eingeschworen", so sagte der alte Herr in diesem Zusammenhange, „auf die weltliche Leitung eines evangelischen Kaisertums, und diesem hänge ich treu an." War das eine Erklärung? Ja, es war eine, aber keine solche, wie sie ein konfessionell Befangener vielleicht deuten möchte. Was sollte es denn heißen, daß er ein andermal sagte: „Ich habe gegen Politiker in langen Kleidern, weiblichen oder priesterlichen, immer Mißtrauen gehegt, und dieses Pronunziamento einiger hundert evangelischer Pfarrer zugunsten einer der frivolsten, gegen den ersten Beamten des Landes gerichteten Verleumdungen war nicht geeignet, mein Vertrauen gerade zu Politikern, die im Priesterrock, auch in einem evangelischen, stecken, zu stärken." — Also nach dieser Seite weist die Erklärung nicht. Wohin denn?

In Bismarck hatte der urprotestantische, der deutsche Gedanke, der Gedanke der Freiheit des sittlichen Individuums eine lebendige Verkörperung erfahren. In diesem Gedanken wirkt das Prinzip der Bewegung, der Entwicklung. Das gleiche Prinzip wirkt in dem Gedankenkreise der Sozialdemokratie, des Liberalismus aller Schattierungen mehr oder weniger, es wirkt selbst in dem Gedankenkreise der Konservativen, soweit sie entweder frei oder soweit sie in Wahrheit religiöse Protestanten, nicht nur Kirchenprotestanten sind. Aber lebt dieses Prinzip auch in der Tendenz des Zentrums? Oder lebt hier das entgegengesetzte Prinzip der absoluten Autorität, des unerschütterlichen Dogmas? Und wo der Priesterrock erscheint, besteht da nicht die Gefahr, daß mit ihm das Dogma erscheint, das aller freien Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeit widerspricht? Und erscheint nicht ebenso mit dem weiblichen langen Kleide nur zu oft eine nicht minder starke, nicht minder starre Gefühls- und Verstandeseinseitigkeit, die jenem Absolutismus kaum nachsteht? Als er sich

zum weltlichen evangelischen Kaisertum bekannte, da sprach aus Bismarck die Geschichte, die er im Blute hatte, der Geist lebendiger Entwicklung.

Wie wenig Bismarck ein Mann der Reflexion, ein „theoretischer Mensch" war, das zeigt sich nirgend deutlicher als bei Gelegenheiten, wo er dann, wie damals, naiv fragt: Aber sollte denn eine Disziplin und Aufopferung, wie sie im Zentrum vorhanden ist, nicht auch bei uns andern bezüglich des nationalen Glaubens und Gedankens möglich sein? „Könnten wir nicht, da wir doch einmal eine nationale Kirche nicht besitzen, eine ähnliche dominierende Partei schaffen, in welcher wir, ohne Rücksicht auf Fraktionsvorgänge und über alle Parteiregierung hinaus, fest zusammenhalten und geschlossen für dasjenige stimmen, was die nationale Entwicklung und Sicherheit fördert, und gegen alles, was sie untergräbt und hindert, so daß darüber kein Streit zwischen denjenigen Fraktionen stattfände, die überhaupt das Deutsche Reich fördern und erhalten wollen." — Gewiß könnten wir das, wenn wir das Prinzip der geistigen Starrheit unser eigen nennten und nicht dasjenige der Bewegung. Sobald jedoch eine solche Überpartei über den Parteien sich auftäte, würden die Parteien in ihrem inneren Halte geschwächt, während das Zentrum sich gerade stärkt durch seinen Absolutismus über ihm, jenseits der Berge, durch seinen Ultra-Montanismus.

Aber die Not lehrt — denken. Und so wird auch die heutige Not in vielen bis tief in die Reihen des Zentrums hinein wenigstens in dem Einen den Gedanken Bismarcks zur Anerkennung bringen: „Zuerst das deutsche Heer und die Unterschrift des Kaisers! und dann erst all das andere!" Wir müssen Eisen im Blute haben und nicht an romantischer Bleichsucht kränkeln, wollen wir im Weltkampfe bestehen.

„Es ist ja möglich, daß die Vorsehung nach der Art, wie wir die außerordentliche Gunst, die uns in den letzten zwanzig Jahren zuteil geworden ist, aufgenommen und verwertet haben, ihrerseits findet, daß es nützlich sei, den deutschen Patriotismus noch einem Feuer europäischer Koalitionen größerer benachbarter antideutscher Nationen, noch einem härtenden und läuternden Feuer auszusetzen, mit andern Worten, daß wir von der Vorsehung nochmals

in die Lage gebracht werden, ebenso wie Friedrich der Große nach dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege, uns noch gegen Staatenkoalitionen zu verteidigen, die in unserer inneren Zwietracht ja auch immer noch eine gewisse Aufmunterung finden, — die Leute kennen unsere inneren Zustände ja nicht, sie wissen nicht, daß das Volk nicht so denkt, wie die Majoritäten in den Parlamenten votieren. Man hat das zwar 1866 schon erlebt, wo wir, belastet mit dem Zorne der Mehrheit, in diesen sogenannten Bruderkrieg, der ganz unentbehrlich war zur Schlichtung der deutschen Frage, hineingingen. Aber so denkt das Ausland nicht, das Ausland rechnet damit: die Sache geht auseinander, sie hält sich nicht, sie ist schwach. Es wird auch auf uns die Redewendung von den tönernen Füßen angewendet, und unter den tönernen Füßen wird man die Reichstagsmajorität verstehen. Man wird sich aber irren, denn dahinter stehen noch eiserne."

Die Sicherung der Existenz des Reiches — unablässig bewegte sie die Gedanken dieses Großen, ganz gleich, ob wir seine Finanzreform, seine Eisenbahnpolitik, seine Zollpolitik oder seine Kulturpolitik ins Auge fassen. Der Blick auf das Ausland leitet seine Gedanken, gibt ihnen Form und Ziel. Und in seinem Erkennen steht die eine Möglichkeit längstens fest: „Ebenso wie wir unter dem Trommelschlag des Sturmmarsches vorgehen, so müssen wir an der nationalen Grenze alle Parteiunterschiede vergessen und eine geschlossene Phalanx bilden, innerhalb deren der fortschrittliche Speer dem Feinde ebenso entgegengehalten wird wie der reaktionäre und absolutistische."

Aber da gab es Leute, die horchten auf die Polen, sie horchten auf die Vertreter einer romantischen Demokratie im Elsaß, und noch im letzten Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges, als die Lage schon äußerst gespannt und drohend geworden war, erlaubten sich ultramontane Zeitungen die Entfesselung der Volksbewegung in Zabern. Ja, weiter zurück: im Auslande war über ein Jahrzehnt lang die ultramontane Presse mit dem einseitigen Fanatismus der Romanen am Werke, Deutschland, das deutsche Volk, die deutsche Arbeit und Kunst, die deutsche Wissenschaft und Weltanschauung planmäßig und Nummer für Nummer nach dem von ihnen mißbrauchten und mißdeuteten Stichworte zu bekämpfen:

Le Germanisme c'est le protestantisme. Das von der katholischen hohen Geistlichkeit Frankreichs betreute Schandbuch über Deutschland und den Katholizismus ist ja nur die Quintessenz dieser jahrelangen Verleumdung, Verneinung und Verhöhnung des ganzen deutschen Lebens, unserer Art und unseres Schaffens. Und jenes Stichwort lief rund um Deutschland herum; es erklang in Polen wie in Frankreich, in Italien wie in Rußland, und kaum eine christkatholische Stimme in Deutschland erhob sich dagegen. Im Gegenteil, nicht selten, daß die Blätter dieser Richtung solchen Urteilen und Angriffen gegen den deutschen Geist in der unbedachtesten Weise zustimmten.

Das deutsche Volk hatte in seinen katholischen Angehörigen nicht den Beschützer gegen „fremden Angriff", sondern an dieser „nationalen Grenze" lag sein Leben — möchte man sagen — ohne deckende Haut allen vergiftenden Einflüssen offen und preisgegeben da, und die es hier preisgaben, das waren die Stimmführer des ultramontanen Zentrums. Wie aber Bismarck von der Führung des Zentrums den Eindruck empfing, sie sei berechnet auf „die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum", so empfing diesen Eindruck erst recht das Ausland. Die Folge war: in Frankreich rechnete man mit Bestimmtheit auf reichsfeindliche Sympathien vor allem in Süddeutschland beim Ausbruch des Krieges; man rechnete mit der inneren Zerrissenheit des deutschen Volkes, die sich scheinbar schon in bestimmten Maßnahmen und Äußerungen einzelner Regierungen bekundete. Die aber jenen Glauben an unsere nationale Zersetzung im Auslande bestärkt und damit die Entfesselung der Kriegsstimmung bei unseren Gegnern mit vorbereitet hatten, ließen, wie es nun den Anschein hat, angesichts des namenlosen Elendes, das die Welt überflutete, eine gründliche Revision ihrer Meinung eintreten. Denn nicht ihrem katholischen Glauben hatten sie mit ihrer Zurückhaltung geholfen, sondern, wie sich das jetzt offenkundig herausstellte, dienten sie mittelbar nur dem deutschfeindlichen Chauvinismus auf allen Seiten, vor allem dem gefährlichsten Kriegshetzer, dem beschränktesten französischen Nationalismus.

Kann das deutsche Volk, nicht infolge einer verrannten Lieb-

haberei, sondern gezwungen durch die Not seiner eigenen Lebenssicherung, doch nicht darauf verzichten, an der Verwirklichung des Wunsches weiterzuarbeiten, den Bismarck einmal so ausdrückte: „Es handelt sich darum, ob es uns nicht gelingen wird, das Gefühl, daß wir alle Deutsche und Landsleute sind, höher und stärker in uns lebendig zu machen als das Gefühl, daß wir verschiedenen Konfessionen angehören." — „Es handelt sich darum!" — Als der Kaiser sein helltönendes Wort sprach: Ich kenne nur noch Deutsche, da gab es nur eine einzige jubelnde Zustimmung, und vor dem Feinde da draußen hat sich die Anschauung Bismarcks darüber, worum es sich handelt, als die allein deutsche, als die allein richtige bestätigt: wie Ein Mann vertrat das ganze Volk seine Sache, die Sicherung seiner Existenz. Aber daß es stets, daß es auch in anderer Weise geschehe, das war Bismarcks Wunsch gewesen. Nun ist der Boden bereitet, woraus seinem Wunsche die Erfüllung sprießen kann.

Wir können es Bismarck glauben, wir müssen es ihm nach den vorliegenden Zeugnissen sogar zugestehen, daß er schon im Jahre 1847 „in der unumschränkten Autorität der alten preußischen Königsmacht" nicht das letzte Wort sah. Er wünschte „die Möglichkeit öffentlicher Kritik der Regierung in Parlament und Presse"; in dem unkontrollierten Absolutismus eines Ludwig XIV. erkannte er den Romanismus, die welsche, für Deutsche nicht geeignete Art. Gewiß gestand er den dynastischen Interessen in Deutschland insoweit eine Berechtigung zu, „als sie sich dem allgemeinen nationalen Reichsinteresse anpassen", aber: „Das deutsche Volk und sein nationales Leben können nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt werden. Ich bin mir jederzeit darüber klar gewesen, daß diese Erwägung auf die kurbrandenburgische Dynastie dieselbe Anwendung findet wie auf die bayrische, welfische und andere." Aber Bismarck unterschied noch schärfer: neben der Anerkennung eines dynastischen Interesses stand ihm noch das Interesse des Preußischen Staates. „Wir hatten und haben ja auch als Preußen ein besonderes Nationalgefühl, ursprünglich eine Abzweigung vom großen deutschen. Im Grunde hat es nicht mehr Berechtigung als der spezifische Patriotismus deutscher Staaten." Daß er für dieses Preußenbewußtsein zu Anfang eine

sehr lebhafte Empfindung hatte, wissen wir, wie er es auch selber zugestand. Aber im Rückblicke meinte er doch: „Sobald ich überzeugt war, daß das preußische Nationalgefühl der Amboß sei zum Zusammenschmieden der andern, habe ich aufgehört, einseitig preußische Ziele zu verfolgen."

Aus alledem läßt sich erkennen, daß Bismarck die verschiedenen Kraftquellen des deutschen Lebens und Bewußtseins sehr gut kannte; daß er jedem „Partikularismus", als dem Ausdrucke der Besorgtheit eines kleineren Kreises der Bevölkerung um ihre Existenzsicherung an sich genau so viel Recht zugestand wie dem Persönlichkeitsgefühl des einzelnen, aber alle diese Rechte blieben ihm nur Rechte, soweit sie das große nationale Interesse nicht schädigten, und soweit die Sonderbestrebungen die gesunden und starken Träger des nationalen Lebens blieben und bleiben konnten. Bei der Einschätzung jener Kräfte ging er ja sogar mehrfach so weit, daß er das partikularistische Interesse als Wegbereiter des nationalen zuhilfe rief da, wo man ihn bei der unmittelbaren Wahrnehmung des Reichsinteresses im Stiche ließ. Ist doch, um ein überzeugendes Beispiel zu nennen, seine preußische Staatseisenbahnpolitik nur eine steckengebliebene Reichseisenbahnpolitik, denn die innere Befestigung der Reichseinrichtungen war und blieb sein letztes Denken. Diese Aufgabe in dem Sinne zu lösen, „daß alle Deutschen sich in den geschaffenen Verhältnissen wohlbefinden möchten", könne nur gelingen, „wenn wir wirklich ein starkes Parlament als Brennpunkt des nationalen Einheitsgefühles haben".

Die Richtigkeit auch dieser Anschauung wie die Möglichkeit ihrer Verwirklichung hat der Krieg, hat die akut gewordene Gefahr bewiesen; eine Gefahr, deren latentes Vorhandensein wir ebenso hätten kennen und anerkennen müssen, wie sie ihm stets gegenwärtig war. Und wie er den Fehlgang nach der einen Seite darin sah, „wenn wir in das Fraktionswettkriechen verfallen", eine Politik, die ja nur von parteilichen und noch kleineren Interessen bestimmt wird, so betonte er nach der andern Seite, daß wir heutzutage „nicht mehr einer rein dynastischen Politik leben können, sondern wir müssen nationale Politik treiben, wenn wir bestehen wollen. Es ist das ein Ergebnis der politischen Entwicklung,

welche in dem letzten halben Jahrhundert in Europa stattgefunden hat".

Das war sein großes Ziel nach innen. Nach außen aber hieß es: Friede! Sieht man hier genauer zu, so war es nicht der Krieg gegen Frankreich, den Bismarck fürchtete — ihn hielt er im Grunde genommen für überflüssig, auch vom französischen Standpunkte aus —, sondern hier standen drei Dinge für ihn im Vordergrund: einmal Rußland und seine fragliche Entwicklung. Die Gefahr, die hier drohte, kannte er, aber er kannte auch Rußland, die Kreise des Hofes, der Regierung und Diplomatie, und so glaubte er, diese Gefahr bannen zu können mit der Verleugnung eines Kriegsgrundes für Rußland gegen uns. Rußland habe bei einem Kriege gegen uns nichts zu gewinnen.

Aber darüber hinaus sah er noch etwas anderes, was mit solcher Meinung nicht übereinstimmte: die Möglichkeit einer europäischen Koalition gegen Deutschland, einer Koalition, geführt von Rußland und Frankreich. Was hätte diese nun für ein Ziel haben sollen für den Partner Rußland? Ostpreußen etwa? Dazu unternimmt ein Staat, der von hier aus nicht gefährdet wird, noch selber arm an Land ist, keinen Krieg von so furchtbarer Schwere. Also doch kein anderes Ziel als: Finis Germaniae.

Das dritte war: wir sollten uns bemühen, „die Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unserer Schwerkraft abzuschwächen, um die Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit anderer wirkt als eine französische, russische oder englische."

„Eine deutsche Hegemonie in Europa?" — Bestand denn eine solche? War für sie die vorhandene „Schwerkraft" ausreichend? — Ja, wenn man auf die Zeit um 1870 herum sieht. Und auch später bestand eine solche Schwerkraft noch ideell durch das Genie des Staatsmannes an der Spitze des Deutschen Reiches. Materiell aber hatten sich die Verhältnisse schon gewaltig zu verschieben begonnen. Nicht mehr standen wir da als Großmacht unter Großmächten, sondern als Großmacht unter werdenden Weltmächten.

Einen Monat vor dem Tode des ersten deutschen Kaisers hatte die Regierung die Stärkung der Wehrkraft zur Beratung gestellt. Ein Wehr- und ein Anleihegesetz standen in Aussicht. Damals hielt Bismarck seine große Rede mit dem seither unvergessen gebliebenen, aber leider auch oftmals geschmacklos mißbrauchten und seines tiefen Goldglanzes beraubten Schlußworte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." Das Wort hätten die Deutschen heilig halten oder vergessen sollen; nur den Sinn und die ungeheure Kunst der Rede hätten sie behalten müssen. Denn sie war das Meisterstück eines Ministers der „auswärtigen Angelegenheiten", der es wagt, vor aller Welt einer fremden, ihm feindlichen Politik auch die letzte Stütze im allgemeinen Urteil, vor dem Richterstuhle der Menschenvernunft zu entziehen und zu zerbrechen und in freundschaftlicher Weise den Souverän des fremden Staates für seine Meinung in Anspruch und gegen die Insinuation einer solch unsinnigen und unheilvollen Politik in Schutz zu nehmen.

In dieser Rede steigt die Geschichte der werdenden europäischen Koalition herauf, die heute zum Weltkriege geführt hat. Nur, daß sein Anfang nicht in Bulgarien, sondern in Serbien zu suchen ist; nur daß Rußland den Weg über Wien nach Berlin nehmen wollte, einen Weg, der nebenbei auch dem Geschmack unseres dritten Bundesgenossen, Italien, huldigte, und es von unserer Seite in die Arme seiner neuen Raubgenossen führte.

Schon in den siebziger Jahren sah Bismarck das Anschwellen der panslawistischen Flut. Dem Könige von Bayern gegenüber — wir erinnern daran — betonte er im Jahre 1879, daß nur von Rußland her — „vielleicht auch in naher Zukunft" — ein Krieg drohe. Er sah die Schwierigkeiten, die österreichischen und russischen Interessen am Balkan zu vermitteln; kurz, die Gefahr sah er wohl und wachte über sie. Und unsere, des Reiches, des deutschen Volkes Leben und Existenz zu sichern, forderte er: „Wir müssen in diesen Zeiten so stark sein, wie wir irgend können, und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgendeine Nation von gleicher Kopfstärke in der Welt." Den Frieden zu sichern, darum forderte Bismarck die Erhöhung unserer Wehrmacht.

Nun aber steht hier die Frage auf: „Ja, aber aus purem pan-

slawistischen Wahnsinn oder infolge der nicht minder verrückten Revancheluſt Frankreichs entſtehen doch nicht ſolche Verhältniſſe, wie wir ſie da mit ſtets ſteigender Gefahr ſeit 20—30—40 und mehr Jahren immer wiederkehren ſehen. Woher alſo?" — Die Antwort kann nur eine von Bismarcks Anſchauung unabhängige ſein. Und da er hier aus langer Praxis, Beobachtung und Erfahrung ſchöpfen konnte, während uns nichts als die Anſchauung der Lage und des geſchichtlichen Werdens zur Verfügung ſteht, ſo mag der Verſuch einer Antwort und dieſe ſelbſt vielleicht als gewagt erſcheinen. Immerhin! Jene Dauerzuſtände, jene ſich ſtets wiederholenden und allmählich ſich verſchärfenden Lagen entſtammen nach unſerer Anſchauung der Notwendigkeit der Exiſtenzſicherung Frankreichs und Rußlands, die beide in ausſchließend ſelbſtſüchtiger Beſchränktheit die Auflöſung einer ſtarken politiſchen deutſchen Macht in ihrer Mitte verlangen.

Bismarck ſetzt unſerer Anſchauung die ſeinige entgegen: Deutſchland und Rußland hätten ſolidariſche Intereſſen — er ſchöpft dieſe Anſchauung aus der preußiſchen Vergangenheit —; es beſtehe zwiſchen ihnen kein zwingender Kriegsgrund — dieſe Anſchauung floß ihm aus der militäriſchen und ſonſtigen Überlegenheit Deutſchlands über Rußland —; aber ſchon darin ſteckt die Möglichkeit eines Wandels dahin, daß Rußland, deſſen Gefahr ihm gebannt oder doch bannbar erſchien, uns doch einmal gefährlich werden könnte. Und dieſe Möglichkeit ſah Bismarck, wenn Rußlands Politik mehr und mehr dem panſlawiſtiſchen Einfluſſe erlag. Ja, er glaubte ſogar, daß Deutſchlands Intereſſen durch das Gravitieren der ruſſiſchen Macht nach Süden gefördert würden; einem beſtimmenden Einfluſſe Rußlands in Konſtantinopel und am Balkan — Rußland hatte die Politik der „Befreiung" der Balkanvölker ja längſt begonnen — ſetzte er keinen prinzipiellen Widerſtand entgegen, wenn er auch die Gefahr eines ruſſiſch-öſterreichiſchen Intereſſenkonfliktes zugeſtand. Aber Deutſchlands Aufgabe wäre eben, ſelbſtlos zwiſchen Rußland und Öſterreich zu vermitteln. Alles in allem eine Anſchauung, die ſich reſtlos nur durch die andere erklärt und verſtehen läßt, daß der Dreibund für ihn mehr den Charakter eines ſtrategiſchen Bündniſſes, nicht aber den eines Dauerbundes beſaß, geeignet, als unerſchütterliche

Grundlage einer zukünftigen Entwicklung zu dienen. Bismarck rechnete mit der Vergänglichkeit aller Bündniſſe, er rechnete mit der wenn auch noch ſo entfernten Möglichkeit eines abermaligen Intereſſengegenſatzes zwiſchen Deutſchland und Öſterreich, wobei es dann für Deutſchland verhängnisvoll geweſen ſein würde, ſich Rußland zum ewigen Feinde gemacht zu haben.

Und Frankreich? Da ſah Bismarck den vorläufig unbekehrbaren Gegner. Hier aber zeigt die Geſchichte folgendes: Ludwig XIV. nahm Elſaß und Lothringen dem Reich, er ſtrebte nach dem linken Rheinufer, nach dem Beſitze der Niederlande. Warum? — Die Revolution treibt nach dem Rhein, nach den Niederlanden über die franzöſiſche Oſtgrenze hinaus. Warum? — Napoleon I. ſchafft den Rheinbund, entzieht damit ganz Weſt- und Süddeutſchland der deutſchen Entwicklung; er erobert Weſtfalen, dringt vor bis zur Elbe und ihrer Mündung, ſchließt einen Bund mit Rußland. Deutſchland — Preußen ſind zerſtückelt und dezimiert. Warum? — Der franzöſiſchen Politik tritt dann die ruſſiſche entgegen, ſie hilft Preußen aus dem franzöſiſchen Banne befreien, um es als eine Art Vaſallenſtaat unter ihre Leitung zu nehmen. Preußen und Deutſchland ſteigen zu ſelbſtändiger Macht empor: da reichen ſich über dieſe Macht hinweg der franzöſiſch-demokratiſche und der ruſſiſch-autokratiſche Abſolutismus die Hände. Warum? — Für alles das gibt es unſerer Anſicht nach nur eine Erklärung: eben die Notwendigkeit der Exiſtenzſicherung, wie man ſie in Frankreich und Rußland für ſich erkannte, einer Exiſtenzſicherung, die keineswegs darin beſtand, eine von einer ſtarken deutſchen politiſchen Macht drohende Gefahr abzuwehren, ſondern darin, dem eigenen Volksorganismus diejenigen Elemente und Kräfte zuzuführen, ohne die er zu einer Höchſtleiſtung im Völkerringen und Weltkampfe von ſich aus nicht fähig war, weder in Frankreich noch in Rußland. Hätte es ſich bei beiden Staaten nur darum gehandelt, eine deutſche Angriffsgefahr abzuwehren, ſo hätten ſie ſich durch unſere überaus friedliebende und nachgiebige Politik während langer Jahrzehnte doch davon überzeugen laſſen, daß eine ſolche Gefahr nicht beſtand und allem deutſchen Denken fernlag. Sie aber mußten an dieſer Einbildung feſthalten, weil andere Gründe ihr politiſches Denken und Fühlen

bestimmten. Und auch das hat unseres Wissens in dieser prinzipiellen Art nur Einer in Deutschland erkannt: Friedrich List.

Wenn nicht schon früher, so stand sicherlich seit den Tagen des französischen Kaisertums Frankreich in Wettbewerb mit England und Rußland um die Hegemonie. Die Richtung dieser Politik wurde natürlich nicht mit dem Falle Napoleons verlassen, so wenig wie die andere Peters des Großen, der Rußland mit dem Meere eine Großmachtstellung zu erringen strebte, mit dem Tode des Zaren zu Ende gegangen war. Diese Tatsache sah List; und er sah weiter, wie die beiden Entwicklungslinien, die russische und französische, sich zunächst in der Feindschaft gegen England, als an einem ersten Ziele, trafen.

Nachdem sich ihm Ziel und. Richtung offenbart hatten, wandte er sein abwägendes Auge auf die auf beiden Seiten vorhandenen Kräfte. Er fand sie unzureichend, und es war ein hochbedeutsames Urteil, das er nun fällte: „Die Natur hat der gallischen Rasse diejenigen Eigenschaften versagt, die erfordert werden, um eine Nation auf den höchsten Standpunkt der Macht und des Reichtums zu erheben. — Sie exzellieren weder in Ackerbau noch in den Manufakturen, weder im Handel noch in der Schiffahrt, und ihre Erfolge in diesen Fächern haben sie hauptsächlich denjenigen ihrer Provinzen zu verdanken, in welchen der germanische Geist vorherrscht, nämlich: Elsaß, Lothringen, die Normandie und Französisch-Flandern. Niemals ist eine Protektion stark genug gewesen, ihre Handelsschiffahrt und ihre Seefischereien emporzubringen. Niemals haben sie es dahin bringen können, große Kolonien zu gründen, zu zivilisieren und zu behaupten, geschweige denn ihnen eigenes Leben und eigenen Geist einzuflößen. So fehlte ihnen alles Fundament zu einer großen Seemacht. Auch ist ihre Flotte zu allen Zeiten ein erkünsteltes Ding gewesen, eine Art Maulesel, der unfähig ist, seine Rasse fortzupflanzen und wenn er verloren geht, nur, durch künstliche Erzeugung und durch langwierige Nachzucht wiederum ersetzt werden kann. . . ."

„Die Franzosen haben nie aufgehört und werden nie aufhören, den Rhein zur Grenze zu begehren. Sie scheinen dafür Gründe zu haben, die weit tiefer liegen als diejenigen, welche von ihnen öffentlich vorgeschützt werden. Den Franzosen nämlich, wenn sie Belgien und Deutschland bis zum Rhein besitzen, kann es nicht schwer fallen, wie das schon einmal geschehen ist, auch Holland und die Länder an der Ems, an der Niederweser und Niederelbe zu erobern. Indem sie so den kräftigsten Teil der germanischen Rasse des Kontinents auf den romanischen Stamm ihrer Nationalität impfen, verschaffen sie ihrem Nationalkörper diejenigen Eigenschaften, die ihm erforderlich sind zur Erlangung der Weltsuprematie, nämlich einen hohen Grad von Produktivfähigkeit in den Fächern der Agrikultur, der Industrie und des Handels und einen ebenso hohen Grad von Geschick für die Emporbringung der Schiffahrt, blühender Kolonien und einer großen Seemacht." — Alles das heißt: Soll die Entwicklung Frankreichs nicht zum Stillstande kommen, so bedarf die Nation fremder Befruchtung; soll sie aber das Ziel erreichen, das ihr die eigene Ruhm- und Machtsucht vorgemalt hat, so ist die Gewinnung niederdeutscher Elemente der nächste Weg und die einzige Möglichkeit. Obgleich nun das französische Volk im großen nur den Ehrgeiz zu haben schien, in Ruhe seine Renten zu verzehren, zu genießen, trieben seine Politiker es in den alten imperialistischen Bahnen fort, und zuhilfe kam ihnen dabei das „tiefer Liegende", der einfache Instinkt der Nation zur Sicherung ihrer Existenz.

Und von Rußland sagte List: „Rußland, das bloße Konglomerat einer Menge von Barbarenhorden, verdankt sein Wachstum und seine Größe hauptsächlich einer absoluten Gewalt, die teils auf die überströmende Zivilisation Deutschlands, teils auf ein Kriegsetablissement von unermeßlicher Ausdehnung gestützt ist. Da die Alleinherrschaft dieses Landes alle Garantie entbehrt, die ein hoher Grad von Zivilisation, politische Institutionen und ein solider Nationalcharakter einer Regierung zu verleihen vermögen, so beruht die Stärke der russischen Regierung und die Sicherheit des Alleinherrschers lediglich auf den Bajonetten, über die er zu befehlen hat. Groß geworden durch das Bajonett und die Eroberung, vermag diese Macht nur sich zu behaupten durch das Bajonett und die Eroberung. . . . In der Lage und unter den Umständen, in welchen gegenwärtig Rußland sich befindet, steht

es nicht einmal in dem freien Willen des Beherrschers dieses Landes, ohne sich selbst Gefahren bloßzustellen, die Ausübung seiner Macht zu beschränken; er ist gezwungen, gegen Europa hin die Rolle Philipps von Mazedonien, gegen Asien hin die seines Sohnes Alexander zu spielen.... Frankreich und Rußland sind daher zu einander hingezogen schon durch das Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften, die nur zu ergänzen sind, indem sie den Kontinentalteil der deutschen Rasse in sich aufnehmen. — Dies ist offenbar der letzte Grund einer wechselseitigen Zuneigung, die nur durch vorübergehende Ereignisse eine Zeitlang verdeckt worden ist, in der neuesten Zeit aber mehr und mehr in die Erscheinung tritt.... Das erste Ziel dieser Allianz ist kein anderes als das, Deutschland zu unterdrücken oder doch so weit zu unterwerfen, als es erforderlich ist, um die Deutschen dem gemeinschaftlichen Zweck der Allianz, der Bedrohung der englischen Suprematie in Europa wie in Asien dienstbar zu machen." So List im Jahre 1846.

„Ja" — so kann man da sagen — „das ist doch augenscheinlich falsch gesehen. Frankreich hat doch mit Preußen zuerst ein Bündnis geschlossen; Napoleon III. wollte wieder mit Bismarck ein Bündnis schließen; und heute gar: Rußland hat sich mit England verständigt; Frankreich und Rußland gehen mit England im Bunde gegen Deutschland. Wo ist denn da etwas von einem Kampfe gegen die englische Suprematie?" — Nun, da muß man die geheimsten Gedanken der englischen, französischen und russischen Politiker erfragen, und die kennen wir nicht. Tatsache aber ist jetzt, daß keiner von ihnen allen dreien zu seinem Ziele kommt, weder England, noch Frankreich, noch Rußland, wenn Deutschland stark bleibt und stärker wird. Deutschland ist jetzt für alle drei Mächte das erste und stärkste Hindernis — nicht auf dem Wege zu ihrer Existenzsicherung, aber — auf dem Wege zu ihren Weltmachtplänen. Und darum muß Deutschland zuerst vernichtet werden. Außerdem verfolgten die angestrebten Bündnisse Frankreichs mit Preußen in früherer Zeit das gleiche Ziel, wie die Kriege gegen Deutschland: den Machtzuwachs Frankreichs gegen Osten. Und die Herrschaft seiner Ideenwelt in Deutschland. Denn das hatte List auch gesehen: Frankreich war „der Vertreter der Liberalen auf dem ganzen Kontinent". An dieser Tatsache erwuchs des jungen Bismarck fanatische Gegnerschaft gegen den vom Westen und Süden emporgetragenen deutschen Nationalgedanken, gegen die von Frankfurt angebotene Kaiserkrone. Er sah darin nichts als das elende Machwerk einer nachahmungssüchtigen Demokratie, den Hort gleichsam der nach belgisch-französisch-englischem Muster erstrebten Verfassungsreform, kurz, die Revolution! „Niemand", so hatte selbst List geschrieben, „ist imstande zu sagen, was die deutschen Liberalen tun würden, wenn die deutsche Bureaukratie und die englische Handelspolitik noch lange fortfahren, alles, was in Deutschland Geist und Vaterlandsliebe besitzt, den Franzosen in die Arme zu treiben."

Bismarck kam auch später im Rückblick auf die vierziger Jahre und jenen westdeutschen Liberalismus nicht über die Empfindung hinüber, daß er es da mit „importierter Phrasenschablone" zu tun hatte, und heute wissen wir es, wie stark gerade die Führer der rheinischen Liberalen von den Schriften der französischen Philosophen und Soziologen beeinflußt worden waren. Die Frage aber ist zu wichtig, um nicht auch noch von anderer Seite ein Urteil dazu zu vernehmen. So faßte Ernst Troeltsch die Befähigung der Franzosen zu einer gewissen Führerschaft nicht nur von der politischen, sondern von der kulturpolitischen Seite an. Im Kerne harmoniert er mit der Auffassung Lists und Bismarcks, denn trotz dieser französischen Befähigung weist Troeltsch dennoch zuletzt auf eine große Unzulänglichkeit hin.

„Der Bruch mit der nationalen Religion und nationalen Vergangenheit und die darum erfolgende Festlegung auf die Wissenschaft als die Erzeugerin der neuen, fortschrittlichen und allgemeingültigen Gesellschaftsordnung ist das Charakteristische des französischen Geistes, der in all diesen Brüchen nur die Kontinuität mit dem künstlerischen Geiste der Renaissance erhalten hat. Das befähigt ihn, all den Völkern, die einen ähnlichen Bruch erlebt haben oder wünschen, als Führer zu dienen, und macht ihn allen Romanen, die gleichfalls unter dem Einfluß der Renaissance stehen, wahlverwandt. So ist die große suggestive Weltwirkung wohl zu verstehen; es ist sicherlich eines der bedeutenden Ergeb-

nisse der europäischen Entwicklung. Aber — so meint nun Troeltsch — es ist schwerlich Haß oder Vorurteil, wenn wir Deutschen in einem derartig gebrochenen, mit der Volksreligion entzweiten und darum so völlig rationalistischen Geiste nicht die Macht des Fortschrittes, sondern das Altern einer großen Kultur zu erkennen meinen."

Wir erinnern uns hier neben obigen Übereinstimmungen mit List und Bismarck auch besonders an des letzteren energische Ablehnung eines „Christentums, das über dem Staate steht", wie er sie gegen v. Beckerath so nachdrücklich äußerte: der preußische Landedelmann gegen den liberalen Städter des Westens; aber wir gehen sofort noch einen Schritt weiter: Wegen unserer Meinung des Alterns der französischen Kultur haben wir uns nicht zu entschuldigen, da Altwerden an sich keine Schande ist. Wir wissen aber auch, in wie hohem Grade ein wahres Kulturvolk das Alter ehrt und Ehrfurcht vor seiner Erfahrung und Weisheit hat. Die Gerusia, der Senat und gar manche andere Einrichtungen geschichtlicher Völker geben Zeugnis davon, und sie bezeugen zugleich nicht minder, daß das ehrbare Alter zwar nicht zu führen, aber zu lenken vermag. Nach dieser Seite der Weisheit und Selbstbescheidung aber läßt gerade das französische „Altwerden" vieles, wenn nicht alles, vermissen, und damit schwindet vor dem heutigen Geiste Frankreichs die Ehrfurcht und das Vertrauen in dem gleichen Maße, wie ihm selber die Fähigkeit der Lenkung verloren geht.

Man kann dieses Zurückgehen eines Volksgeistes auf reinen Rationalismus und seine Festlegung auf die Wissenschaft bedauern, aber ändern läßt es sich nicht, da dies eine Begleiterscheinung eben jenes Alterns ist. Gab doch auch Chamberlain einer ähnlichen Empfindung Ausdruck, als ihm bei dem Anblick des Unterganges der Antike der Wunsch erwachte, daß doch nie die Philosophen die geistigen Führer Griechenlands geworden, sondern es in ewiger Jugend seinen göttlichen Dichtern gefolgt wäre. Den Gegensatz aber zweier Altersstufen der Kultur muß man durchfühlen, wenn man Bismarck, den jungen Bismarck, mit stahlblanker Waffe den Kampf aufnehmen sieht gegen die „Revolution" des Westens.

Keine Frage ist es nun, daß um 1830—50 herum in Deutschland die Anhänger des Liberalismus das intelligente Bürgertum und die Juden waren; beide zunächst aus dem Drange nach einer Existenzsicherung ihrer selbst. Das französische Gleichheitsdogma versprach allen Fremdelementen gleiches Staatsbürgerrecht; der Liberalismus war Träger der Forderung des vollen Bürgerrechts, des Anteils am Staatsleben für alle Klassen der Bevölkerung. Aber war das denn alles so neu und erhaben, daß man sich dazu an diese westlichen Verstandesprodukte wie an eine Offenbarung halten mußte? Gab es denn nichts im deutschen Leben, das hier bei zweckmäßigem Umbau als Unterlage moderner Einrichtungen hätte dienen können? Wie wenn man sich auf das Wesen der „Freien" im altdeutschen Rechte besann? Wenn man sich an die „Gotteskindschaft" und das „Selbstpriestertum" Luthers erinnerte, wozu jeder Christ durch die Taufe berufen sei, und eine analoge Folgerung auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes zog? Und die Kantische Lehre [1]), die allerdings das „Du sollst" — die Pflicht — dem „Du kannst" — der Freiheit und dem Rechte an die Seite stellte, aber auch beides voneinander so untrennbar machte, daß dort, wo der Staat eine Pflicht hinstellte, das ihr entsprechende Recht sogleich mit ihr erschien. Da waren doch, sollte man sagen, Quellen genug, das deutsche Leben aus Eigenem zu speisen und im eigenen Geiste zu bilden, und diese ganze Bildung wäre nicht nur sittlich tiefer, sondern auch der deutschen Art weit mehr angepaßt gewesen, weil sie ihr selbst entströmt war. Jener formalistische Kanon einer absolutistischen Demokratie nach dem verlogenen Schema „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", wonach

[1]) S. hierzu auch die schöne Unterscheidung, die Troeltsch zwischen dem romanischen und englischen Freiheitsbegriffe und der deutschen Freiheitsidee macht. Er bezeichnet diese letzte „im Kantischen Sinne als „Freiheit autonomer Pflicht- und Rechtsanerkennung", zu der aus der Auffassung der Romantik" [ich möchte hier lieber sagen: des deutschen Idealismus] „eine unendliche, sich gegenseitig ergänzende Fülle individueller Bildung" floß, und über beide hinaus habe die alte Neigung zur Eigenheit fortgedauert. Troeltsch weist auf die Herkunft der deutschen Freiheitsidee hin, als ursprüngliches Erlebnis „an der deutschen Bildung und an dem geistigen Gehalt der Individualität", woraus dann auch ihre Sonderart als Ordnung des eigenen Wesens von innen heraus im Gegensatze zur romantischen Ungebundenheit und intellektuell-dialektischer Frechheit, wie zur rein formalen und äußerlichen Freiheit der englischen Zivilisation erklärbar wird.

von unten herauf zuerst den Aristokraten, dann den Girondisten, dann den Jakobinern die Köpfe abgeschlagen wurden, bis keiner mehr über den andern hervorragte und die Gleichheit nach unten vollkommen hergestellt und die Brüderlichkeit mitsamt der Freiheit zum Teufel war, jener Kanon war eine Krücke und eine schlechte dazu. Den an ihr einherrasenden Liberalismus fürchtete man, ja, man war der Ansicht, daß alles, was sich Liberalismus nannte, nur dieser degenerierten Art entsprechen könne, und so wollte man vor allem in altpreußischen Kreisen solcher Entartung keinerlei Entgegenkommen erweisen. Und noch lange fürchtete man diese Art des „Liberalismus", denn als König Wilhelm in der Konfliktszeit an Abdankung dachte, schwebte ihm das Schicksal Karls von England und Ludwigs XVI. vor Augen.

Neben diesem „Liberalismus" aber gab es ein Freiheitsstreben in Deutschland, das zugleich und im letzten und höchsten Grade der Träger des Willens zu nationaler Wiedergeburt war. Ihm sah man indes seine edle Art in jener Frühzeit so wenig an der Nase an, wie die Gegner am jungen Bismarck das staatsmännische Genie entdeckten. Gegen jenen romanisierenden Liberalismus hat Bismarck, der ihn noch so sehr mit dem nationalen Gedanken verwechselte, daß er sich sträubte, vom nationalen Hunde gebissen zu werden, als gegen den Geist der Revolution bis aufs Blut gekämpft; gegen ihn hielt er an Rußland, als dem letzten vermeintlichen Träger und Hort der Legitimität, fest. Und erst nachdem er in der eigenen Macht und durch den eigenen Kampf stark geworden war, als er die Existenz seines preußischen Königtums gesichert sah, erschloß er sich selber dem nationalen Gedanken und schmiedete aus ihm die deutsche Einheit. Von der Anschauung Goethes, wie er sie in des Epimenides Erwachen niedergelegt hatte, bis zu diesem Schaffen Bismarcks geht die wirkliche Lebenslinie durch die Krausheiten, Unklarheiten und Verzerrungen hindurch. Und so müssen wir sagen:

Das eine war notwendig: Bismarcks reales Schaffen. Das andere aber war nicht minder notwendig: das Festhalten am nationalen Gedanken, als dem lockenden Denkbilde der Zukunft, als dem andern „besten Machtpfeiler" der Existenzsicherung des nationalen Lebens.

Fassen wir aber von hier aus die Lage noch einmal im Jahrhundertblick zusammen, so ist eines vor allem klar: Ob durch Unterwerfung, ob durch friedliche Verhandlung: Frankreich suchte eine Stärkung seines Lebens in Deutschland. Und Frankreich dachte sich das so, daß es selbst dabei das Haupt und die leitende Macht sein sollte. Also war die nationale selbständige Entwicklung in Deutschland niederzuhalten oder wieder zu beseitigen. Deutschland sollte der beständigen Kontrolle und dem ungehemmten Einflusse Frankreichs geöffnet bleiben. Von Napoleon I. bis zu Thiers, von Thiers bis heute blieb diese Meinung lebendig.

Deutschland dagegen dachte immer mehr anders: Soll Deutschland *seine* Aufgabe nach Osten erfüllen, so war nationale Entwicklung das erste Notwendige. Hinter Deutschland hätte sich dann Westeuropa, das europäische Kulturland als Hilfe und Stütze und Nachdruck bereit halten müssen; jedenfalls und vor allen Dingen mußte Deutschland in seinem Rücken sicher sein. Es mußte darum, wenn es hier auf Hinterhaltigkeit und Widerwillen stieß, sich diese Rückensicherung selber zu schaffen suchen. Das tat es im Jahre 1871 mit der Zurücknahme der Provinzen Elsaß und Lothringen an das Reich, mit der Hinausschiebung seiner militärischen Sicherung vom Rheinstrom in die Vogesen; und so ward es jetzt abermals gezwungen zu der Einrichtung seiner Verteidigungslinie in Belgien und an der Nordseeküste gegen Frankreich und England.

Als Einschaltung: Die Form, wie dieser Notzustand zum dauernden gestaltet wird, ist Nebensache. Ob Unterwerfung, Annexion, ob nur militärische Sicherung oder ähnliches, das ist eine Frage zweiter Ordnung und der praktischen Zweckmäßigkeit; wenn nur das Ziel erreicht wird, daß vom Westen her Deutschland nicht mehr plötzlich überfallen werden kann, wie es nach den Abmachungen Belgiens mit Frankreich und England in gefährlicher Aussicht stand. Der Westen muß hinter Deutschland stehen, zum mindesten muß er dahin gebracht werden, seinen bösen Willen gegen Deutschland nicht mehr in aussichtsvolle Tätlichkeiten umsetzen zu können.

Als dritten „Machtpfeiler" unserer heutigen Entwicklung fügt nun Troeltsch zu dem des deutschen Geistes und der preußischen Armee die Organisation und Einigung der deutschen Arbeit in

Unternehmerschaft und Arbeiterschaft hinzu. Hier aber möchten wir eine prinzipielle Scheidung nicht mehr mitmachen, sondern in dieser Hinzufügung mehr eine Erläuterung nach bestimmter Seite erblicken. Denn hier haben wir es unserer Ansicht nach mit einer speziellen Auswirkung des deutschen Geistes auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete zu tun. Nur der „Stoff" sozusagen ist ein anderer, die Bildkraft — so nennt Troeltsch diese Machtpfeiler — ist die gleiche des einen deutschen Geistes, die auch in der Musik, der Kunst und Poesie, der Philosophie und Wissenschaft wie in der Religion usw. zur Wirkung kam und zur Wirkung strebt, seitdem die Reformation die Auslese der beweglichen Geister in Deutschland angebahnt und die Inzucht des konfessionellen und sozialen Lebens sie hatte erstarken lassen. Da war dann die Frage, ob diese Inzucht unser Leben zu impotenter Erstarrung führen oder ob die durch sie gezüchteten Kräfte zu einer starken Neubefruchtung ins Leben hinausdringen würden, zu einer neuen und umfassenden Existenzsicherung durch das Einströmen ihrer Bildkraft in alle Gebiete. Das letzte war bekanntlich der Fall, und dieser Vorgang erreichte noch nicht sein Ende. Immer noch kämpfen in weiten Schichten unseres Volkes jene von Westen importierten absolutistischen Freiheitsbegriffe gegen die deutsche Idee der Freiheit der in sich selbst ruhenden sittlichen Persönlichkeit.

Nach diesem Gange zur innersten Werkstätte des deutschen Wesens noch einmal zurück zu Friedrich List! Er, als der wirkliche Prophet, hat recht behalten. So sei ihm auch hier ein letztes Wort vergönnt:

„Deutschland denkt mit Widerwillen an die künftige Suprematie von Nordamerika," — so schrieb er im Jahre 1846 — „es fürchtet die von Frankreich, es verabscheut die von Rußland." — Und England? — so fragen wir nun.

Ja — England! Niemals stand ein Land und Volk höher in der Achtung und Schätzung hervorragender Männer eines andern Volkes, als England in der Achtung der Zeitgenossen Lists stand. Selbst Bismarck hatte, wie wir wissen, seine englische Vorliebe, aber schon früh kam er zu der glücklichen Einsicht, daß „sich die

Leute von uns nicht lieben lassen wollen". Voll sind seine Erinnerungen von Mitteilungen über politische Strömungen und Agitationen in Deutschland, die nur auf dem guten Glauben beruhen konnten, England werde im gegebenen Falle auf deutscher und preußischer Seite stehen, und alle in dieser Richtung arbeitenden Bestrebungen erschienen seinem scharfen Blick als aussichtslose Einbildungen. Obgleich nun List der englischen Verschlagenheit schon scharf hinter die Maske schaute, obgleich er Englands handelspolitische Mißgriffe gegen Deutschland sah und den englischen Geschäfts- und Machtneid Deutschland gegenüber fürchtete, gab er dennoch seine Meinung über England als die deutsche Meinung kund, daß es eine Nation geworden sei, „die nicht ihresgleichen auf Erden hat".

Hat wohl — so muß man heute fragen — jemals ein Volk die höchste Erwartung eines andern Volkes bitterer enttäuscht, als England? Von der Königin Augusta bis zu ihrem Enkel, dem dritten deutschen Kaiser, blieb diese Hoffnung auf England lebendig; und lesen wir heute Broschüren wie diejenige des Freiherrn Heinrich Langwerth von Simmern: „England in Südafrika", oder Vorträge wie denjenigen von Erich Marcks: „Deutschland und England" aus dem Jahre 1900, so müssen wir sagen: auch die Besten und Kenntnisreichsten unseres Volkes waren noch trotz Bismarck von diesem englischen Traume umsponnen. Da war es ein grausames Erwachen, als die Grey und Asquith und Churchill uns weckten. Aber es war auch das Erwachen eines Volkes, dessen Geschick seiner Erfüllung entgegenreifte, einer Erfüllung, wie sie ein List kaum zu träumen gewagt hatte: an der Spitze aller Völker des europäischen Kontinents würde Deutschland stehen, wenn seine gerechten Forderungen freier Institutionen und einer nationalen Organisation erhört würden. Wer hört nicht den tiefsten Wunsch, wer nicht den bangen Zweifel aus diesen Worten?

Aber Deutschlands gerechte Forderungen sind erhört worden. Die Achtung, die ehrfurchtsfreudige Anerkennung, die Deutschland einmal England entgegenbrachte, die hohen Erwartungen, die es an die Entwicklung des Inselvolkes knüpfte — alles das ehrt heute Deutschland. Es zeigt, wie rein und tief sein politischer Idealismus einmal war. Nun aber, da jene Erwartungen von

Unternehmerschaft und Arbeiterschaft hinzu. Hier aber möchten wir eine prinzipielle Scheidung nicht mehr mitmachen, sondern in dieser Hinzufügung mehr eine Erläuterung nach bestimmter Seite erblicken. Denn hier haben wir es unserer Ansicht nach mit einer speziellen Auswirkung des deutschen Geistes auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete zu tun. Nur der „Stoff" sozusagen ist ein anderer, die Bildkraft — so nennt Troeltsch diese Machtpfeiler — ist die gleiche des einen deutschen Geistes, die auch in der Musik, der Kunst und Poesie, der Philosophie und Wissenschaft wie in der Religion usw. zur Wirkung kam und zur Wirkung strebt, seitdem die Reformation die Auslese der beweglichen Geister in Deutschland angebahnt und die Inzucht des konfessionellen und sozialen Lebens sie hatte erstarken lassen. Da war dann die Frage, ob diese Inzucht unser Leben zu impotenter Erstarrung führen oder ob die durch sie gezüchteten Kräfte zu einer starken Neubefruchtung ins Leben hinausdringen würden, zu einer neuen und umfassenden Existenzsicherung durch das Einströmen ihrer Bildkraft in alle Gebiete. Das letzte war bekanntlich der Fall, und dieser Vorgang erreichte noch nicht sein Ende. Immer noch kämpfen in weiten Schichten unseres Volkes jene von Westen importierten absolutistischen Freiheitsbegriffe gegen die deutsche Idee der Freiheit der in sich selbst ruhenden sittlichen Persönlichkeit.

Nach diesem Gange zur innersten Werkstätte des deutschen Wesens noch einmal zurück zu Friedrich List! Er, als der wirkliche Prophet, hat recht behalten. So sei ihm auch hier ein letztes Wort vergönnt:

„Deutschland denkt mit Widerwillen an die künftige Suprematie von Nordamerika," — so schrieb er im Jahre 1846 — „es fürchtet die von Frankreich, es verabscheut die von Rußland." — Und England? — so fragen wir nun.

Ja — England! Niemals stand ein Land und Volk höher in der Achtung und Schätzung hervorragender Männer eines andern Volkes, als England in der Achtung der Zeitgenossen Lists stand. Selbst Bismarck hatte, wie wir wissen, seine englische Vorliebe, aber schon früh kam er zu der glücklichen Einsicht, daß „sich die

Leute von uns nicht lieben lassen wollen". Voll sind seine Erinnerungen von Mitteilungen über politische Strömungen und Agitationen in Deutschland, die nur auf dem guten Glauben beruhen konnten, England werde im gegebenen Falle auf deutscher und preußischer Seite stehen, und alle in dieser Richtung arbeitenden Bestrebungen erschienen seinem scharfen Blick als aussichtslose Einbildungen. Obgleich nun List der englischen Verschlagenheit schon scharf hinter die Maske schaute, obgleich er Englands handelspolitische Mißgriffe gegen Deutschland sah und den englischen Geschäfts- und Machtneid Deutschland gegenüber fürchtete, gab er dennoch seine Meinung über England als die deutsche Meinung kund, daß es eine Nation geworden sei, „die nicht ihresgleichen auf Erden hat".

Hat wohl — so muß man heute fragen — jemals ein Volk die höchste Erwartung eines andern Volkes bitterer enttäuscht, als England? Von der Königin Augusta bis zu ihrem Enkel, dem dritten deutschen Kaiser, blieb diese Hoffnung auf England lebendig; und lesen wir heute Broschüren wie diejenige des Freiherrn Heinrich Langwerth von Simmern: „England in Südafrika", oder Vorträge wie denjenigen von Erich Marcks: „Deutschland und England" aus dem Jahre 1900, so müssen wir sagen: auch die Besten und Kenntnisreichsten unseres Volkes waren noch trotz Bismarck von diesem englischen Traume umsponnen. Da war es ein grausames Erwachen, als die Grey und Asquith und Churchill uns weckten. Aber es war auch das Erwachen eines Volkes, dessen Geschick seiner Erfüllung entgegenreifte, einer Erfüllung, wie sie ein List kaum zu träumen gewagt hatte: an der Spitze aller Völker des europäischen Kontinents würde Deutschland stehen, wenn seine gerechten Forderungen freier Institutionen und einer nationalen Organisation erhört würden. Wer hört nicht den tiefsten Wunsch, wer nicht den bangen Zweifel aus diesen Worten?

Aber Deutschlands gerechte Forderungen sind erhört worden. Die Achtung, die ehrfurchtsfreudige Anerkennung, die Deutschland einmal England entgegenbrachte, die hohen Erwartungen, die es an die Entwicklung des Inselvolkes knüpfte — alles das ehrt heute Deutschland. Es zeigt, wie rein und tief sein politischer Idealismus einmal war. Nun aber, da jene Erwartungen von

England nicht erfüllt wurden, ist Deutschland zum Schuldner der Welt geworden, da man Ideale doch nicht bloß für andere aufstellen kann. Sobald sie da sind, muß ihre Verwirklichung erstrebt werden, und so muß Deutschland nun selber jene hohen Erwartungen zu erfüllen suchen. Der Platz „an der Spitze aller Völker des europäischen Kontinents" wurde frei. Mit heiligem Mute und zielsicherer Besonnenheit wandle es seinen Weg dahin, wo noch einmal die Existenzsicherung seiner nationalen Zukunft liegt.

Diese Notwendigkeit hat der Kaiser begriffen, und seinen Zuruf hat das deutsche Volk verstanden. „Innerlich grenzenlos — äußerlich begrenzt" — zu diesem Worte Goethes hat sich der Kaiser einst bekannt. Wo aber wird nun nach dem „Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas — der deutschen Bildkraft — in die Umgebungen der Außenwelt" diese ihre äußere Begrenzung wiederfinden? Außer der „Gunst" des „Gewahrwerdens" unser selbst erleben wir nun ein Zweites, ein Wunderbares: die beiden Linien der Vergangenheit sind geeint. „Demokratischer" im deutschen Sinne und monarchischer zugleich war nie ein Volk, als es das deutsche Volk heute ist, das jetzt da draußen vor dem Ring seiner Feinde um die Sicherung seiner nationalen Existenz kämpft. Und hinter der Front! Wie in den Wagenburgen der alten Germanen die Mütter und Frauen, die Greise und Kinder den Kämpfern zuriefen und zujubelten, ihnen Hilfe und Linderung sandten, so ward ganz Deutschland heute zu einer gigantischen Wagenburg. Vor dem Feinde und daheim — eins!

Ein großes Volk, das den Kaiser umschließt und die Fürsten und den letzten Pferdeknecht! So ist es deutsch, so wurde die Erfüllung jenes heißen Strebens, das einst die Seelen unsrer Besten mit Hoffen und Zweifel und mit immer neuem Ringen durchbebte. Und an der Spitze dieser siegenden Kameradschaft, der stahlblanken Morgengabe des preußischen Heeres an das deutsche Volk, der Kaiser selber! Nach außen stellt er sie dar, wie er ahnungsvoll diese letzte innigste Volkseinheit vorbereiten half und sie heute in großer Seele miterlebt.

Ein Unterbau in hundertjährigem Mühen wurde geschaffen. Er vermag eine große Zukunft zu tragen.

Die Zukunft komme!

Anmerkungen.

Einen vollständigen Nachweis der benutzten Literatur zu geben, ist nicht die Absicht. Nur zu einzelnen besonderen Gedankengängen und Anführungen soll das Folgende als Führer dienen.

Zu Seite 6 ff. besonders Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. I, Einleitung, und Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, Bd. II,2.

" " 9 f. Heigel, Die Wittelsbacher in Schweden.

" " 15 ff. Taine, Les origines de la France contemporaine (besonders L'ancien regime und La Revolution).

" " 20. Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. S. 74 ff.

" " 27. H. v. Poschinger, Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh. S. 95.

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. [Hier sei anschließend gleich bemerkt, daß alle weiteren und späteren Anführungen von Bismarck entweder diesem Buche — nach dem Sachregister leicht auffindbar — oder

Horst Kohl, Bismarcks politische Reden, historisch-kritische Gesamtausgabe, oder

desselben, Bismarckreden 1847/95, 98, oder

den Stenographischen Berichten über die Landtagsverhandlungen entnommen sind. Einzelnes sodann nach Bismarcks Briefen an Braut und Gattin. — Auch diese Anführungen sind nach der Zeit, woraus sie stammen, leicht zu finden.]

" " 39 ff. Fichte. Anführungen aus Sämtliche Werke, Bd. VII S. 533, 339, 446, Bd. VI S. 104, dann Bd. VII das „Vermächtnis" S. 546 ff., Bd. VI S. 86, 90, Nachlaß III S. 404 ff.

" " 40. Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. S. 12.

" " 44. Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 3. Aufl. [Die auch später folgenden Anführungen aus Meinecke sind unter den betreffenden Namen und Titeln leicht auffindbar.]

" " 55. Meinecke, a. a. O. S. 188.

" " 56. Ernst Troeltsch, Der Geist der deutschen Kultur [in „Deutschland und der Weltkrieg"]. S. 80.

" " 60. v. Poschinger, Unruh. Anhang.

" " 63 ff. Geschichte der Staatswissenschaft von O. Weitzel, Stuttgart und Tübingen 1833. Geschichte der Rechtsphilosophie von Friedrich Julius Stahl, Heidelberg 1847. R. von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. S. 529—60.

Zu Seite 82 f. Friedrich List's gesammelte Schriften (Hera. Ludwig Häusser), Bd. III S. 16 f., Bd. II S. 370 f.
" " 84. " " II. 373.
" " 85. " " II. 374 [Anführungen von Dr. Bowring, aus der Westminster Review und der Times].
" " 86 f. " " II. 382 f. [Anführungen aus Henri Richelot, L'association douanière allemande, Paris 1845], 411, 413, 415 f.
" " 88. " " II. 427, 429 ff.
" " 89 f. " " II. 433 f., 437, 439 f., 440, 442 f.
" " 91. " " II. 443 f., „Entente cordiale" 445, 447 f.
" " 92. " " II. 450 f. 452 f.
" " 94. " " II. 445. „Carthaginem esse delendam" 461.
" " 95. " " II. 458 f. „Vollständige Organisation", „Einsicht des Adels".
" " 96. " " II. 460, 456 f.
" " 97. " " II. 468, Die Bureaukratie.
" " 98. Zu den hier erörterten Problemen nun auch die ausgezeichnete Schrift von Hermann Bächtold: Die Grundlagen des Weltkrieges. 1915.
" " 99 ff. Humboldt. Siehe Wilhelm von Humboldt, Gesammelte Werke, Berlin 1852. Bd. VII. Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. S. 59, 71 ff., 85.
" " 104 ff. Stahl. Siehe außer Meinecke Stahl selbst (s. o.) und B. Michniewicz, Stahl und Bismarck. Berlin 1913.
" " 108 ff. Hegel. Siehe außer Meinecke besonders Paul Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer. Leipzig 1890.
" " 112. Les entretiens d'Ariste et d'Eugene. 4me éd. Paris 1673.
" " 118 ff. Ranke siehe neben Meinecke Ranke, Werke Bd. 24 „Die großen Mächte" und Bd. 49, 50. (Kleinere Schriften historisch-politischen Inhalts.)
" " 123. Bei List Bd. III, Vorwort S. XL stoße ich eben beim Nachsuchen obiger Anführungen auch auf den meine Anschauung von „der einen Linie: Individuum — Volk — Menschheit" — fast wörtlich bestätigenden Ausspruch: „Auf die Natur der Nationalität als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit ist mein ganzes Gebäude gegründet."
" " 137. Anmerkung: Humboldt a. a. O. Bd. VII 273 ff.
" " 138. Eintritt des Ultramontanismus in die preußische Politik. Siehe vor allem jetzt als Ergänzung zu H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V S. 657, 677, 683 u. a.;
Josef Hansen, Gustav von Mevissen Bd. I und II, besonders zu den Ereignissen der 40er Jahre (Bd. I Kap. XIV).

A. Caspary, Ludolf Camphausen (Kap. 9).
Friedrich Mönkmeier, Die Rhein- und Moselzeitung. Bonn 1912, S. 40—76 und Kapitel VI und VII.
Wegweisend dazu auch verschiedene Aufsätze und Vorträge von Justus Hashagen.

Zu Seite 146 ff. Ranke, s. o.
" " 215. Wilhelm von Humboldt (a. a. O. 288 ff.) spricht sich zu der Frage in folgender Weise aus: «Ce n'est pas depuis Napoléon ou depuis la revolution seulement que la France a fait des tentatives pour envahir l'Allemagne et la Belgique. Elle les a toujours renouvellées de tems en tems, et les places qu'on lui ôterait à présent ont servi de bases à ses opérations militaires. L'Allemagne, de son côté, est un état essentiellement pacifique.»
" " 216 ff. List a. a. O. II. 443—468.
" " 219. Ernst Troeltsch, Geist der deutschen Kultur, S. 62 f.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032255896

343 Sch34

Verlag von Georg Reimer in Berlin W 10

Mitteleuropa

von

Friedrich Naumann

Preis geheftet M. 3.— In Pappband gebunden M. 3.50

In diesem Buche stellt Dr. Fr. Naumann den Staaten Mitteleuropas, die jetzt durch heldenhaften Kampf verbündet sind, eine gemeinsame Zukunft vor Augen. Er redet von der Menschheitsgruppe „Mitteleuropa" und vergleicht sie mit den größten Reichen der Gegenwart. Er will die Willenskräfte der Nationen und Staaten zwischen Ostsee und Adriatischem Meer auf das gemeinsame Ziel der Herstellung eines größeren dauernden Verbandes hinlenken: „Diese zur politischen Wirkung zusammenzufassen, zu einem Heer und einer Kraft und einem geschichtlichen, staatlichen Organismus —, es ist etwas fast Übermenschliches und dabei Herrliches, eine Arbeit für große Staatsgestalter, die Völkerseele in sich tragen und denen der Geist der Geschichte die Gedanken lenkt. Wer sich an dieses Werk heranmachen will, darf nicht kleinlich sein, muß groß sein in Wille, Herrschaft, Güte und in Geduld. Für dieses Werk aber wollen wir aus allen Teilen Mitteleuropas unsere besten Männer und Frauen rufen, oder besser gesagt, wir wollen ihnen den Ruf in Worte fassen, den die Vorsehung selbst in diesem Kriege an uns alle richtet: Werdet einig! Bleibt einig nach soviel Blut!" Ein Buch von äußerster Wichtigkeit für jeden Deutschen, jeden Österreicher und jeden Ungarn, wie auch für die Nachbarn dieser Länder!

Kriegs- und Heimatchronik

von **Dr. Friedrich Naumann**
und **Dr. Gertrud Bäumer**

—— Erster Band ——

August 1914 bis Juli 1915

Preis geheftet M. 5.— Gebunden M. 6.—

Die Verfasser sagen:

Als im Anfang des August 1914 der Krieg begann, dessen Größe und Länge wir nicht ahnen konnten, haben wir uns vorgenommen, den Gang der Ereignisse in der „Hilfe" von Tag zu Tag aufzuzeichnen, so gut wir während des übermächtigen Getriebes die Dinge zu durchschauen vermöchten. Dabei dachten wir beide von vornherein daran, ein Buch zu schaffen, das nach dem Kriege der Erinnerung und auch der geschichtlichen Darstellung dienen könnte.

Es gibt nun zwar schon heute so viel Kriegsliteratur, und beständig häuft sich der Berg der Schriften und Bücher, daß wir unsere gemeinsame Arbeit nur als einen kleinen Teil der unübersehbaren Gesamtbeschreibung des Weltkrieges und seiner Folgen ansehen können, einen bescheidenen Teil, denn sie kommt ohne Bilder, Landkarten und mit der Nüchternheit der Tagesaufzeichnung. Vielleicht aber ist gerade das letztere für die Folgezeit ein Vorteil. Man kann nicht Hunderte von Tagen mit Trompetengeschmetter begleiten, und das, was sich begibt, ist mächtig genug, der beständig mitlaufenden Festrede entbehren zu können. Wir wollen Tatsachen aufzeichnen, dabei freilich oft gerade auch kleine, kaum greifbare, nur für das Gefühl vorhandene Erscheinungen und Urteile. Wenn später Nachkommen dieser Zeit sich fragen werden, wie es uns im Kriege zumute gewesen sein muß, so werden sie wohl in unseren Chroniken einiges in und zwischen den Zeilen lesen, was in keinem Generalstabsbericht und in keiner Kriegswirtschaftsgeschichte vorkommt. Es ist uns beiden dieser Krieg von Anbeginn an nicht nur ein militärischer oder wirtschaftlich-technischer Vorgang gewesen, sondern ebenso eine Seelenbewegung ohnegleichen, deren Zittern und Wogen nicht weniger zur Weltgeschichte gehört als das Aufsteigen und Absteigen der Heere und Geschwader, als das Wachsen oder Sinken der Materialvorräte und Preise.

Wir lassen also zunächst den ersten Jahrgang erscheinen. Wie vieles dann noch folgen muß, weiß kein Mensch. Es ist erlaubt zu hoffen, daß es nicht mehrere Bände sein werden. Im Schlußbande soll ein Kalenderverzeichnis der Ereignisse, der Schlachten, Gesetze und Verordnungen für das ganze Werk geboten werden.

Diesen ersten Jahrgang widmen wir dem Gedächtnis derer, die für uns alle gestorben sind.